

Wittmann

1928 bis 1945

Das
Erfolgsreichtum
minimales Preis

1000
Willy Gommern

Überarbeitet, illustriert und heraus-
gegeben von Siegfried Hanemann
Zeichnungen von den Ausgrabungen
von Willy Hanemann
April 1986

Widitten

Der Schulmeister erinnert sich

*Ich habe keinen Teil an allem Streit der Menschen
über ihre Meinungen,
aber das, was sie fromm und brav und treu und bieder machen,
was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz,
und was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann,
das, meine ich, sei außer allem Streit,
uns allen und für uns alle in unser Herz gelegt.*

Pestalozzi (Lienhard und Gertrud)

I N H A L T

Vorwort	6
Widitten	9
Aller Anfang ist schwer	13
Politisches Intermezzo	51
Die Schulgemeinschaft wächst	84
Aus dem Tierbuch von Widitten	117
Kinder erobern die Eltern	141
Dorfschicksal ist Weltgeschichte	172
Unser Feld wird die Welt	218
Ausklang	253
Anhang (Autor, Dorfpläne, Verbleib der Widitter)	279

Vorwort

*Wir bleiben alle am Wege.
Wer von erreichten Zielen spricht,
ist ein Narr.*

Wenn wir auf einen gewissen Abschnitt unseres Lebens Rückschau halten wollen, so fließen in der Erinnerung die Tage nicht an uns vorüber wie ein Strom, sondern wir erleben in Gedanken nur besondere Hoch- und Tiefpunkte. Und je nachdem die hellen oder dunklen Stunden vorwiegen, stimmt uns der vergangene Lebensabschnitt froh oder traurig.

Das Leben gleicht einer Wellenbewegung. Die Höhen und Tiefpunkte geben ein Bild der bewegten See, also auch des bewegten Lebens. Die Mittellage wird im Leben meist vergessen.

Oder anders: Das Leben sehen wir rückschauend wie ein Mosaik. Es besteht aus kleinen Steinchen oder Farbpunkten, hellen, dunklen oder bunten. Ein einzelnes Steinchen kann schön sein, gibt aber kein deutbares Bild. Erst die Zusammenstellung von farbigen, hellen und dunklen Steinchen gibt eine Vorstellung, ein Gesamtbild vom Leben. Man darf auch nicht zu nahe an das Bild herantreten, sonst sieht man nur einzelne Steinchen, so wie man dicht vor einer Hauswand nur einzelne Ziegel sieht, aber kein Haus. Erst mit Abstand erkennt man den Sinn des Ganzen.

Es gehören aber nicht nur farbige Steinchen zum Mosaik, sondern auch graue und farblose. Durch sie treten die farbigen Stellen um so leuchtender hervor. Alle Tage kann nicht Sonntag sein; der Alltag gehört dazu, sonst gibt es keinen Sonntag.

Dieses Büchlein soll das Bild einer Schule in einem gewissen Zeitabschnitt wiedergeben. Es soll ein Mosaik aus einzelnen Berichten sein, die zwar für sich auch etwas sind, einzelne leuchtende Steinchen, die aber erst in der Zusammenstellung ihre volle Bedeutung erhalten. Es gehören auch graue, also Alltagssteinchen dazu, sonst gäbe es kein richtiges Bild.

Dieser Bericht soll wahr sein; deshalb musste ich auch meine Irrungen und Wirrungen mit hineinschreiben. Es geht im Leben nun einmal nicht so ordentlich und passend zu wie in den Romanen. Das Leben ist vielfältiger, und oft weiß man nicht, ob das glückt, was man sich vorgenommen hat, und zurechtstutzen läßt sich das Leben meist nicht. Wenn man falsch gegangen ist, bleibt einem nur der Rückzug. Ich habe viele Rückzüge mitgemacht, nicht nur im Kriege, sondern auch im Schulleben. Ich habe oft nicht das erreicht, was

ich wollte, oft sogar das Gegenteil. Aber so ist es allen Suchern gegangen.

Da ich viele Fehler zugeben muß, muß ich von meinem Tun Abstand nehmen, um meine Erfolge und Mißerfolge nicht zu beschönigen. Darum habe ich in diesem Buche nicht von mir gesprochen, sondern von dem Lehrer, der ich einst war. Da fällt es vielleicht leichter, die Fehlschläge zuzugeben, aber auch die Erfolge nicht bescheiden zu verschweigen; denn auch darauf kommt es mir an, denen, die auch Sucher sind, Mut zu machen. *)

Nun wird man vielleicht einwerfen, daß solch eine kleine Land-
schule wie Widitten doch unmöglich etwas schaffen konnte, das auch
nur entfernt nach Bedeutung oder nach Wert für andere aussehen
könnte. Es ist ja nie etwas davon in die große Öffentlichkeit ge-
drungen. Ja, es ist wahr, daß nichts darüber veröffentlicht ist,
vielleicht auch nie etwas darüber in den Akten einer Regierung oder
eines Schulrats gestanden hat. Wir haben das ja auch nie gewollt.
Es lag uns fern, uns unserer Arbeit zu rühmen und äußeren Erfolg,
Anerkennung und Aufstieg zu erlangen. Ich weiß nicht einmal, ob
einer meiner Vorgesetzten von unserer in der Stille geleisteten Ar-
beit etwas wusste; denn wir haben es nicht berichtet, und unser
Zauberdorf lag zu abgelegen von der großen Straße, so daß es nicht
gesehen werden konnte. In unser Walddorf mit den scheußlichen
Straßen kam sehr, sehr selten ein Vorgesetzter, weil auch der näch-
ste Bahnhof so weit ablag. Einmal blieb der Schulrat 10 Jahre weg,
so daß die Kinder ihn anstauten, weil sie noch nie einen fremden
Menschen in der Schule gesehen hatten. Trotzdem haben wir die Ar-
beit gern und mit freudigem Herzen getan, weil wir sie für richtig
und wichtig und mindestens für unser Dorf fruchtbar hielten. Dieses
Dorf war klein; aber muß das Bedeutsame immer groß sein? Setzt
sich nicht das Große aus Kleinem zusammen? Ist die Kleinarbeit an
tausenden von kleinen Schulen nicht auch für unser Volk von Bedeu-
tung? Kann sie nicht beispielgebend sein?

Nun berichte ich darüber heute, wo ich die Arbeit niederlege,
und darum nicht der Verdacht aufkommen kann, ich wolle noch etwas
werden. Dazu stehe ich zu weit im Abendschein. Aber vielleicht ist

*) Mein Vater verzeiht mir sicher, daß ich hier seine Überlegungen
nicht respektierte und alles in die Ichform umgeschrieben habe.
Es liest sich angenehmer. S. Hanemann

es gerade anregend und beweisend, daß man auch in kleinsten, engsten und ärmlichsten Verhältnissen eine Erziehungs- und Bildungsaufgabe lösen kann, wenn der Wille und einiges Organisationstalent vorhanden sind. Und vielleicht ist es auch wichtig, zur Kenntnis zu nehmen, daß zu den "Stillen im Lande" auch die einsamen Dorfschulmeister gehören, die in tausenden von Ein- und Zweiklassigen an der Jugend erfolgreich arbeiten.

Und nun gehe dieses kleine Buch hinaus der Jugend zum Ansporn, den Suchenden zur Ermunterung und Lehre, den aus dem deutschen Osten vertriebenen Erziehern zur Ehre! Ihr Arbeitsfeld ist zwar ver-
nichtet wie meins, ihre Jünger sind zerstreut wie meine, aber die Arbeit war dennoch nicht vergeblich, wie uns die Zerstreuten oft bezeugt haben. Das tröstet und stärkt mich.

Abbensen, 1959

Willy Hanemann



Widitten

Ich kenn ein Fleckchen Erde,
da geh' ich ein und aus,
am Wald ein kleines Dörfchen,
darin mein Heimathaus.
Und zieh' ich in die Fremde
und trübet sich mein Blick,
dann denk ich voller Sehnsucht
stets an mein Dorf zurück.

Die Welt ist voller Freuden,
doch nirgends ist mir wohl,
das was mir draußen winket,
es dünkt mich leer und hohl.
Seh' ich die Stadt voll Steine,
so faßt mich kalter Graus,
dann eil ich schnell zur Heimat,
dort ruh ich mich dann aus.

Wohl findet sich kein Bernstein,
das Gold des Samlandstrand's
auch keine Weizenfelder,
nur Felder dürrer Sand's;
doch hält man seit Geschlechtern
der Väter Scholle fest,
und zäher Fleiß beweiset,
daß sich's hier leben läßt.

Wohl ist's nicht Meeresküste,
doch ist es Haffesstrand,
und stolze Schiffe tragen
hier Schätze in das Land.
Das Wasser rauschet mächtig,
gewaltig wie das Meer,
dem wagemut'gen Fischer
gibt's seine Schätze her.

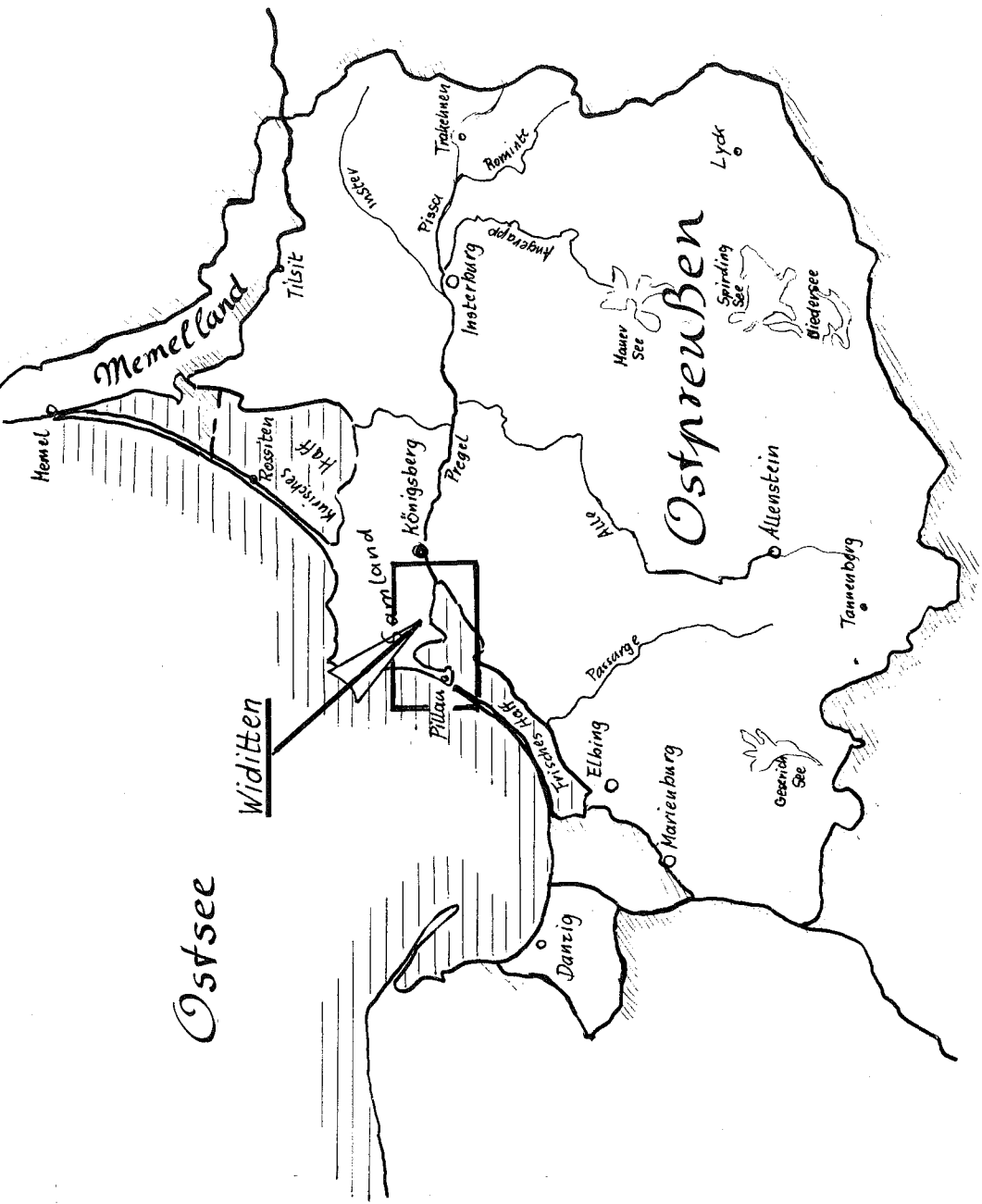
Und schon vor tausend Jahren,
nach einer alten Mär,
kam Adalbert, der Heil'ge,
vom fernen Land hierher.
Hier wollte er sich opfern,
hier trat er an den Strand,
war doch Widitten damals
der größte Ort im Land.

Zerfallen sind die Häuser,
die Burg versank wohl ganz,
nur Scherben auf den Feldern,
sie zeugen von dem Glanz;
doch neues Leben grünnet
wohl aus dem Staub empor,
dieselbe Sonne scheint,
der Wald rauscht wie zuvor.

Und bin ich müd' zum Sterben
und matt vom Weltgebraus,
dann such ich mir ein Plätzchen
bei meinem Heimathaus.
Da setzet mir ein Kreuzlein,
das Wald und Wasser sieht,
zum allerletzten Abschied,
da singet mir dies Lied.

29. März 1930

Willy Hanemann, Widitten.



Ostsee

Widitten

Ostpreußen

Memelland

Tilsit

Königsberg

Pregel

Insterburg

Traidenen

Rominten

Lyck

Allenstein

Tannenbürg

Elbing

Marienburg

Danzig

Hemel

Kürisches
Rositten

Haff

Königsberg

Pillau

Frisches Haff

Pasarge

Hauer See

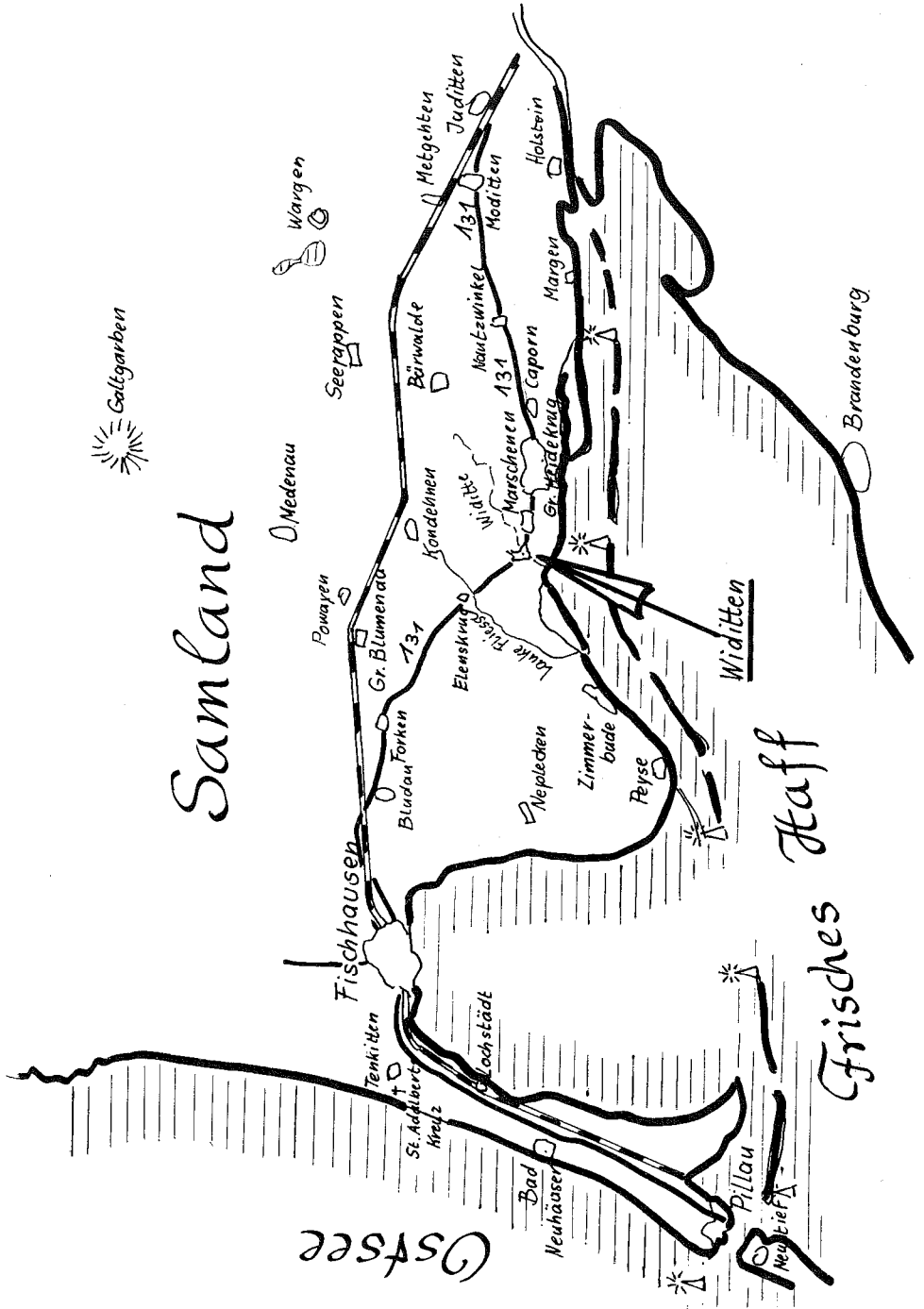
Spirding See

Niedersee

Oeser See



Samland



Ostsee

Kaff

Frisches

Widitten

Brandenburg

Fischhausen

Margen

Seerappen

Medenau

Powayen

Gr. Blumenau

137

Bludau Forken

Eienkwa

Nepleden

Zimmerbude

Peyse

Lochstädt

Bad Neuhäuser

Pillau

Neuhäuser

Kondelnen

Wils

Marschenen 131

Gr. Friedeburg

Caporn

Margen

Hauswinkel

131

Moditz

Birwale

Margen

131

Metgeben

Juditten

Holzbein

Margen

131

Moditz

Margen

131

Moditz

Holzbein

Juditten

Margen

131

Metgeben

Juditten

Holzbein

Margen

131

Moditz

Margen

131

Moditz

Nr. 211. S. I.

Bestallung!

Wir stellen Sie mit Wirkung vom 1. Okt. i. J. 1928.
ab als Volksschullehrer ... für den Schulverband
Widitten Kreis Fischhausen endgültig in
dem Vertrauen und unter der Bedingung an, daß Sie alle mit
dem Amte verbundenen und künftig zu verbindenden Pflichten
treu erfüllen werden.

Sie sind verpflichtet, auf Verlangen gegen eine ange-
messene im Streitfalle von uns festzusetzende Entschädigung
bis wöchentlich 4 Unterrichtsstunden an den im Schulbezirk
vorhandenen oder noch zu errichtenden Berufsschulen zu
übernehmen.



An

dann Lehrer Herrn
Friedrich

Willi Hennemann.....

in: Schulzeit.....

I. 26.

Aller Anfang ist schwer

*Seh ich die Werke der Meister an,
so seh ich das, was sie getan.
Betracht ich meine Siebensachen,
seh ich, was ich hätt sollen machen.*

Goethe

I N H A L T

Die Sonne geht auf und wieder unter	14
Ein verhängnisvoller Brief	16
Ein Erlaß und seine Folgen	19
Weitere Verstimmungen	20
Inventur	23
Wie tausend andere	24
Der gestrenge Herr Lehrer	26
Bull und Buttermilch	28
Die Elefantenhaut	30
Zahn um Zahn	32
Warte nur, wenn du in die Schule kommst!	33
Blauer Dunst	36
Kinder führen den Lehrer	38
Die erste Revision	41
Der Fleck an der Wand	44
Fallgruben	46
Der Spucknapf	48
Wenn die Schlange beißt	49

Die Sonne geht auf und wieder unter

Mit einem kurzen Ruck hielt der Zug auf der Station der Samlandbahn. "Po-way-en!" rief draußen der Schaffner. Ich erhob mich und schritt zum Ausgang. Ein Blick auf das Bahnhofsgebäude war nicht möglich; die Scheiben waren dicht bereift. Als ich die Tür öffnete, stieß mich der scharfe Ostwind fast ins Abteil zurück. An der Sperre fragte ich den Beamten nach dem Wege nach Widitten. Nur mit einem Kopfnicken deutete er die Richtung an und rief: "Über Elenskrug!"

"Elenskrug", dachte ich, "welcher Wirt nennt seine Herberge Elenskrug? Es muß aber wohl ein Elenskrug sein, ein Ort, wo es Elen oder Elche gibt, diese Urwelttiere einer versunkenen Welt." Nur von Bildern her kannte ich sie, so daß ich ganz gespannt auf die Wirklichkeit war. Nun kam ich in den Hochwald und schaute mich erwartungsvoll um, ob wohl eine Ramsnase oder gar eine Elchschaufel irgendwo hervorlugte. Da stand an einer rechtwinkligen Straßenbiegung ein unscheinbares Wegeschild:

E L E N S K R U G 4 km.



Der Schnee lag fußhoch und knirschte leise unter den Sohlen. Ein Fußsteig lief schmal ausgetreten zwischen den Bäumen hindurch. Die Wipfel der hundertjährigen Fichten und Kiefern hielten gleich riesigen Schirmen unter sich große Flächen vom Schnee frei, Schutzwinkel für Wild. Hasenspuren führten hin und zurück, dazwischen die Fährte eines schnürenden Fuchses und auch Kratzspuren scharrender Vögel. Heidelbeerstengel und pergamentharte Preißelbeerblätter lugten aus dem Schnee.

Und da entdeckte ich plötzlich breite Tritte, die ich noch nicht kannte: Elchfährten. Ein froher Schreck durchfuhr mich, und ich bedauerte es fast, daß ich jetzt schon auf die große Heerstraße stieß, die das südliche Samland quer durchzieht, und auf der schon die Russen im Siebenjährigen Kriege nach Pillau gezogen waren. Da lag inmitten von Wiesen der jahrhundertealte Elenskrug am Laukefließ, ein Idyll. Eine Birkenallee führte durch ein anderes Hochwaldstück, und plötzlich stand ich am Waldrand, 300 Meter von meiner zukünftigen Heimat entfernt.

Die niedrigen, weißgetünchten freundlichen Häuser, unregelmäßig verstreut im flachen Gelände hinter entlaubten Bäumen schienen ein wohnlicher Platz. Der weidenumstandene Weg führte ganz hinten auf ein helles, villenartiges Gebäude zu, und ich glaubte, darin die Stätte meines zukünftigen Wirkens zu erkennen. Es schien fast zu unwirklich schön.

Ein paar Kinder schlitterten auf der Straße herum. Hier war der Weg 50 Meter weit mit Eis bedeckt. Als ich jetzt anhielt, blieben sie neugierig stehen und grüßten mich. Ich fragte, wer mir mal die Schule zeigen möchte. Eins schaute zum andern, dann löste sich ein kleines Mädchen aus der Gruppe.

"Wie heißt du denn?" - "Marga", antwortete es. Bei jeder Antwort ging ein freundliches Lächeln über ihr Gesicht.

"Wo wohnst du, Marga?" - "Gleich hinter der Schule." - "Dann sind wir ja Nachbarn." Die Kleine schaute verständnislos.

"Gehst du auch schon zur Schule?" - "Ja, schon bald ein Jahr." - "Wie heißt euer Lehrer?" - "Wir haben doch keinen mehr, der ist doch weg." - "Da freut ihr euch wohl sehr?" - "Ach ja, aber wir müssen ja doch wieder zur Schule, wenn ein neuer kommt." - "Hoffentlich freust du dich, wenn er da ist." - "Och", meinte die Kleine, "vielleicht haut er, sagen die großen Kinder. Dann gehe ich lieber nicht zur Schule."

"Dich haut er nicht", beruhigte ich, "so nette, kleine, freundliche Kinder wie dich kann er gut leiden. Glaubst du das?"

"Ich weiß doch nicht"; antwortete sie verlegen und ungläubig. "Aber ich weiß es." - "Kennst du ihn?" - "Ja, und du auch." - "Kommt er bald?" - "Er ist schon da." Jetzt blieb sie stehen, wand ihr Händchen aus meiner großen Hand und starrte mich an, als ob ich sie zum Narren hielt.

Ich lachte: "Hier steht er. Nun zeig' mir meine Schule."

Gehorsam trotzte das Kind jetzt auf der anderen Straßenseite neben mir her; aber die Unbefangenheit war fort und auch das Lächeln. Plötzlich blieb Marga stehen, wies auf einen roten Backsteinbau und sagte: "Das ist die Schule."

Mich rührte fast der Schlag: Diese zwanzig Meter lange Wand mit den 2 Fensterlöchern war die Straßenfront der Schule? Wie mußte es erst auf dem Hof aussehen oder gar drinnen? Düster wurde meine Stimmung wie das eintönige Haus, ein schöner Traum schien zu Ende zu sein.

Aber dann dachte ich an das kleine Mädchen neben mir und griff nach der Hand; aber sie war still verschwunden.

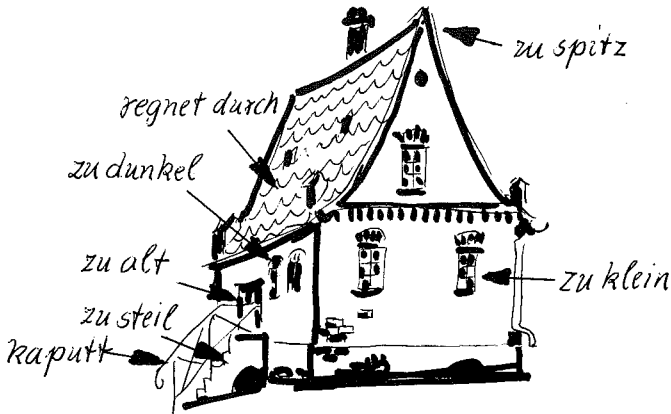
Die Sonne war ganz untergegangen.

Ein verhängnisvoller Brief

Das Schulgebäude war alt und vernachlässigt, überall zeigten sich Mängel.

Auf der Heimfahrt machte ich mir Gedanken, wie ich dies meiner Frau so schonend wie möglich beibringen könnte. Jetzt machte ich mir Vorwürfe, daß ich die Bewerbung abgeschickt hatte, ohne die Stelle vorher zu besehen. Anfangs war ich mit meiner Frau zur Besichtigung jeder ausgeschriebenen Schule hingefahren, aber das hatte viel Kosten verursacht. Außerdem hatte der Regierungsrat in Königsberg gemeint: "Die zwanzigste Stelle, um die Sie sich bewerben, bekommen Sie. Nicht den Mut verlieren!" Da hatte ich mich wahllos beworben, aber nun war die Entscheidung schon bei der zwölften Bewerbung gefallen.

Zu Hause überlegten wir, ob ich die Bewerbung zurückziehen sollte, aber dann siegte die Tatsache, daß die Schule dicht bei Königsberg lag. Alles ließ sich verbessern, nur die Lage nicht. Jetzt wohnten wir 120 km von der Großstadt und auch ziemlich weit entfernt von



... und erst innen !!

Bahn und Stadt. Für den Zustand der Schulgebäude machten wir die Gemeinde Widitten verantwortlich. Das war vielleicht nicht ganz richtig, aber wir sahen es damals so und waren von vornherein voll Groll über die Vernachlässigung.

So setzte ich einen langen Brief auf mit allen Forderungen und Wünschen. Da stand, daß der Herd am Zusammenfallen wäre und so und so neu gesetzt werden müßte, der Fußboden habe Löcher und müßte neu gedielt werden, die lange Straßenfront mit den 2 Fenstern müsse aufgehellt werden durch neue Fenster, in einem Zimmer wäre der Schwamm, die Hautür wäre schlecht, die Haustreppe lebensgefährlich und so weiter. Ich fühlte mich verpflichtet, ja alles aufzuführen, um Nachforderungen zu vermeiden.

Daß bei so viel Kritik den Dorfvätern der Hut hochging, war eigentlich nicht zu verwundern. Hätte ich meinen Ärger heruntergeschluckt und wäre ohne oder mit geringen Forderungen an die Gemeinde herantreten, so wäre mir viel Kummer erspart geblieben. Aber diese Erkenntnisse kamen zu spät. Nur schnell fort mit dem Brief, der an sich schon so peinlich war!

"Was haben wir mit dem zu tun?" mochten sich die Widitter fragen, "er ist doch noch gar nicht da. Will er jetzt schon befehlen?" und sie teilten ebenso sachlich mit, daß zwar einige Reparaturen ausge-

führt werden würden, aber so, wie sie es bestimmten. Außerdem würden sie mir raten, eine andere Stelle zu suchen, da ich nach ihrer Ansicht zu anspruchsvoll sei, und das arme, kleine Dorf könne keinen solchen Lehrer ertragen.

Diese Antwort wirkte niederdrückend. Ich fragte mich: Zurückziehen? - Hingehen? Es würde wohl einen schlechten Eindruck auf die Regierung machen, wenn ich meinen Wunsch auf Versetzung zurücknehmen würde. Auch meine Frau redete mir zu, und so bereiteten wir den Umzug vor.

Es war eine lange, mühselige Fahrt von Schülzen im Kreise Rastenburg nach Widitten hinter Königsberg. Mit einem großen Lastwagen mit Anhänger, beide hochbeladen, kamen wir am 2. April 1928 im Ort vor Widitten, Marschenen, um 2 Uhr nachts an. Im Gasthaus war noch Licht, der Wirt kam in Hemdsärmeln heraus und nötigte uns in die Gaststube, die vom vergangenen Tage noch nicht aufgeräumt war. Das wirkte alles sehr niederdrückend. Während Autofahrer und Beifahrer sich erfrischten, erkundigte ich mich nach der Schule in Widitten und erfuhr zu meinem Schrecken, daß man mit dem Auto unmöglich dahin fahren könne. Im Dünensand würden die Wagen unbedingt steckenbleiben. Das waren ja nette Aussichten!

Wir fuhren also bis an die Brücke, die über das kleine Flübchen Widitte führte, ließen die Fahrzeuge stehen und begaben uns ins Dorf auf die Suche nach dem Schlüssel zur Schule. Glücklicherweise entdeckten wir ihn gleich in der Gastwirtschaft gegenüber. Der Gastwirt, der auch zugleich der Schulverbandsvorsteher war, sagte zu, daß er am anderen Morgen mit Pferdewagen die Möbel abfahren lassen wolle, und wir legten uns auf Strohbündeln, die wir in der Schulscheune fanden und in den Wohnzimmern ausbreiteten, nieder.

Am anderen Morgen waren sämtliche Bauern mit Fuhrwerken und Leuten zur Abfuhr da. Um 10 Uhr war alles im Schulhaus. Zwar war manches entzwei gegangen, wie der große Ankleidespiegel, aber die Leute waren hilfsbereit und zuvorkommend gewesen. Sie wurden alle im Gasthaus zu einem Umtrunk eingeladen, und dabei trugen die Männer ihrem neuen Lehrer sofort den Vorsitz im Kriegerverein an. Es schien also alles doch noch in Ordnung zu gehen, und man trug mir scheinbar nichts nach. Da machte ich den zweiten Fehler und sagte von vornherein ab, Ämter zu übernehmen. Ich hätte mit der Schule genug zu tun, und außerdem sei ich abstinent. Ich wisse aber, wie es bei solchen Vereinen zugehe. So errichtete ich eine

neue Mauer, die niederzureißen mich später größte Mühe kostete.

Dann kam die Einführung durch den Schulrat. Der hatte den ganzen Schulvorstand dazu geladen und erschien in feierlichem Aufzug. Ich hatte meinen langen Gehrock angezogen. Die Bauern aber erschienen nicht so feierlich, einer sogar in Hemdsärmeln. Das war wohl gewollt. Es trug auch nicht zur Hebung meiner Stimmung bei, als mir der Vorgesetzte zuflüsterte, daß die Gemeinde einen Antrag auf einen anderen Lehrer gestellt hätte. Ich solle aber nur bleiben. Man würde schon mit mir zufrieden sein. Und nun pries der Schulrat seinen Kandidaten in den höchsten Tönen, erwähnte, daß er im Kriege ein tapferer Offizier gewesen sei, und daß er sich als Lehrer bewährt habe. So versuchte der Einführende, die vaterländisch gesinnten Bauern für seinen Kandidaten einzunehmen, aber ihre Gesichter blieben unbewegt.

Hätte ich damals geahnt, wie sich meine Arbeit später entwickeln würde, dann hätte ich bestimmt innerlich gelacht. Damals aber nahm ich diese Episoden so ernst, daß ich niedergedrückt und voll Mißtrauen an die Arbeit ging. Voreingenommenheit ist aber kein guter Wegbereiter, und die herrschte auf beiden Seiten.

Ein Erlaß und seine Folgen

Für weitere Spannungen und Mißverständnisse sorgte ein neuer Erlaß. Die Anordnung war zufällig etwas eher in Widitten als ich. Sie forderte, daß von jetzt ab jedes Kind volle 8 Jahre zur Schule müßte, ehe es entlassen werden konnte.

Nun waren gerade in diesem Dorf recht viele Kinder erst mit 7, einige sogar mit 8 Jahren eingeschult worden. Vielleicht waren ihnen die früheren Lehrer sehr entgegen gekommen, weil sie es dadurch leichter hatten. Es waren dann ein bis zwei Jahrgänge weniger vorhanden. Der Vorgänger hatte so zeitweise nur 18 Kinder in der Klasse. Entlassen wurden sie ja sowieso, wenn sie 14 Jahre alt waren. Am Geburtstag gingen sie einfach aus der Schule.

Das sollte nun nach Ostern 1928 anders werden. Daran war natürlich der neue Lehrer schuld, der solche Neuerungen einführte, um sich wichtig zu machen; denn wie konnte man es sonst erklären, daß es bei früheren anders war.

Eine ganze Reihe Kinder mußte plötzlich nach der Konfirmation noch zur Schule gehen, manche sogar bis zum 16. Lebensjahr. Außerdem wurden sie nur zum Ostertermin entlassen; denn da waren sie ja

eingeschult worden, und die 8 Jahre müßten voll sein.

Das gab einen harten Kampf mit den Eltern, die ihre Jungen in der Wirtschaft brauchten. Trotz aller Erklärungen glaubten sie, es sei nur Schikane. Sie hetzten ihre großen Jungen auf, und die waren nur zu bereit, Schwierigkeiten zu bereiten. Ich forderte nach ihrer Meinung zuviel. Ihr Selbstbewußtsein und ihr Ehrgefühl wurden dauernd verletzt. Ich aber glaubte, nicht nachgeben zu können. So konnte keiner zurück.

Es ging aber wohl nicht nur in Widitten so; denn die Regierung machte im Verordnungszaun später ein Hintertürchen auf:

In Fällen, in denen Kinder ohne zurückgestellt zu sein, verspätet in die Schule aufgenommen wurden, ist aus der Vorschrift nicht zu folgern, daß die seit Beginn der Schulpflicht bis zum Beginn des Schulbesuchs verstrichene Zeit auf die Gesamtdauer der Schulzeit nicht anzurechnen sei.....

In dünnen Worten hieß das: Das Kind muß in jedem Fall mit 14 Jahren entlassen werden.

Dieser verklusulierte Rückzug wurde aber erst ungefähr 2 Jahre später angeordnet, so daß die Lehrer die Schwierigkeiten der ursprünglichen Verfügung austragen mußten, auch ich in Widitten. Durch die genaue Durchführung des Erlasses hatte ich mich nun ins Unrecht versetzt; denn ich hatte Schüler gezwungen, über die gesetzliche Schulpflicht hinaus gegen ihren Willen die Schule zu besuchen.

Als mir das zum Bewußtsein kam, entließ ich schleunigst die zu lange behaltenen Schüler. Die Klasse wurde wesentlich kleiner, und die Arbeit wurde leichter; aber die Leute sagten: "Wir haben nun doch Recht bekommen."

Weitere Verstimmungen

Landbewohner sind konservativ, nichts ist ihnen mehr zuwider als Veränderungen. "Neuerer" haben bei den Bauern den schlechtesten Ruf. Ich war offensichtlich solch einer. Schon daß ich über den Zustand der Schule mäkelte, zeigte, daß ich auch anpruchsvoll war. Waren die Vorgänger nicht damit zufrieden gewesen, einer sogar über 40 Jahre!

Und dann trank ich keinen Schnaps, überhaupt keinen Alkohol und rauchte nicht einmal. Wo gab's denn sowas in Ostpreußen?

Und als von jedem Bauern je nach Größe seines Grundstücks

die Kalende *) an mich geliefert wurde, von 10 Pfund Roggen bis zu einem Zentner, da wog ich nach und behauptete, manche hätten Hinterkorn geliefert. Ich brauchte doch auch nur 8 Mark für den Zentner zu bezahlen statt 8,50 Mark im Handel. Dafür konnte ich doch nicht das beste Korn verlangen! Und die Bündel Heu eines Bauern ließ ich auf dem Hofe liegen und dem Lieferanten sagen, er könne sein "Grummet" wieder abholen, weil es ganz gelb und verregnet aussah. Ich bezahle mit dem selben Preis wie die Heeresverwaltung in Königsberg, aber dahin würde gutes Heu geliefert. Der Bauer holte sein Heu wirklich wieder ab, aber er erzählte dann überall, daß es auf dem Hofe des Lehrers verdorben sei, weil der es nicht in die Scheune gebracht habe.

Und das Schlimmste: Als ich keine bessere Kalende erhielt, ließ ich alle diese Lieferungen einfach bei der Regierung ablösen. Daß dadurch die Gemeinde einen großen Ausfall an Schuleinkünften hatte, kümmerte mich scheinbar gar nicht. Bisher hatten doch die Bauern an den Lehrer die Kalende geliefert, wie sie glaubten umsonst, und die Gemeinde hatte das Geld dafür vom Lehrer eingezogen. So sparte die Dorfverwaltung Steuern. Jetzt mußte der Ausfall durch Steuererhöhung eingezogen werden.

Ebenso ging es mit dem Kalendeholz. Ich hatte 24 Raummeter Brennholz zu bekommen und mußte dafür 6,50 Mark für den Raummeter an die Gemeinde bezahlen. Jetzt löste ich sogar die gesamte Holzlieferung ab und kaufte selbst Holz für 4,50 Mark. Allerdings war das Holz hier billiger, weil ganze Jagen, im ganzen 700 Morgen, für die Rieselfelder der Stadt Königsberg abgeholzt wurden. Da konnte man Anbruch schon für 3 Mark den Meter kaufen. Aber hatte die Regierung nicht selbst die 6,50 Mark für den Meter festgesetzt? Dafür verlangte ich auch noch den Bau eines Holzstalles. Andere Leute lagerten das Brennholz doch auch unter freiem Himmel.

Und dann die Geschichte mit den Reutern. In der Fortbildungsschule machte ich die Jugendlichen wild mit dem Reutern von Gras, vor allem aber von Serradella. Gewiß war es manchmal mit dem Trocknen schlimm. Da mußte man dann umdrehen und umdrehen, und am Schluß blieb kein Samenkorn dran. Das war dann eben Pech. Dafür hatte man aber in

*) Kalende, eine in Viktualien (Lebensmittel, Eßwaren) bestehende Abgabe an Pfarrer und Organisten
(Meyers kleines Konversationslexikon von 1893)

trockenen Jahren alles in drei, vier Tagen trocken. Der größte Bauer hatte sich einmal auch ein Dutzend Dreibockreuter bauen lassen, aber ehe sie fertig waren, war seine Serradella trocken. Darum packte er sie unbenutzt fort in den Hühnerstall. Im nächsten Jahr war das Wetter auch trocken, und so vergaß er die Reuter. Jetzt sah ich sie und bat, sie mir zu borgen. Das konnte man ja tun. Das Wetter war regnerisch, und die Serradella außerordentlich gut gewachsen. Als sie reif war, ließ ich sie morgens mähen und reuterte am anderen Nachmittag auf. Alles lächelte: Wieder eine Neuerung!

Zwischendurch regnete es immer wieder. Wenn das Futter fast trocken war, kam ein neuer Guß. Immer wieder mußten die Reihen gedreht werden. Die Schoten brachen ab, zuletzt fuhr man nur die Strünke ein. Es war eine völlige Mißernte. Die abgefallenen Samen gingen auf und die neue Serradella konnte abgeweidet werden.

Meine Reuter standen immer noch draußen. Von außen sah das Futter unansehnlich aus. Die Bauern gingen oft heran, zupften auch wohl eine Handvoll heraus und schüttelten die Köpfe: Innen war das Futter grasgrün, aber völlig trocken. Sie rochen daran, es roch wie frisches Heu.



Eines Tages fand ich ein Fuhrwerk zum Einfahren. Sofort wurde die Serradella gedroschen. Es gab nicht ganz 5 Zentner Samen. Mit einer Probe fuhr ich zum Saatgeschäft Scherwitz in Königsberg. Dort wurde die Probe gewogen und auf helle und grüne Körner ausgezählt. Der Leiter sagte: "Solche Saat habe ich dieses Jahr noch nicht bekommen. Haben Sie gereutert?" Er zahlte den höchsten Preis, 30 Mark für den Zentner.

Als ich dem Nachbar, der mir die Reuter geliehen hatte, davon berichtete, wollte der nächstes Jahr auch reutern. Darum baute ich eigene Gestelle. Ich reuterte diese Serradella nun jedes Jahr mit gutem Erfolg. Nachgemacht hat es jedoch keiner.

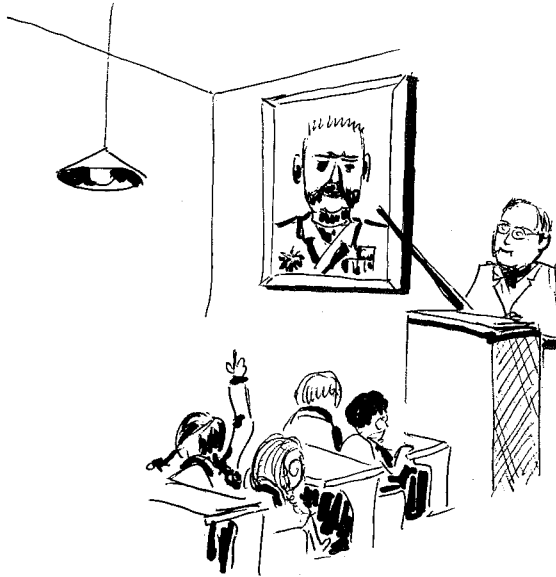
Inventur

Wenn ein Kaufmann einen Laden erwirbt oder verkauft, dann macht er Inventur, er stellt fest, was da ist und was fehlt. Auch der Lehrer müßte das hin und wieder machen, er würde sich manchmal wundern.

Ich hielt bei der Übernahme der Schule auch Inventur. Zuerst fragte ich die Kinder, welcher Religion sie angehörten. Die Hälfte wußte, daß wir Christen sind. Auf die Frage, was das bedeute, meldeten sich nur 5, und die meinten fast übereinstimmend, daß man sich Christ nenne, wenn man an Christus glaube. Ein Junge setzte noch hinzu, daß sich die Mohammedaner ja auch nach Mohammed nennen. Das war keine schlechte Antwort.

Ein Diktat fiel z. Tl. besser aus als erwartet. Die Kinder hatten ja doch ein Vierteljahr keinen Unterricht gehabt. Im Rechnen ging es sogar gut, was man oft bei Landkindern findet. Das ist praktische Veranlagung. Um die Kinder zu einer lebhafteren Aussprache durch leichte Fragen anzuregen, zeigte ich auf das große Wandbild von Hindenburg in seiner Generalsuniform mit Orden. Alle Kinder kannten seinen Namen. Das war kein Wunder. Sein Bild hing in fast jeder ostpreußischen Stube, weil er der Retter von Ostpreußen war, der Sieger von Tannenberg. Mehr aus Verlegenheit fragte ich dann, warum denn sein Bild dort hänge, was er geleistet hätte. Nur ein Kind meldete sich: "Der hat den Katechismus geschrieben!" Mir blieb der Mund offen stehen. Dann wies ich auf ein kleineres Bild von Luther im Talar: "Und der?" - "Das ist doch ein altes Weib." - "Ein

altes Weib??" - "Na er hat doch son langen Rock an", erklärte der Schüler, auf den Talar hinweisend.



Sicher hatten die Bilder schon jahrelang in der Klasse gehangen, und man sah sie nicht mehr. Ich beschloß, die Bilder oft zu wechseln und oft Inventur zu machen.

Wie tausend andere

Als ich in der ersten Schulstunde die kleine Marga wiedersah, begrüßte ich sie wie eine alte Bekannte. Aber die Kleine war zurückhaltend und ängstlich. Sie duckte sich zwischen die anderen Kinder, suchte aber mit Augen und Ohren eifrig zu erfassen was der Lehrer der Klasse bot. Weil sie aber von Natur etwas langsam war und mit den Gedanken manchmal nicht recht mitkam, war sie oft recht nieder-

geschlagen und machte ein verzagtes Gesicht. Sie schämte sich dann, weil sie glaubte, man hielt sie für dumm. Ich wollte ihr Mut machen, nickte ihr ermunternd zu, wenn sie sich abmühte und wartete geduldig, bis sie erfaßt hatte, was ich ihr klarmachen wollte. Allmählich merkte ich, daß sie freier und selbstsicherer wurde. Die Sonne lachte wieder wie am Tage, als wir uns zum ersten Male sahen.

Mein großes Ziel war, in den Kindern den Willen zur Güte und zur Liebe zu den Mitmenschen und jeglicher Kreatur Gottes, zu gegenseitigem Helfen und Dienen einzupflanzen. Ich suchte nach solchen Anlagen und glaubte in Margas Natur etwas der Art entdeckt zu haben.

Margas Vater arbeitete von morgens bis abends auf dem Hofe eines Bauern oder im Walde. Die Mutter unterstützte ihn dabei kräftig und packte in der Erntezeit zu wie ein Mann. Obgleich sie so im Dienst der Familie ganz aufging, war sie stets freundlich und hilfsbereit. Marga schien darin ihr Ebenbild zu werden, obgleich sie ihr körperlich ganz und gar nicht glich. Marga war schwächlich und zart. Solche Kinder sind einem oft besonders ans Herz gewachsen, und so mühte sich auch die Mutter um das kleine Wesen und seufzte wohl: "Wenn ich das Mädels bloß groß kriege."

In den ersten Schuljahren kommen die Mütter besonders oft zum Lehrer und fragen immer wieder: "Wie macht sich denn mein Kind? - Lernt es tüchtig? - Kommt es gut mit?" Dann ist der arme Lehrer manchmal in Verlegenheit, wenn es mit dem Kinde nicht so recht klappt. Jede Mutter sieht ja in ihrem Kind etwas Besonderes. Deshalb ist sie traurig, oder gar verbittert, wenn der Lehrer nichts Außergewöhnliches berichten kann. Er gibt dann oft ausweichende Antworten, um der Mutter nicht weh zu tun. Viele Eltern wissen auch nicht, daß es Spätentwickler gibt, die aber alles später nachholen.

Auch Margas Mutter kam und fragte besorgt: "Kommt meine Tochter gut mit? - Lernt sie fleißig? - Wie ist sie denn?" Ich war etwas verärgert darüber, daß auch diese Mutter nur nach den äußerlichen Dingen fragte, die zwar wichtig sind aber nicht das ersetzen, was den meisten Menschen fehlt, die Güte. Gerade dieses aber war Margas Stärke, nicht das Lernen. Deshalb antwortete ich ziemlich kurz: "Sie ist wie tausend andere."

Das war für die Mutter ein hartes Wort. Ich merkte das sofort und entschuldigte mich: "Sehen Sie, da fragen Sie nun wie alle anderen, leider nur nach dem Lernen und wollen hören, daß Ihre Marga besonders gut lesen, schreiben und rechnen kann. Das kann ich nun leider nicht behaupten. Natürlich ist es sehr schön, wenn ein Kind beson-

ders gut lernt. Dadurch kommt es im Leben oft schneller vorwärts. Aber manchmal schadet ihm das auch. Es wird gelobt und geliebt, vielleicht sogar verhätschelt. Man zieht es wegen seiner Begabung vor und verzeiht ihm vieles, was man bei anderen nicht geduldet hätte. Solche verzogenen Kinder fühlen sich bald als Herrscher, quälen dann ihre Mitmenschen und die Tiere, und man bewundert sie oft noch. Sie werden zu gefühllosen, selbstsüchtigen Kreaturen. Sehen Sie jetzt ein, daß viel wichtiger als alle Gescheitheit eine gute Gesinnung und ein mitfühlendes Herz ist?

Nun aber zu Ihrem kleinen Mädchen. Kaum jemals hat mich jemand gefragt, ob sein Kind gut sei. Auch Sie haben mich nicht danach gefragt, obgleich gerade Sie froh sein sollten, daß Sie solch ein Kind haben. Ich freue mich über Ihr Kind, auch wenn es nicht so gut lesen und rechnen kann. Ich habe beobachtet, daß es ein mißhandeltes Kätzchen streichelte, daß es einem Hund den Futternapf hinschob, daß es die Menschen freundlich grüßte und mich fröhlich anlachte. Vielleicht aber werden Sie später einmal danach fragen, vielleicht wenn Sie einmal alt sind. Wollen Sie mir helfen, diese schönste Seite der Marga zu pflegen?"

"Ich will es, wenn Marga dadurch glücklicher wird", sagte die Mutter.

So war ein Bündnis geschlossen, von dem die kleine Marga nichts ahnte, von dem wir aber auch nicht wußten, wohin es führen würde.

Der gestrenge Herr Lehrer

In meiner bisherigen Schule hatten mich Eltern und Kinder den "kleinen Lehrer" genannt, nicht weil ich so winzig war, sondern weil ich die zweite Klasse, also die Kleinen führte. Jetzt aber hieß ich nur der "Herr Lehrer"; denn einen zweiten gab es ja im Dorfe nicht. Und wenn die Leute mich so anredeten, dann freute ich mich anfangs und fühlte mich wie eine jungverheiratete, glückliche Frau, die zum ersten Male ihren neuen Namen hört.

Von "erfahrenen" Schulmännern war mir der Rat gegeben worden, am Anfang doch recht genau und streng zu sein, weil mir sonst die Kinder leicht über den Kopf wachsen würden. Diesen Rat suchte ich dann auch zu befolgen, obgleich ich gefühlsmäßig gern anders wollte. Die Befürchtung, daß die Kinder meine angeborene Gutmütigkeit ausnutzen könnten, machte mich mißtrauisch, empfindlich und strenger, als es

manchmal nötig gewesen wäre.

Die erste Zeit beschäftigten die Schulkinder mich mehr als ich sie. Sie hatten bisher viel Zeit gehabt, vielleicht gar Langeweile. So hatten sie an den Bänken geschnitzt und dokumentierten damit ihr Sitzrecht auf ihren Platz. Das, was sie zu lernen hatten, war ihnen scheinbar mundgerecht vorgesetzt worden. Aber sie kauten nicht daran, und deshalb verdauten sie es nicht recht. Sie ersehnten den Tag, ab dem sie nicht mehr in diese dumpfe, muffige Stube mußten.

Da kam dieser Erlaß, daß sie noch ein oder sogar zwei Jahre länger zu gehen hatten. Nicht einmal das Kühehüten blieb ihnen als Ausweg; denn dazu gab ich keinen Urlaub.

Es gab noch verschiedene andere mißliche Umstände: Der schlechte Rat zur Strenge, die Vernachlässigung der Kinder, die ein Vierteljahr überhaupt keine Schule gehabt hatten und meine unerfahrene, undiplomatische Art, wodurch die Leute glaubten, daß ich anspruchsvoll sei. Deshalb scheiterten auch meine Versuche, die vernachlässigte Schule äußerlich zu heben. Immer wieder wurde die Armut des Dorfes vorgeschützt. Nicht einmal die für Anschaffung von Lehr- und Lernmitteln ausgesetzten 300 Mark jährlich waren bisher ausgegeben worden.

Meine Geduld wurde oft auf eine harte Probe gestellt. Aus der Schulchronik stellte ich fest, daß zwischen einem Antrag des Lehrers und der Erfüllung regelmäßig 10 Jahre lagen. "Es hat noch Zeit!" hieß es immer. Auch die Lehrer hatten diesem Zeitgeist Rechnung getragen. Der "alte Strauß" hatte Generationen in Widitten großgezogen. Auch die Schulaufsichtsbehörden hatten diesen Turnus eingehalten. Den kleinen Spielplatz vor der Schule hatte die Gemeinde vor 40 Jahren gepachtet und dachte nicht daran, ihn zu kaufen, obgleich er schon durch die Pacht mehrere Male bezahlt war. Dieses Tempo zu beschleunigen schien aussichtslos, und nun sollte ich auch auf die Erfüllung meines Wunschzettels endlos warten.

In der Schule riß mir manchmal die Geduld ganz plötzlich. Mein ererbter Jähzorn brach durch. Dann bereute ich nachträglich meine Heftigkeit und gab mir Mühe, äußerst gerecht zu sein. Aber jeder sah die Dinge von einer anderen Seite an: Ich war erbittert über die geringen Fortschritte, die Kinder und Eltern hatten die Neuerungen. Schon darüber, daß ich die Kinder auf andere Plätze setzte, wenn sie nicht aufpaßten, gab es böses Blut. Hatten sie darum so mühsam ihre Namen in ihre Plätze geschnitzt? Nun sollten die Bänke sogar

alle vom Tischler abgehobelt werden. Was gab das wieder für Arbeit, wenn man die Buchstaben mit dem Messer neu einschneiden mußte! Und das wollte ich nicht einmal dulden! Die Gewalt entschied aber, und die lag buchstäblich in meinen großen, breiten Händen. Es half den flegelhaften Jungen nichts, daß sie sich sträubten, zur Bestrafung aus der Bank zu kommen.

Aber nach solchen Zwischenfällen war ich seelisch krank und gedrückt und konnte dann lange nicht zu den Kindern den rechten Ton finden, sie nicht einmal ansehen. Eine Mauer stand zwischen uns, wenn ich gut zu den großen Jungen sprechen wollte und doch wußte, daß sie mich haßten. Einmal warnte ein Mädchen mich, einer der größeren Jungen hätte sein Taschenmesser aufgemacht und gesagt, er wolle zustechen, wenn ich ihn anrühre. Ich ließ es nicht so weit kommen, um den Jungen nicht zum Äußersten zu treiben.

Dieser Junge, der mich so haßte, erkannte später, daß ich mir mit ihm die größte Mühe gegeben hatte. Als er 18 Jahre alt war, besuchte er mich und gestand, wie dumm er gehandelt habe, als er in der Schule absichtlich nicht gelernt und mich zu ärgern versucht habe, um sich bei den Kameraden als Held aufzuspielen. Jetzt habe er gemerkt, was ihm fehle, und er bat mich, ihn zu beraten, was ich dann auch gern tat.

Aber es dauerte seine Zeit, bis sowohl ich meine falschen Vorstellungen korrigierte als auch die Eltern und Kinder einsahen, daß der erste vordergründige Eindruck falsch war.

Bull und Buttermilch

Unsre standesamtliche Namensgebung läßt keine Kennzeichnung des Namensträgers zu. Früher wurden die Namen erst im späteren Alter ausgesucht und paßten dann auch zum Träger. Ein gewisser Ersatz sind von je her die Spitznamen gewesen. In Großheidekrug, wo es Dutzende von Holsteins, Siedlers, Mollenhauers und Thalmanns gab, waren Beinamen üblich wie z. B. Admiral-Holstein. Einem Vorfahr hatte in der Matrosendienstzeit ein Admiral bei der Begrüßung die Hand gedrückt. Das wurde immer wieder stolz erzählt.

In Widitten waren solche Beinamen nicht üblich. Das Dorf war klein, und gleiche Familiennamen gab es kaum. In der Schule aber waren die Fritz und Erich gar zu häufig. Da erhielten viele Kinder Spitznamen, und weil Kinder gerade für die Schwächen der andern ein

scharfes Auge haben, waren die Namen oft unangenehm oder beleidigend. Vielleicht ist durch solche Kennzeichnung sogar manche Untugend abgelegt worden.

Zwei Brüder, die stets etwas unter der Nase hängen hatten, das sie ewig hochsogen, wurden "Licht" und "Buttermilch" genannt. Ein Junge mit außerordentlich dickem Kopf war der "Bull". Durch die Beschwerde seiner Mutter erfuhr ich: Die Kinder hatten Hirte und Herde gespielt, und der Junge, der immer etwas mehr bedeuten wollte, rief: "Ich bin der Bull!" und schon hatte er seinen Spitznamen weg. Die Mutter verbat sich diese Bezeichnung für ihren Sohn. Ich verbot den Kindern "Bull" zu rufen, aber da war ich machtlos.

Bull und Buttermilch waren geschworene Feinde. Fast bei jedem Ballspiel gab es zwischen ihnen Keilerei. Einmal schrie Buttermilch beim Fußballspiel laut auf. Bull hatte ihm mit der Faust einen Schlag in die Magengegend versetzt, daß er taumelte. Vielleicht stellte er sich auch schlimmer an, als es war. Bull beteuerte, daß es unabsichtlich geschehen sei, was Buttermilch eifrig bestritt. Ich ermahnte zur Rücksichtnahme. Kurz darauf lag Bull am Boden und wand sich vor Schmerzen. Buttermilch hatte ihm am Ball vorbei einen Fußtritt in den Leib gegeben. Es war klar: Das war Rache. Ich nahm mir beide vor, und es stellte sich heraus, daß es jedem nur darauf angekommen war, dem andern eins zu versetzen. Ihnen wurden die Hosen strammgezogen.

Am Nachmittag waren beide Mütter da, zum Glück gleichzeitig, weil sie beide gleich nach dem Bericht ihrer Jungen losgerannt waren. Erst fuhren sie gemeinsam auf mich los. Dabei gerieten sie sich dann gegenseitig in die Haare. Es war sehr unerquicklich. Woher kam diese haßerfüllte Atmosphäre bei Eltern und Kinder?

Ich ging ernstlich mit mir zu Rate. Wie war es zu erklären, daß die Jungen immer unleidlicher wurden, obgleich Rohheiten streng bestraft wurden? - Oder sollte vielleicht gerade das viele Strafen die Ursache der Roheit sein?

Ich war ein starker Mann, an den die Kinder nicht herankonnten. Die Jungen, denen rohe Kraft sonst als Ideal eines Helden vorschwebte, waren voll Wut über die harte Zucht. Und da sie diese Wut nicht gegen ihren Zuchtmeister auslassen konnten, wandten sie sich gegeneinander.

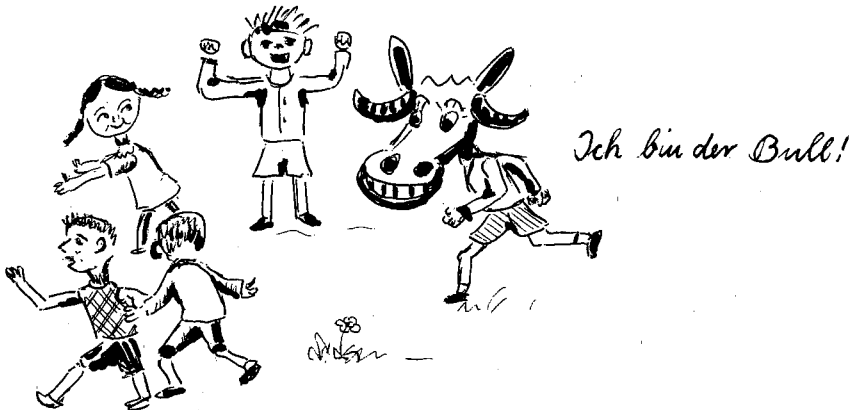
War es überhaupt eine Erziehung, dieses primitive, rohe Verfahren, das nur dazu verwendet wurde, sich Respekt zu verschaffen? Forderte

nicht eine Gewalttat die andre heraus, vielleicht am unschuldigen aber schwächeren Objekt? Irgendwie muß der Mensch doch seinem Ärger Luft machen!

"Ich will es mit einem bißchen Humor versuchen. Vielleicht kann ich so manchen Stachel abbrechen", sprach ich zu mir selbst und verwahrte den Bakel in der hintersten Ecke meines Spindes, wo ich ihn nicht so leicht herausholen konnte. Es blieb dann immer noch Zeit, meinen Ärger abzureagieren.

Leider blieb noch meine große, schwere Hand. "Ärgert dich deine rechte Hand, so hau sie ab und wirf sie von dir!"

Es war sehr schwer, dieses Abhauen.



Die Elefantenhaut

*Ich wollt, ich wär ein Elefant,
wie wollt ich jubeln laut.
Es wär mir nicht ums Elfenbein,
nur um die dicke Haut.*

Mit diesem frommen Wunsch trug ich mich, denn es war wirklich schwer, über manche Situation hinweg zu kommen. Das ererbte Temperament machte mir viel Kummer. Alle guten Vorsätze nützten nichts, weil sie in dem Augenblick, wo sie hätten zur Wirkung kommen müssen, vergessen waren. Manchmal nahm ich mir vor, mich den ganzen Tag nicht zu ärgern. Nach drei oder vier Stunden aber schien die Nervenkraft aufgebraucht, und in der letzten Stunde holte ich alles nach und wurde unerträglich. Was half es, daß der Katzenjammer hinterher kam. Als ich das erkannte, nahm ich mir nicht mehr vor, gut zu sein, weil

ich fürchtete, später umso schlimmer zu werden. Schließlich versuchte ich mich selbst zu überlisten.

Aufmerksame Beobachtung ergab: Wenn ich unwillig wurde über Faulheit, Nachlässigkeit oder Bosheit, steckte ich unwillkürlich die rechte Hand in die Hosentasche. Weiter fiel mir auf, daß ich in der Erregung hin und her lief, als wolle sich die Empörung irgendwie Luft machen.

Als ich das an mir beobachtet hatte, verließ ich in solch unsicheren Minuten die Klasse, ging auf den Flur, um zu pfeifen oder zu singen. Das wirkte auf mich selbst so lächerlich, daß ich darüber ruhiger wurde. Die Kinder hüteten sich in solchen Augenblicken, meinen Unwillen weiter zu erregen. Aber manchmal verpaßte ich doch den rechten Augenblick, und dann fuhr die große Hand plötzlich aus der Tasche und strafte hart.

Eines Tages ging ich nach Zimmerbude zum Spülfeld. Ein Bagger holte den Ton aus dem Seekanal, und ein Spüler presste den Schlamm weithin zum Ufer. Später entstand dort eine Weide.

Dort wo zwei Röhren beweglich miteinander verbunden waren, arbeitete ein Mann daran, ein undicht gewordenes Lederstück zu flicken. Der Riß war aber zu groß, und er schnitt die ganze Muffe heraus und ersetzte sie durch eine neue. Ich äußerte meine Verwunderung über die Dicke der Haut.

"Das ist Elefantenhaut", sagte der Arbeiter, "gut für Sohlen, die halten ewig." - "Können Sie mir nicht ein Stückchen davon für meine Schulsammlung geben? Solch eine daumendicke Haut wünsche ich mir schon lange. Die könnte ich meinen Kindern gegenüber gut gebrauchen." Wir beide lachten. Der Arbeiter schnitt ein Stück ab und gab es mir.

Als ich zu Hause ankam, hatte ich das Geschenk ganz vergessen. Als ich aber am anderen Tage wieder eine ärgerliche Minute hatte, fuhr ich unwillkürlich mit der Hand in die Tasche. Da fühlte ich das vergessene Lederstück, zog es heraus und entsann mich der gestrigen Worte. Dann reichte ich das Stück herum, ließ es befühlen und bewundern. Das Ärgerliche war überwunden. Die Haut wanderte nicht in die Lehrmittelsammlung, sondern in die Tasche zurück und hat noch manchmal als Talisman gedient gegen den Jähzorn, bis die Selbstbeherrschung fast zur Gewohnheit geworden war. Dann konnte die Elefantenhaut in die Lehrmittelsammlung wandern.

Zahn um Zahn

Wie schwer es dem Lehrer manchmal gemacht wurde, über seinen "gerechten" Zorn hinwegzukommen, zeigte sich immer wieder im Schulalltag. Die Elefantenhaut half zwar manchmal, änderte aber leider nicht den Charakter von Grund auf. Am niederdrückendsten war die Erkenntnis, daß man oft unbewußt Unrecht tat, wenn man in der Empörung die klare Einsicht verlor. Es galt auf der Hut zu sein.

Buttermilch kam in der Pause und meldete empört, daß Bull ihm einen Schneidezahn mit der Faust ausgeschlagen habe. Dabei hob er den blutigen Beweis des Verbrechens triumphierend empor, und ich las im Gesicht des Klägers die berechnete Forderung, daß nun Bull eine gehörige Tracht Prügel erhalten müßte. Ich war empört über soviel Roheit und fuhr Bull an: "Erich, hast du das getan?"

Bull schluckte verlegen. Anscheinend wollte er noch etwas sagen, aber der Chor der Zuhörer schrie ihn nieder: "Ja, er hat es getan!" Bull hatte keine Anhänger. Die Mitschüler konnten ihn ohnehin nicht leiden.

Der Fall lag ja klar, und ich hätte nun das gerechte Strafgericht vollziehen müssen. Unwillkürlich steckte ich meine Hand in die Tasche. Da fühlte ich die Elefantenhaut, und die sprach: "Sachte! Morgen ist auch noch ein Tag."

Ich zog die Hand aus der Tasche und winkte Erich heran. Er sollte erzählen, wie das kam.

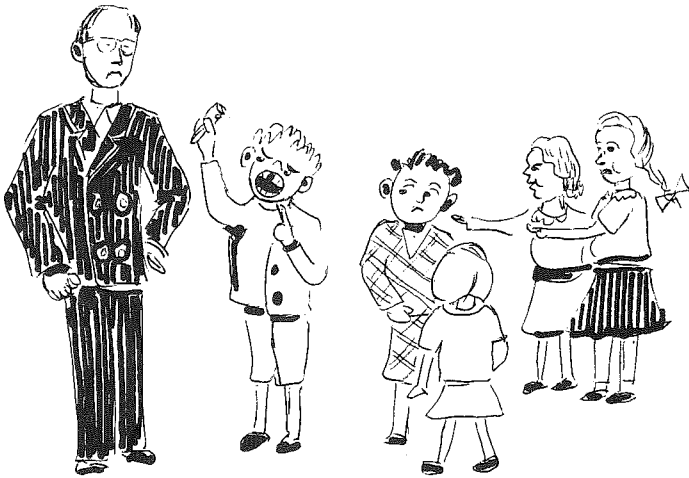
"Er wollte mir meine Zigarettenbilder wegnehmen, die ich gesammelt hatte"

Und nun kam etwas ganz anderes heraus. Buttermilch, der älter und stärker als Bull war, hatte dem anderen die Bilder weggerissen. Bull hatte sich in der Pause seine Bilder aus der Buttermilchschen Schultasche wieder herausgeholt. Draußen hatte das der Ältere gemerkt und wollte sie ihm wieder fortnehmen. Bull ging in Verteidigungsstellung mit dem Rücken gegen einen dicken Baum und wehrte den zudringlichen Räuber mit kreisenden Bewegungen seiner Faust ab. Buttermilch sprang auf Bull zu, um ihm ins Gesicht zu schlagen. Dabei sprang er genau in den Abwehrhieb des anderen und verlor seinen Zahn.

Die Kinder bestätigten das. Ich war inzwischen ganz ruhig geworden und überlegte, wie ich mich, ohne mein richterliches Ansehen einzubüßen, aus der Sache ziehen konnte.

Es war ein bißchen Verlegenheit, als ich nochmal den Zahn sehen wollte. Der war schon arg verstockt und wäre gewiß auch ohne den Schlag bald von selbst herausgefallen. "Der Zahn tat wohl auch schon weh?" fragte ich. "Ja, eine Zeit; aber nun nicht mehr. Nun hat er ihn ganz rausgeschlagen." Ich mußte lachen. "Sei froh, daß du ihn los bist und nicht zum Zahnarzt brauchst. Bedanke dich bei ihm!" Dabei wies ich auf Bull.

Alle Kinder gingen lachend auseinander. Ich aber dachte: "Was wäre, wenn ich den falschen Jungen verdroschen hätte? Wie oft mag ich schon Kinder durch unüberlegte Strafen beleidigt, verbittert oder verhärtet haben? Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man muß sie hören alle beede ..."



Warte nur, wenn du in die Schule kommst !

Ostern brachte stets frischen Wind in die Schule. Die ältesten Schüler gingen, die Kleinen kamen neu hinzu. Für die Abc-Schützen begann ein neuer Lebensabschnitt in unbekannter Umgebung. Sie konnten oft nicht begreifen, was der große Mann da vorn immer zu fragen hatte, und darum gaben manche anfangs auch keine Antwort. Günter

brauchte Wochen, ehe er ein Wort sprach, und erst der Kasper regte ihn zum Antworten an. Eva schwieg ein Vierteljahr hartnäckig, und weder die Mutter, die zu Hilfe gerufen wurde, noch meine Frau lockten ihr in der Schule ein Wort aus dem Munde. Das Mädchen reagierte überhaupt nicht und saß die Stunden völlig teilnahmslos ab. Zu Hause war es recht lebhaft, auch im Erzählen. Meine Frau meinte, sie würde es mit dem Stock versuchen. Als das Mädchen am nächsten Tag wieder nicht antwortete, riß mir wirklich die Geduld, und ich zog ihm eins mit dem Stock über. Da war der Bann gebrochen. Von da ab sprach das Kind. Hatte man ihm vielleicht erzählt, daß es in der Schule Haue bekäme, sodaß es den Lehrer so lange nicht ernst nahm, wie dieses nicht eingetroffen war? Vielleicht kommen den Kleinen die Fragen des Lehrers sogar recht dumm und albern vor?

So dachte jedenfalls Fritz am zweiten Tag in der Schule. Sein Banknachbar bekam mitten in der Stunde Bauchschmerzen. Als er sich vor Schmerzen krümmte fragte ich ihn: "Wie ist dir denn?" Ich wollte ihn heimschicken. Hugo wand sich und stöhnte, und ich fragte ihn nochmal. Da sprang Fritz empört auf und rief: "Wenn sie werden haben, dann werden sie schon wissen, wie das ist!" Was konnte Fritz von den Redefloskeln der Erwachsenen wissen, die nur fragen, um ihre Teilnahme zu bekunden. Er hatte bestimmt geglaubt, daß ich noch nie Bauchschmerzen gehabt hatte. Sonst hätte ich doch nicht so dumm gefragt. War es da nicht richtig, man wünschte dem unerfahrenen Mann einmal tüchtiges Bauchkneipen?

Die meisten Kinder waren in den ersten Schultagen recht still und schüchtern. Erwartung, oft auch Furcht lag auf ihren Gesichtern. Der Stock hatte bei den Eltern anscheinend eine große Rolle gespielt, und so wurden auch die Kinder vorbereitet. Wenn ich mit den größeren Kindern sang, nahm ich bisweilen auch den Taktstock. Ursula aber verstand das auf ihre Art. Zu Hause erzählte sie ihrer Mutter: "Heute sangen die großen Kinder schlecht. Da nahm der Lehrer einen kurzen Stock und drohte immer so." Ursel bewegte die Hand rauf und runter. "Da kriegten alle Kinder Angst und sangen schöner."

Der kleine Walter war besonders artig. Er saß in den ersten Wochen wie eine Puppe da und tat keinen Muck. Er schien auf etwas zu warten. Nach 14 Tagen kam plötzlich die Mutter und machte mir erregt Vorwürfe: "Sie haben meinen Jungen ganz verdorben! Er hat keine Ehrfurcht mehr vor seiner Mutter." Ich war ganz verblüfft und sagte vorsichtig: "Ich habe ihm doch nichts getan!"



"Das ist es ja eben", fauchte die empörte Frau, "nun geht er schon wochenlang zur Schule und hat noch nicht einmal den Stock zu fühlen bekommen." - "Aber warum soll ich ihn denn hauen, er ist der artigste Junge?"

Es stellte sich heraus, daß der Junge zu Hause so frech war, daß die Mutter nicht mit ihm zurechtkam. So hatte sie ihm heute gesagt: "Wart mal, ich werd es dem Lehrer erzählen. Der wird dir schon!" Und da hätte der Bengel geantwortet: "Der schlägt mich ja gar nicht! Du lügst ja!" Und dann hätte er die Hosenklappe aufgemacht und ihr den Kahlen gezeigt. Daraufhin sei sie hergekommen. Erst in der Schule wäre er so frech geworden.

Auf meine Frage erzählte mir die Mutter noch, daß sie schon früher, wenn er frech geworden sei, gesagt hätte: "Wart mal, wenn du in die Schule kommst, dann kriegst du Schmiere!" Dann wäre er in die Ecke geschlichen und vernünftig geworden. Aber jetzt wäre eben alles vergebens.

Wir vereinbarten, daß sie nie wieder mit der Schule drohen würde. Dafür sollte ich die falsche Erziehung korrigieren und es einmal mit dem Stock versuchen.

Und es half.

Blauer Dunst

In jedem Menschen steckt ein Missionar. Ich machte keine Ausnahme. Im Gegenteil. Wenn ich keine Sünder vor mir hatte, machte ich sie in Gedanken zu Sündern, um sie bekehren zu können.

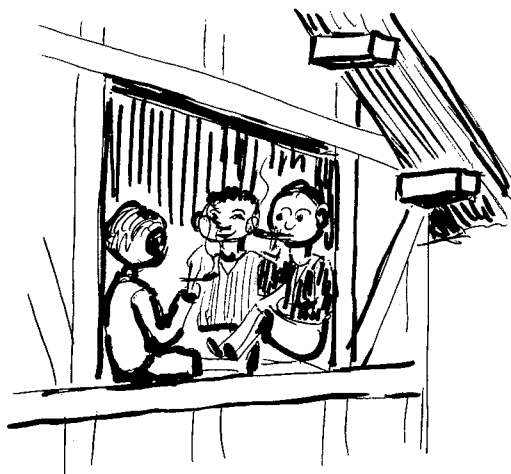
Ich hatte nie gemerkt, daß meine Schulkinder rauchten. Aber es konnte doch sein. In andern Schulen rauchten doch auch die Kinder heimlich. In jedem Hause würde geraucht. Nur ein Nachbar, ein Baptist rauchte aus religiöser Überzeugung nicht. Welche Gefahren brachte das Rauchen für die Kinder! Dem mußte vorgebeugt werden. Die Eltern sollten schon merken, was für einen tüchtigen Lehrer sie hatten. Der ahnte schon Gefahren voraus, wo andre noch gar nichts merkten.

Ich malte nun den Kindern das Rauchlaster in den gräulichsten Farben, vom Kehlkopfkrebs Friedrichs III. bis zur Tuberkulose. Rauchen kostet den Staat ein unheimliches Geld. für anderthalb Millionen könnte man Häuser bauen, wenn nicht geraucht würde. Es ist eine Sucht und eine Sünde gegen sich selbst. (Da war sie die Sünde, zwar noch nicht da, die aber kommen mußte!)

Und nun verbot ich streng, daß ein Junge meiner Schule rauchte.

Die Nächte darauf schlief ich ruhig und süß in dem Bewußtsein, meine Pflicht getan zu haben, ja mehr als meine Pflicht.

Einige Tage darauf kam ein Bauer und legte wütend los: "Was haben Sie mit meinem Jungen gemacht? Gestern gehe ich auf meinen Boden, da sitzt mein Junge mit drei andern unterm Strohdach, und sie rauchen wie Schlote." - "Wie Schlote? Unglaublich!" -



"Ich hab's doch gesehen. Unterm Strohdach. Denken Sie, was da passieren konnte!" - "Aber ich habe ihnen doch das Rauchen verboten!" - "Sie haben doch vorher gar nicht geraucht. Da war doch nichts zu verbieten!" - "Ich wollte doch vorbeugen." - "Ja, verbotene Früchte schmecken süß. Aber ich habe die Jungen mordsmäßig vertobakt. Hoffentlich hilft das."

Als der Mann gegangen war, stöhnte ich zu meiner Frau: "Habe ich nicht meine Pflicht getan? Haben sie nicht das beste Beispiel an mir? Was fehlt denn noch? .." Die Lösung fanden wir nicht.

An einem der nächsten Tage trat ich vor dem Pult auf eine kleine Tabakspfeife. Eingeritzt war der Name "Tobolsk". Wo hatte ich den Namen gehört? Ach ja, der Nachbar aus Wolhynien, der Babtist hatte erzählt, daß er nach dem ersten Weltkrieg lange Zeit in Sibirien in Gefangenschaft gewesen war, in Tobolsk. Dabei hatte er mir diese Pfeife als Andenken gezeigt.

"Hat hier jemand das Ding verloren?" fragte ich. Die Kinder machten dumme Gesichter, nur der Albert hinten, gerade der Sohn des Nachbarn, saß blutübergossen da. Aber er meldete sich nicht.

Nachmittags ging ich zu dem Nachbar, brachte ihm die Pfeife und bat ihn, seinen Sohn auszuforschen. Straffreiheit war zugesichert.

Da kam dann alles heraus. Albert hatte schon mehrere Tage hinter einem dicken Ahornbaum am andern Ende des Spielplatzes geraucht. Die andern Jungen hatten sein "Heldentum" gedeckt.

Dieses und andere Ergebnisse der "Erziehung" lehrten mich, daß aller gute Wille, alle Strafe und Strenge und jedes gute Vorbild versagt, wenn es an der Zuneigung fehlt.

Ich mußte zunächst um diese Zuneigung und um Vertrauen ringen. Danach erzählte ich den Schülern offen von meiner Entwicklung, wie ich im Kriege auch dieser Sucht verfallen war, und wie ich gerungen hatte, um davon freizukommen. Ich schloß:

"Ich habe nun getan, was ich konnte, um euch vor einem solchen Kampf zu bewahren. Tut jetzt, was ihr wollt. Ihr dürft rauchen, bedenkt aber, daß man süchtig wird. Wehe dem, der nicht mehr die Kraft hat, sich loszureißen."

Es kam nie wieder derartiges vor. Das Rauchen hatte seinen Reiz verloren, es war kein "Heldentum" mehr dabei.

Kinder führen den Lehrer

Gewöhnlich führt der Lehrer, denn er hat die meiste Erfahrung. So kommen die Kinder zu der Überzeugung, der Lehrer wisse alles. Manche Pädagogen pflegen diesen Nimbus sehr. Wenn ihr Wissen doch einmal versagt, gebrauchen sie Ausreden oder weisen gar ab: Dumme Frage!

Mir war es in meiner Kindheit ebenso gegangen, und für mich stand der Lehrer schließlich unerreichbar hoch in den Wolken. Bei meinen Kindern aber sollten keine Minderwertigkeitsgefühle aufkommen. Deshalb gab ich besonders gute Zensuren, wenn mir von Kindern Irrtümer nachgewiesen wurden. Dadurch wuchs das Vertrauensverhältnis, und das ist ja schon eine Vorstufe zum Unterrichtserfolg.

Gerade jetzt am Neuanfang im fremden Dorf ergaben sich gute Gelegenheiten, die Kinder in die Rolle der Lehrenden hineinzumanteln. Sie freuten sich, wenn sie mich belehren durften.

Kinder, die sonst aus ihrem Unvermögen heraus kaum zum Sprechen zu bringen waren, wurden lebendig, wenn ich in ihrem Dorfe nicht Bescheid zu wissen schien. Sie erklärten und wiesen auf das hin, was ihnen wichtig erschien. Am schönsten war es auf den Rundgängen durch das Dorf. Da führten sie mich zu den Grundstücken, nannten die Bewohner und machten sie mit "ihrem" Lehrer bekannt.

Gleich am Anfang wanderten wir so einmal nach Elenskrug. Schon in Widitten fingen die Kinder an: "Da wohnt Emil Köck, da wohnen Gablowskis, da Ockels, dort um die Ecke Krämers und Grolls." An der Schmiede zeigten sie den "Grauchenbaum" des Herrn Sager, der ihnen gern von den wohlschmeckenden Birnen abgab. Dann kam das Grundstück vom Bauern Wenk, dem Bruder des Gastwirtes Hermann Wenk gegenüber der Schule. Am Einwohnerhaus vorbei führten sie mich an einen Nebenweg beim Bauern Albert Köck und zeigten den merkwürdigen Weidenbaum, auf dem eine armdicke Birke wuchs. Am Anfang des Waldes lag ein kleiner Kirchhof, auf dem nur ein Grab war, ein Angehöriger der Familie Bobeth. Die anderen Toten mußten ja nach Großheidekrug zum Friedhof der Kirchengemeinde. Auf der Wanderung durch den Fichtenhochwald gab es viel zu erklären. Eine Weile hielten wir uns bei den Holzhauern auf. Der Förster Zeisig erklärte, wie das Holz vermessen und zerschnitten wurde. Einige Jungen machten selbst Messungen mit dem "Storchschnabel" und freuten sich, daß sie mehr konnten als ihr Lehrer. Der Förster ging dann mit uns zu sich nach Hause,



um Geweihe zu zeigen.

Als wir auf der letzten Höhe vor Elenskrug ankamen, erblickten wir den kleinen Waldort, mitten darin den ehrwürdigen Krug aus dem Jahre 1665. Daneben wohnten nur zwei Bauern einander gegenüber, weiter hinten im Kanalwärterhäuschen Magdas Vater. Als wir von der sandigen Höhe zum Ort hinabstiegen, sahen wir am Wege drei Rieseneichen. "Vater, Mutter und Kind", erklärten die Kinder. Wieviel Jahrhunderte mochten diese Bäume schon gesehen haben! Als die Straße später ausgebaut wurde, mußte sie um die drei Bäume einen Bogen machen. Man wollte die alten Zeugen nicht opfern, lieber ließ man eine Kurve herumlegen. Der kleinste fiel dann doch.

An der Laukebrücke gab es auch allerhand zu sehen. Damals spielten noch Fische auf dem flachen Grunde. Später sind sie dann durch die Abwässer von Königsberg alle vergiftet worden.

Hier wollte ich zur Försterei abbiegen, aber die Kinder bestanden darauf, noch den "Stelzenbaum" zu zeigen. Er stand am Königsberger Kinderheim am Wege nach dem Bahnhof Powayen. Eine gewaltige Kiefer war unten durch den Zugwind abgedeckt worden, so daß die Wurzeln frei zur Seite standen. Sie waren dann wieder im rechten Winkel zur Erde hineingewachsen, und so hatten sich Sitze gebildet, auf denen



alle Kinder Platz hatten. Das Kinderheim wurde nun auch gleich be-
sichtigt, und dieser Bekanntschaft hatte ich kurz darauf bei der Auf-
lösung des Heimes den billigen Erwerb von kleinen Tischen, Stühlen
und Liegebetten zu danken. Sie dienten später zur Ausstattung der
Waldschule unter der großen Schullinde.

Der Förster war inzwischen nach Hause gegangen, um sich auf den
Besuch vorzubereiten. Der Förster Zeisig und seine Frau, eine gebo-
rene Pelikan, hatten schon eine Menge Geweihe herausgebracht: Spie-
ßer, Gabeler, Sechsender und andere, auch Elchschaufeln. Eingehend
erklärte der Förster diese Dinge, dann führte seine Frau die Schar
zum großen Backofen außerhalb des Gehöftes. Früher wurden diese
Backöfen meist außerhalb der Gebäude erbaut, weil die Strohdächer
eine große Gefahr bei dem Feuer bildeten. Es mußten aber auch aller-
hand Brote da hineingehen. Jetzt wunderten sich die Kinder nicht
mehr darüber, daß oft reisende Handwerksburschen in den warmen
Öfen übernachtet hatten, und daß die Hexe von Hänsel und Gretel in
einem Backofen Platz hatte. Auch im Backofen der Försterei waren
schon Übernachtende angetroffen worden.

Durch den schönen Hochwald wanderten wir zur Südostecke, wo das

Laukefließ in das Haff mündet. Ich staunte, wie sich die Kinder in dem Gewirr von Bäumen und Unterholz zurechtfinden. Sicher waren sie schon hundertmal hindurchgewandert, wenn sie Pilze oder Heidelbeeren suchten.

Auf dem Zimmerbuder Weg ging es dann wieder ins Dorf zurück, am Fischerviertel vorbei, das etwas abseits lag, dann am Armenhaus vorüber zur Schule.

Müde aber froh nahmen die Kinder Abschied, hoch befriedigt, daß sie mir etwas hatten zeigen können, das ich nicht gekannt hatte. "Nächstesmal müssen wir durch Marschenen wandern", sagte ich, "dann zeigt ihr mir, was es dort Merkwürdiges gibt." - Für sie war alles merkwürdig.

Die erste Revision

So unangenehm Revisionen sein können, so notwendig sind sie doch manchmal. Ein Lehrer in einem einsamen Dorf verbauert mit der Zeit, wenn nicht Anregungen von außen kommen. Unsere Schulräte sind die einzigen, die in alle Schule kommen und hier und dort Wertvolles weitergeben können. Deshalb sollte sich jeder Lehrer freuen, wenn ein Schulrat kommt.

Die Schule in Widitten hatte mindestens zehn! Jahre keinen Schulrat gesehen, und deshalb war manches unterlassen, was anderswo längst zur Selbstverständlichkeit geworden war.

Ich aber arbeitete so, als erwartete ich jeden Tag den Schulrat. Der alte war pensioniert worden, und der neue hatte sich statt in Königsberg in Fischhausen niedergelassen. Er kam zu Fuß von Powayen nach Widitten, 7 km weit. Der Spaziergang schien ihm gut bekommen zu sein, denn er revidierte durchgehend von 8 bis 14 Uhr. Dann war er aber auch in jeder Beziehung fertig, ebenso ich, am meisten aber die Kinder.

Als er hereinkam, guckten ihn die Kinder an, als wollten sie sagen: Was hat denn der fremde Kerl hier in unserer Schule zu suchen? Sie standen nicht auf, grüßten nicht und nahmen keine Notiz von ihm. Erst als er erklärte, daß er der Schulrat sei, bekamen sie vor Staunen den Mund nicht zu. War das etwa der Mann, der noch mehr wußte als der Lehrer?

Dann bekamen sie es mit der Angst zu tun und verkrochen sich hintereinander. Der Schulrat stellte Fragen, aber niemand meldete sich.

Darauf fragte er mich, wie dieser Redestreich zu erklären sei. Ich sagte, daß bisher kein fremder Mensch in der Schule gewesen sei. Das machte mir der Schulrat sofort zum Vorwurf und riet, von jetzt ab öfter fremde Menschen in die Klasse zu nehmen, damit sich die Kinder an fremde Gesichter gewöhnen könnten. Wir berieten uns nun, und dann ging der Schulrat versuchsweise in das Zimmer gegenüber der Klasse, um zuzuhören. Ich ließ beide Türen offen und fing an, zu unterrichten. Die Kinder tauten auf, und so ging das Gespräch eine Weile fort, bis der Schulrat aus dem anderen Zimmer dazwischen rief, daß er etwas nicht verstanden habe. Die Kinder mußten lauter sprechen, und nun trat er in die Tür und lobte die Kinder. Allmählich übernahm er nun den Unterricht.

Das Rechnen klappte gut. Auch in den anderen Fächern zeigten jetzt die Kinder einiges Können. Nur in der Heimatkunde von Ostpreußen zeigten sich starke Lücken. Kein Kind konnte einen Heimatdichter nennen. Das war mir besonders unangenehm, weil ich mich sehr für Heimatkunde interessierte.

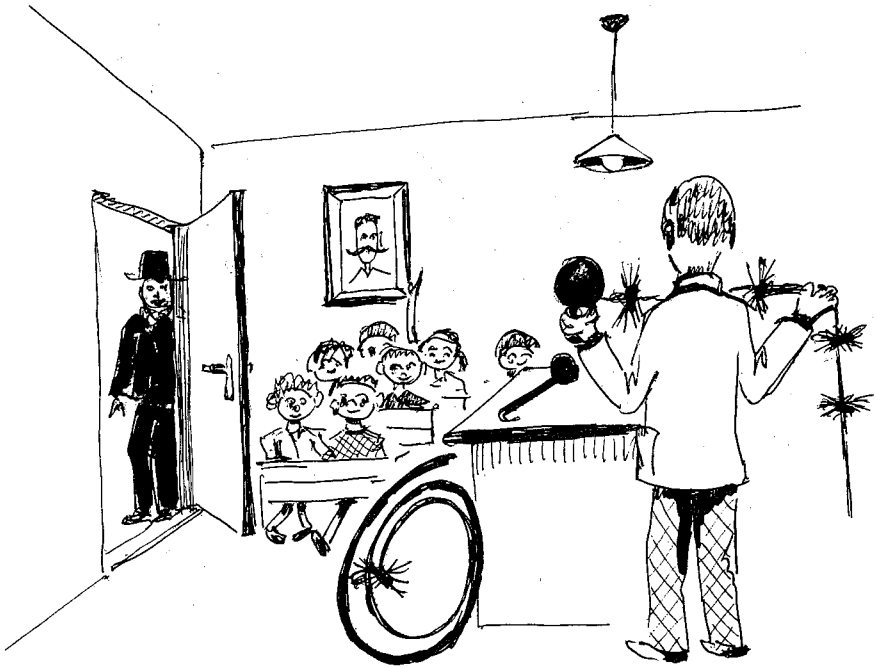
Mit der Prüfung ging es bis in den Nachmittag hinein. Zuletzt hielt der Schulrat vor den Kindern eine Rede und sagte, daß sie sehr gut gelernt hätten, und daß er äußerst zufrieden sei, sonst wäre er nicht so lange geblieben. Und nun sollten sie einen Wunsch äußern. Sie schienen aber jetzt wunschlos glücklich zu sein. Da fragte er sie, ob sie wohl einen größeren Ausflug mit der Bahn vorhätten. - Ja, nach der Marienburg, die sie gern sehen möchten. - "Sehr schön. Für die Bahnfahrt werde ich euch 70 Mark schenken." Das war vielleicht ein Jubel!

Ich aber befolgte den Rat und nahm immer wieder fremde Menschen mit in die Klasse. Erst lud ich die Eltern ein, und manchmal saßen mehrere Mütter gleichzeitig auf der hintersten Bank und staunten oft über ihre Sprößlinge, die sich zu Hause so überlegen aufführten, aber in der Klasse leider so oft versagten.

Die Hauptsache aber war, daß die Kinder jetzt nicht mehr scheu waren. Manchmal kam der junge Pfarrer in die Religionsstunde. Einmal sprach ein Hausierer vor, der Mausefallen feilbot. Es stellte sich heraus, daß er ein arbeitsloser Artist war. In der Klasse hat er die Kinder zwei Stunden lang mit nie gehörten oder gesehenen Dingen unterhalten. So setzte er sich an das Pult und unterhielt sich mit einer Person, die anscheinend im Keller saß. Er war nämlich Bauchredner.

Ein drolliges Erlebnis hatten die Kinder mit dem Schornsteinfeger. Ich bat ihn seine Werkzeuge zu erklären. Er lehnte ab, die Kinder würden ihn auslachen und ihm nachschreien: "Schornsteinfeger, schwarz wie'n Neger!" Schließlich willigte er ein, hinter der offenen Schultür zuzuhören und mich zu berichtigen, wenn ich die Werkzeuge den Kindern zeige und erkläre. Dabei stellte ich mich so dumm an, daß er immer wieder dazwischenreden und berichtigen mußte. Nach kurzer Zeit stand er in der Klasse, und die Kinder, die vorher eininstruiert waren, ließen sich nichts anmerken und blieben ganz ernst. So verlief die Unterrichtsstunde sehr anregend und lehrreich, und schließlich bedankte er sich sogar noch dafür, daß er seine Weisheit hatte so gut an den Mann bringen können.

So wurden die Kinder immer unbefangener, so daß ich hoffte, bei der nächsten Revision vorzüglich abschneiden zu können. Der Schulrat kam aber nie wieder, obgleich ich mich nach einer kleinen Anerkennung vor den Kindern sehnte.



Der Fleck an der Wand

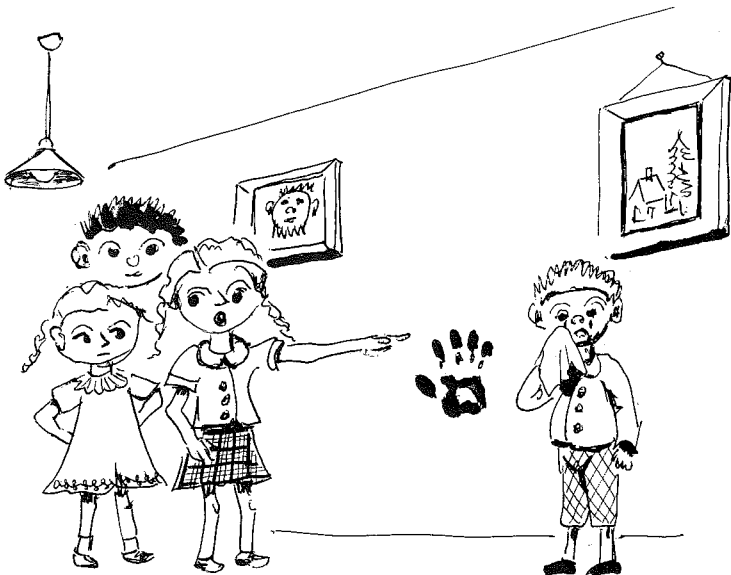
Da war ich nun in meiner Schule. Am meisten lag mir der Zustand des Klassenraumes auf der Seele. Aus den Fenstern schaute man auf den Obstgarten mit viel Grün. Um so ungemütlicher wirkte der verqualmte, verräucherte Raum der Schulstube.

Um wenigstens die Schulstube ordentlich und sauber zu halten, ernannte ich Ordner; aber die vergaßen regelmäßig ihre Arbeit und klagten über die anderen, die soviel Unordnung machten.

Eines Tages nun war eine Konferenz in einer Nachbarschule. Da sah ich einen schönen, hellen Raum, ansprechende Bilder, viel Platz, keine Überfüllung durch Schränke, Bilder, Landkarten, und dazu die Sauberkeit! Ich fragte mich wiederholt: Warum geht es da? - Warum nicht bei mir? - Hatten die Kinder kein Gefühl dafür, was schön und gemütlich sein konnte? - Fühlten sie nicht das Verlangen nach Sauberkeit und Helligkeit?

Da ging mir ein Licht auf. Ich mußte den Kinder einmal zeigen, was schön ist!

Eines Tages machte ich mit ihnen einen Ausflug nach dem Ort mit der schönen, sauberen Schule. Ich bat den Lehrer um Erlaubnis, mit den Kindern in die Klasse gehen zu dürfen. Nun saßen sie in den sauberen Bänken, und sie betrachteten neugierig die Umgebung. Zuletzt meinten



die Verständigeren: "In solch einer schönen Stube würden wir auch gerne sitzen und lernen."

Dann ließ ich sie zu Hause von der Märchenschule erzählen. Am anderen Morgen sprachen sie in der Klasse noch immer darüber. Das erste, was ihnen auffiel, war die Enge. Da stehen zwei Schränke. Einer könnte auf den Boden, der andere auf den geräumigen Schulflur, wo ihn niemand sah. Bei Bedarf konnten die Dinge leicht herunter geholt werden. Die Kinder freuten sich; denn jetzt konnten sie in einer verregneten Stunde auch mal ein Spielchen in der Klasse machen.

"Nun ist es bald wie zu Hause", sagte ich. "Bei uns stehen Blumen auf dem Fensterbrett", widersprach Lotte. "Meine habt ihr vertrocknen lassen" - "Aber ich bringe eine mit, die gieße ich selbst", versprach sie.

Am nächsten Tage brachte Lotte wirklich eine Fuchsie mit roten Außen- und weißen Innenblätter. Sie sah sehr schön aus. Marta fand das auch und brach einen Zweig ab als Ableger. Lotte zeterte und drohte, daß sie ihre Blume gleich wieder mitnehme, wenn man ihr die Blume abreiße. "Dann bringe ich mir selbst eine mit", trumpfte Marta auf.

Am Ende der Woche standen die Fensterbretter voll Blumen, und, oh Wunder, sie gediehen auch ohne mich. Als ich Zweifel darüber äußerte, daß die Blumen immer so gut betreut werden würden, meinten die Kinder, daß seien doch ihre Blumen.

Aber so ganz glücklich fühlten wir uns noch nicht. Die Wände müßten ausgebessert und gestrichen werden, meinten die Kinder. "Es ist kein Geld dafür da", widersprach ich. "Ich werde es meinem Vater sagen, der ist im Schulvorstand", prahlte Karl.

In der nächsten Schulvorstandssitzung schaute sich Karls Vater betrachtend um, als hätte er die Klasse noch nie gesehen, und meinte dann: "Nachbar, so sieht es in meinem Schweinestall aus. Was meinst du?" - "In meinem sieht es besser aus, der wird alle Jahre geweißt wegen Rotlauf. Meine Frieda hat auch schon gebohrt." Und so wurde die Renovierung beschlossen.

Nach den Ferien kamen die Kinder zur Schule, saßen dann eine Weile staunend da, dann sagte eins: "Unsere Klasse ist jetzt auch schön!" und es betonte das Wort "unsere".

Zwei Wochen später war es so weit, wie ich befürchtet hatte. Die Kinderschar kam morgens aufgeregt entgegen: "Der Fritz hat die Wand beschmutzt. Gerade über der Ölfarbe hat er seine fünf Finger abge-

klebt, das Ferkel. Da sehen Sie nur!" Rachedürstend schob die Schar den Verbrecher vor sich her. Dem flossen die Tränen über die Wangen.

Es kam heraus, daß Fritz einen Stoß erhalten hatte und gegen die Wand geflogen war. Da war nichts zu machen. Überstreichen geht nicht; denn es wäre zu schwer, die Mischfarbe zu treffen. Also müßte es wohl bis zum nächsten Streichen so bleiben, mindestens zehn Jahre.

In der nächsten Pause gingen alle Kinder bis auf die beiden Ordner auf den Hof. Dort mieden sie den schuldlosen Sündenbock.

Als sie dann wieder hereinströmten, gab es einen Ruck. Der Fleck war weg. "Wer hat das fertig bekommen?" Zwei Jungen grienten ihnen entgegen, die Ordner. Triumphierend reckte der eine einen Gummi hervor: Ausradiert. - Wirklich bewunderswert und vorsichtig weggebracht, aus Winkeln und Ecken kleine Farbtupfen weggenommen und über die Stelle gelegt. "Unsere Klasse ist wieder ohne Fleck."

Ich war zu einer großen Erkenntnis gekommen: Es ging alles allein, aber ich durfte nicht mehr sagen: "Meine Klasse!" sondern "Eure Klasse" oder mindestens "Unsere Klasse!"

Fallgruben

Die Schulkinder liebten das Schlagballspiel, aber es fehlte an Raum. Zwar war da ein sandiger Platz, aber alles war so uneben. Auf der Düne hatten außerdem umwohnende Familien ihre Kartoffel eingemietet. In die offenen bis drei Meter tiefen Gruben wurde allerhand Unrat hineingeworfen. Als einmal ein Junge hineinfiel, rief er um Hilfe. Mit einer Leiter wurde er herausgeholt. Zwar war der Schaden geringfügig, aber ich befürchtete Schlimmeres und wollte gern die Fallgruben zugeschüttet haben. Aber die Arbeit hätte Geld gekostet. Im Schulvorstand fand man den Rat des größten Bauern richtig, die Gruben für Übungszwecke so zu lassen, um die Jungen als spätere Soldaten an solches Gelände zu gewöhnen.

Die Kinder und ich waren anderer Meinung. Deshalb verbot ich das Spiel, solange die Löcher nicht zugeworfen waren.

Am nächsten Morgen kamen Marga und ihr jüngerer Bruder mit einem kleinen Spaten und einem Kastenwägelchen zur Schule. Dazu befragt, antwortete Marga: "Die Löcher sollen doch zu." Von einem kleinen Hügel belud sie den Wagen mit Sand und kippte die Erde in eine Grube. Allein hätte sie monatelang fahren müssen. Am darauffolgenden Tage

gab es schon eine ganze Reihe solche Gefährte, auch Schubkarren. Weil Magda als erste den Gedanken gehabt hatte, wurde sie als Leiterin stillschweigend anerkannt. Ich freute mich über die seltene Gemeinschaft und half mit. Mit Brettern bauten die Kinder kleine Straßen von den Hügeln zu den Gruben. Einige regelten den Verkehr wie Schutzleute. Viel Gelächter gab es, wenn jemand mit einer zu voll geladenen Karre umkippte.

Nach 14 Tagen waren die Buckel und Löcher verschwunden, nur durch Arbeit in den Pausen und nach der Schule. Dieses Vorhaben aber wurde das Vorbild für eine ganze Reihe ähnlicher Selbsthilfearbeiten.



Fallgruben

Der Spucknapf

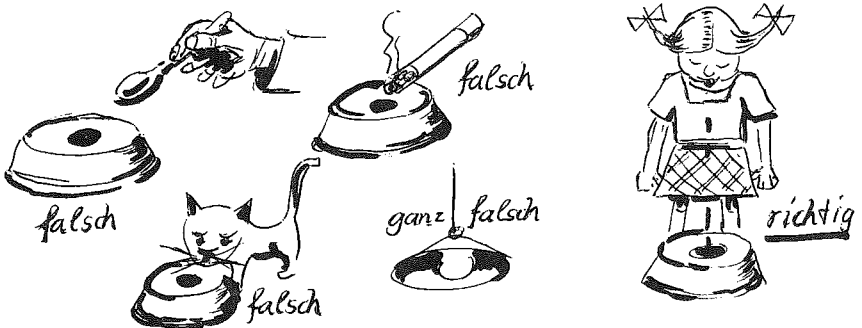
Es war eine üble Gewohnheit, daß manche Kinder auf den Fußboden spuckten. Sie sahen das ja zu Hause, wo die Väter dann drauftraten, den nassen Fleck verrieben und von den kleinsten Kindern beim Herumrutschen trocken reiben ließen. Ich mühte mich, diese Spuckerei abzustellen, aber ganz hörte sie nicht auf. Dann merkte ich, woran das lag.

Die Kinder brachten immer wieder Blüten in die Schule mit, weil ich ihnen die Namen und Eigenschaften erklärte. Einmal brachte ein Mädchen einen Strauß Wiesenschaumkraut. Ich überließ jedem Kind eine Pflanze, sie sollten mal ein Blättchen zerkauen. Kurz darauf verzog der erste Junge das Gesicht, ein Mädchen rief: "Ist das bitter! Ich muß ausspucken." - "Das Taschentuch hervor und hinein!" riet ich, aber guter Rat war teuer. Sie hatten keine Taschentücher. Also spuckten sie auf den Boden. Franz aber wußte sich zu helfen. Er zog seine Rocktasche nach vorn und spuckte hinein.

Eines Tages brachte ich ein seltsames Gefäß mit einem gelochten Deckel mit. Ein Kind meinte, der Napf sei zum Essen, ein anderes, es sei ein Wasserbehälter. Ein Mädchen hielt es für einen seltsamen Aschenbecher. Wieder andere sprachen von einem Freßnapf für Hund oder Katze. Ein findiger Junge wollte den Deckel als Lampenschirm verwenden.

Schließlich kam ein Kind darauf, daß es wohl ein Napf zum Hineinspucken sei, und es durfte ihn zuerst benutzen.

So lernten die Kinder einen Spucknapf kennen. Zuerst wurde er auch eifrig benutzt. Dann aber verlor das Spucken seinen Reiz. Er hatte seine Aufgabe erfüllt, das Spucken abzugewöhnen.



Wenn die Schlange beißt

Zur Inventur, die ich vornahm, gehörte auch das Schreiben von kleinen Aufsätzen. Ich hoffte dadurch nicht nur die Ausdrucksfähigkeit sondern auch die Kinder kennen zu lernen.

Ein neunjähriges Mädchen schrieb: Als ich auf Geburtstag war.

Mein Vater, meine Schwester und ich waren bei meinem Onkel auf Geburtstag... Ich habe soviel dunkles Bier getrunken, daß ich ein klein wenig betrunken war. Den Tag hatte ich gerade ein weißes Kleid an, das hatte ich mir mit Bier begossen...

Besuch bei der Großmutter. Mein Onkel, meine Schwester, mein Vater und ich waren bei meiner Großmutter zu Besuch ... Die Frieda war so betrunken, daß sie nicht mehr stehen konnte. Ich konnte noch stehen, aber nicht mehr gehen ...

Die oben erwähnte Frieda schilderte eine Geburtstagsfeier: Am Geburtstag. Meine Brüder Otto und Emil hatten am Sonnabend Geburtstag... Ich schenkte jedem der Brüder zehn Zigarren und eine Zigarrenspitze... Ich ging abends um halb zwei schlafen. Sonntag kam mein Bruder Albert zu Besuch. Da haben wir noch nachgefeiert und ordentlich Schnaps getrunken. Ich war schon Sonnabend betrunken...

Ich ließ meinen Schreck nicht anmerken. Die Eltern ließen ihre schulpflichtigen Kinder sich bis zur Besinnungslosigkeit betrinken und lachten womöglich noch darüber, regten sie vielleicht noch dazu an. Sie ahnten nicht, wie für Kinder jeder Tropfen Alkohol Gift ist. Besonders nach Konfirmationen war die Bilanz ziemlich erschütternd. Der fleißigste und tüchtigste Junge der Klasse, der auch eingesegnet worden war, weinte bei einer solchen Gelegenheit laut los, und als ich ihn nach der Ursache des Unfalls fragte, antwortete er: "Ich hatte mir fest vorgenommen, auch diesmal nicht zu trinken, aber die Großen haben mich immer wieder bedrängt, und zuletzt sagten sie, ich wäre doch jetzt konfirmiert und ein Mann. Wenn ich aber nicht wenigstens einen Schluck nehme, sei ich ein Schlappschwanz." Da lachte ich laut los, schlug den Jungen kräftig auf die Schultern und sagte: "Nun habe ich schon zehn Jahre keinen Tropfen mehr getrunken, nun bin ich wohl auch ein Schlappschwanz?"

Bei offenen Aussprachen durfte nichts übel genommen werden. Anfangs wußten die Kinder recht viele Gründe für den Alkoholgenuß vorzubringen. Allmählich wurde ihnen klar, daß das alles nur Vorwände waren.

Einmal lud ich zu einer solchen Aussprachestunde auch die Fortbil-

derungsschüler ein, die ja schon ordentlich im Trinken mitmachten. Sie brachten denn auch reichlich "Gründe" vor, aber meine Schüler hatten einen Heidenspaß, diese Argumente zu widerlegen. Zuletzt versuchten die Achtzehnjährigen es mit Verstandesgründen und sagten: "Hier gibt es doch so viele Kreuzottern. Ist es da nicht gut, wenn man sich beizeiten an den Alkohol gewöhnt für den Fall, daß man gebissen wird?" Ich erwiderte: "Nun mal ehrlich. Haben Sie überhaupt schon einmal beim Glas Bier oder Schnaps an eine Kreuzotter gedacht?" Alle lachten. Der Gedanke war schon recht komisch.

Noch ein letzter Einwand wurde versucht: "Wenn wir nicht mehr trinken, dann werden tausende von Arbeitern arbeitslos."

Als wir auseinander gingen, las ich noch einige Wirthausverse vor, um zu zeigen, mit welchen oberflächlichen Mitteln darin für den Alkohol geworben wird.

*Was wachsen soll auf Erden,
das muß begossen werden.*

*Als Moses an den Felsen klopfte,
geschah es, daß das Wasser tropfte.
Ein größres Wunder siehst du hier:
Wenn du hier klopfst, erhältst du Bier.*

*Trink, solange der Becher winkt,
nütze deine Tage!
Ob man im Jenseits auch noch trinkt,
das ist eine Frage.*

*Reiche mir den Steinkerug her, Knabe!
Höre, was dein Vater spricht:
Jeden Feind bezwingt der Deutsche,
nur den Durst bezwingt er nicht!*

Und noch die selbstverspottenden Verse:

*Sauf, daß dir die Nase glänzt,
rot wie ein Karfunkel,
daß du eine Leuchte hast
in des Nachtes Dunkel!*

*Es trinkt der Mensch, es säuft das Pferd,
bei mir, da ist es umgekehrt.*

Ich bat die Schüler, die Sammlung von Wirthausversen zu ergänzen, so daß ich schließlich über 100 Verse hatte. Sie gehen den Menschen glatt ein, ob sie vernünftig sind ist Nebensache. Die Hauptsache ist, daß sie schlagend sind.

Politisches Intermezzo

*Im Meinungsstreit zu allen Zeiten
die gleichen Waffen Sieg erstreiten:
es sind die schärfsten Zungen
und allerstärksten Lungen.
Da hat die Wahrheit liebe Not,
sie wird zumeist geschlagen tot.*

Leixner

I N H A L T

Wie es dazu kam	52
Wandrer, die man nicht gerne sieht	53
Die Erbschaft	56
Haffräuber	59
Der Gauleiter kommt	60
Der stille Winkel	63
Die Arbeitslosigkeit wird beseitigt	65
Gleichgeschaltet	66
Der neue Mensch	68
Der Maulkorb	70
Ferkelblond	74
Das verdorbene Patent	76
Kirche in Gefahr	78

Wie es dazu kam

Was eine Inflation bedeutet, erfuhr das deutsche Volk in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg. Hunderttausende verhungerten, weil die Lebensmittel gegen wertloses Geld nicht herausgerückt wurden. Ich mußte meine letzten Stiefel für einen Zentner Raggen eintauschen. Der Bauer meinte grob: "Lieber schütte ich das Korn in den See, als daß ich es gegen ein solches Schundgeld abgebe."

Aber es kam noch einmal umgekehrt. Und die Deflation, die Geldaufwertung kaum 10 Jahre später, wirkte noch viel verheerender. Die Absatzkrise in der ganzen Welt in den Jahren 1929 bis 1932 brachte Deutschland 7 Millionen Arbeitslose und war bis ins kleinste Dorf zu spüren. Weil ich mich seit 1921 mit Währungsfragen beschäftigt hatte, durchschaute ich die Katastrophe ziemlich klar. Die Beschäftigungslosen aber sahen keinen Ausweg. Und weil sie die Funktion des Geldes nicht kannten, sprach einer dem anderen nach: "Es muß doch anders werden!"

Wie es werden sollte, wußte nur Hitler. Der versprach Arbeit und Brot und das Tausendjährige Friedensreich, und die ausgehungerten Scharen liefen ihm gläubig nach. Die Schuld an den unhaltbaren Zuständen schob man auf eine Minderheit, die sich nicht wehren konnte. Hitler hatte das fein raus. Die Bürgerlichen unterstützten die Nationalsozialisten, weil die gegen die Kommunisten waren, die Christen, weil sie gegen die Gottlosen kämpften, die Gottgläubigen, weil sie das Christentum verachteten, die Zinsgegner, weil sie den Zins abschaffen wollten, die Friedfertigen, weil sie das Friedensreich erwarteten, die Nationalisten, weil sie wieder zur Geltung kamen, die Militaristen, weil das Heer aufgebaut wurde, die Arbeiter, weil die Arbeitslosigkeit beseitigt werden sollte, die Kapitalisten, weil die Partei ihr Geld brauchte.

Aber es gab auch noch andere Gründe. Ein Bauer neben einer Nachbarschule ging in die SA, weil er Ärger mit den Hühnern des Hauptlehrers hatte und ertränkte den demokratischen Gegner mit Hilfe seiner SA-Genossen fast im Wargener Kirchenteich. Die meisten aber erhofften etwas von der "Bewegung", weil sie anders war als alle anderen, und weil es so nicht weitergehen konnte.

Aber Hitler täuschte alle. Als dann die Getäuschten sehend wurden, war es zu spät. Die Kirche erschrak, als sie erkannte, wie sie abgebaut werden sollte. Der Zinsgegner staunte, als der Kapitalist Hugenberg im Kabinett Hitler 5 Ministerien leitete. Die

Militaristen mußten sich der Partei unterordnen. Und viele schämten sich auch, ihren Irrtum einzugestehen.

So kam es dazu.

Wanderer, die man nicht gerne sieht

*Wohltaten, still und rein gegeben
sind Tote, die im Grabe leben,
sind Felsen, die im Sturm bestehn,
sind Sterne, die nicht untergehn.*

So lernten es die Kinder. Da klopfte es an die Klassentür. Ein gutgekleideter Herr stellte sich als landwirtschaftlicher Beamter vor. Er sei stellenlos, und die ihm auf dem Nachbargut empfohlene Stelle sei schon besetzt. Nun fehle ihm das Geld zur Rückfahrt. Hier wolle er einen letzten Versuch machen, ob er nicht wenigstens die Mark für die Rückfahrt bekäme.

Das war alles so ehrlich vorgebracht, daß ich ihm unbedenklich die Mark gab und froh war, durch diese Tat den Spruch von den Wohltaten gleich belegen zu können.

Am nächsten Morgen erzählten mehrere Kinder, daß der "Inspektor" überall im Dorf den "letzten Versuch" gemacht hatte und mindestens 20 Mark herausgetragen hatte. Ich schämte mich meiner Leichtgläubigkeit und nahm mir vor, in Zukunft nichts mehr zu geben.

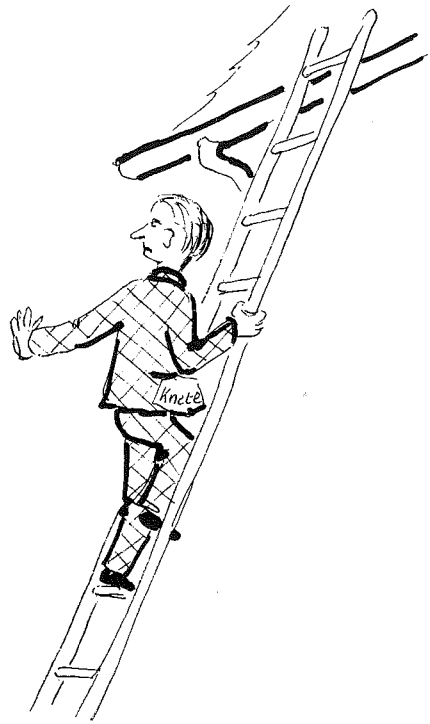
Aber wie bald vergißt man seine Dummheit. Kamen da zwei junge Herren ins Schulhaus und redeten, daß wir gar nicht erst zu Worte kamen. Ich hob schon die Hand zum Hinauswurf, da fesselten mich doch die Muster, wirklich spottbillig und wirklich gute Handtücher zu 30 Pfennig das Stück. Solch eine gute Gelegenheit! Wir wollten einige Dutzend nehmen. Das Wäscheauto sei aber jetzt beim letzten Besitzer im Dorf. Wir müßten uns schon ein Weilchen gedulden. Dieses Musterhandtuch könnte man natürlich nicht abgeben. Indessen könnten wir uns ja Anzugsstoffe ansehen. Ich winkte ab, aber der fremde Herr rief seinem Genossen, dem man die brüderliche Verwandtschaft auf 100 Meter an der Nase ansah: "Junger Mann, holen Sie sofort zwei Stücke!" Meine Frau kaufte von den Stoffen, die sie gar nicht brauchte, gleich drei Stücke, weil sie dann nur die Hälfte kosteten. Die Herren kassierten, sahen nach, ob das Wäscheauto schon komme, hörten es mit ihren feinen Ohren auch schon brummeln und stieberten davon.



Wir warten heute noch auf das Wäscheauto. Die billigen Handtücher kamen nicht, und die Stoffe waren nichts wert. Es war ein schlechter Trost, daß es anderen Nachbarn auch so ging.

Im Herbst leckte die Dachrinne gerade über der Treppe. Zum Glück kam ein reisender Handwerker. Er zählte eine ganze Reihe Bekannter als Kunden auf, leider nur aus den Nachbardörfern. Vor allem imponierte aber die fachmännische Kritik über die unfachmännische Arbeit seiner Vorgänger. Als er nach der Reparatur gebeten wurde, die Dachrinne zu erproben, wies er diese Zumutung als Laienmeinung entrüstet zurück.

Kaum war er mit der Reparaturbescheinigung vom Hof, da stellte ich eine Leiter ans Dach und goß einen Eimer Wasser in die Rinne. Die tropfte nicht mehr, sondern lief, aber an der unrechten Stelle. Ich rannte zum Schulkassenrechner und konnte gerade noch die Hand auf das Geld legen. Entrüstet beanstandete ich die Arbeit. Er verarbeitete die Stelle von neuem. Ich stieg noch einmal hinauf und erprobte mit dem Eimer voll Wasser. Alles war dicht. Als ich aber die "Verlötstelle" befühlte, löste sie sich ab. Sie war nur mit Kitt beschmiert. Zwar erklärte der Fachmann, daß es ein extra teurer "Spezial-Porzellan-Dachrinnenkitt" sei, aber ich verwies ihn ohne Bezahlung vom Hofe.



Nach einiger Zeit machte ich meine vierte Erfahrung. Ein Mann erbot sich, unentgeltlich einen Vortrag zu halten über Volksnot, Wirtschaftskampf und Gesundheit. Ich war mißtrauisch. Er erklärte, daß die Sache von Ärzten, besonders von Homöopathen, Biochemikern und Naturheilärzten unterstützt werde, um die Volksgesundheit zu heben. Endlich mal etwas, wogegen man nichts haben kann! Der Eintritt ist frei, Arzneimittel, Heizkissen und dergleichen sollen nicht verkauft werden.

Zum Vortrag sind viele Erwachsene erschienen, vor allem Frauen. Drei Stunden lang sind sie gefesselt, solange redet der Wohltäter. Über Ärzte und Krankenkassen fällt manch bissige Bemerkung. Warum überhaupt so schnell zum Arzt? Es ist kinderleicht, Krankheiten zu erkennen, z.B. nach guten Abbildungen. Man kann sich selbst heilen nach Rezeptschlüsseln. Als die Frage auftaucht, was einem fehlt, da weiß der Herr Rat: Morgen wird er seine Frau schicken, die wird unentgeltlich die Behandlung erklären. Eine Menge Frauen bitten um den Besuch.

Ich kann diese hochherzige Gesinnung fast nicht begreifen. Beschämt muß ich feststellen: Es gibt auch selbstlose Menschen.

Nach einigen Tagen kommt eine Nachbarin und bittet mich, aus einem Buch, daß die Frau nach dem Vortrag von der ratgebenden, wohlwollenden Frau gekauft hat, etwas zu erklären. Das Buch heißt: Dr. Bergmann, Praktischer Hausschatz der Heilkunde. Darin stehen Diagnosen und Rezepte, die ein Laie nicht verstehen und verwerten kann. Das Buch kostet 32,50 Mark, viel Geld. Ich frage, warum sie das Buch gekauft hätte. Sie antwortet: "Nun, die Frau hat gesagt, Sie hätten das Buch auch gekauft und empfohlen." Eine Umfrage ergab, daß etwa 15 Haushalte das Buch von 1.000 Seiten "auf Empfehlung" des Lehrers gekauft hatten.

Ich aber zeigte diese Sache dem Gericht an, und dem Herrn wurde das Handwerk gelegt.

Die Erbschaft

Die Deflation mit ihrer wirtschaftlichen Not war sicher auch der Auslöser für folgende tragikomische Begebenheit.

Gerda war groß und schlank, hatte ein regelmäßiges hübsches Gesicht, aber eine gelbbraune Hautfarbe, dunkle Augen und rabenschwarzes Haar. Die meist blondhaarigen Mitschüler nannten sie "Zigeunerin". Dies vergalt sie mit Kratzigkeit und patzigen Antworten, und sie konnte schlagfertig sein, auch mit der Hand. Immer wieder beschwerte sie sich, sie sei geschlagen, verfolgt und beschimpft worden. Ich hatte längst gemerkt, daß sie wie eine Eule auf die anderen Vögel wirkte und mahnte die Kinder zur Verträglichkeit. Diese aber gaben Gerda alle Schuld.

Ich besuchte daraufhin die Familie und war erschüttert über die enge Wohnung. Im einzigen Zimmer und im Flur standen fast nur Betten, Unordnung und Unsauberkeit, dazu eine Unruhe und ein Geschrei waren unvermeidlich. Jetzt war verständlich, warum die Kinder in der Schule nicht vorwärts kamen. Gerda, die größte, war mit neun Jahren noch bei den Anfängern. Ich versuchte wiederholt, die anderen Kinder zur Duldsamkeit zu erziehen. Heimlich ließen sie aber immer wieder ihren Unwillen an ihr aus.

Der Umschwung kam, als Gerda einen Tag in der Schule gefehlt hatte. Am nächsten Morgen nach dem Grunde gefragt, trompetete sie stolz in die Klasse: "Ich bin mit meinem Vater spazieren gefahren!" Alles riß Mund und Augen auf: "Spazieren, womit?"

"Wir haben jetzt eine Gig und ein Pferd! Da sind wir mal spazieren gefahren. Die hat uns ein Gutsbesitzer geschenkt - richtig

geschenkt. Wir können jeden Tag herumfahren." Sie kostete ihren Triumph aus, setzte sich und guckte über die Köpfe hinweg, als wären sie Luft. Ich zweifelte, mußte es vorläufig aber glauben. Ich hatte schon allerhand tuscheln gehört von einer Erbschaft, und nun erfuhr ich, was sich da in Marschenen abspielte.

Gerdas Vater verbreitete, er habe in Amerika eine Millionen-Erbschaft gemacht. Er sei das uneheliche Kind eines Gutsinspektors. Sein Vater sei nach Amerika gegangen und dort als reicher Mann gestorben. Jetzt hätte ein Notar aus Amerika geschrieben, daß er der einzige Erbe sei. Den Brief zeigte er überall herum.

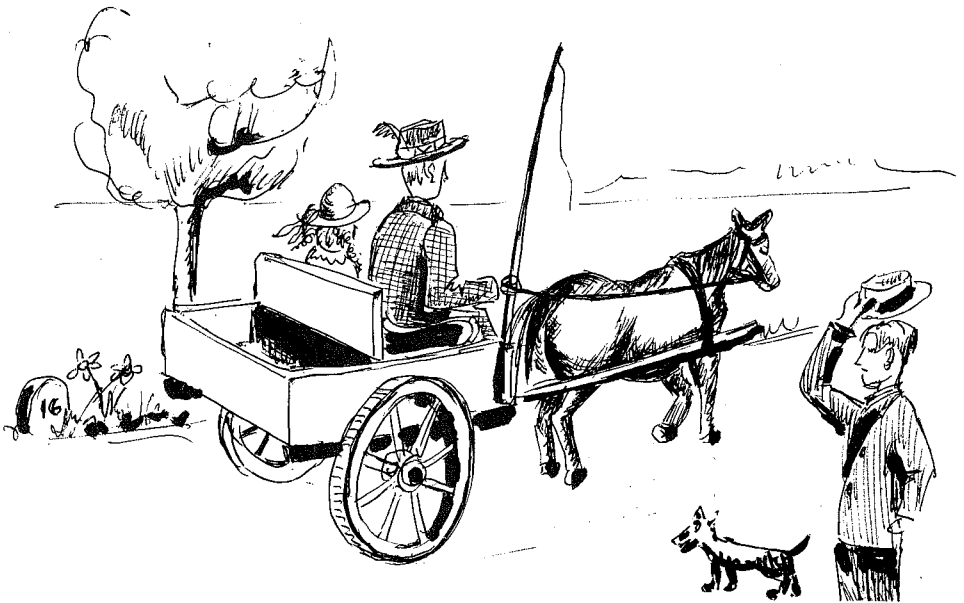
Es war die Deflationszeit. Fast jeder war in Geldverlegenheit. Besonders die Bauern hatten aus der Inflationszeit gelernt, wie leicht man bei Preissteigerungen die Schulden abtragen kann, hatten in Erwartung einer neuen Inflation gebaut und geborgt, und nun kam das Gegenteil. Und da mußte unter Preis verkauft werden. Wo sollte man das Geld hernehmen?

Leute, die früher Gerdas Vater nicht angesehen hatten, kamen jetzt um ein Darlehen betteln. Der glückliche Erbe war freigiebig, aber vorläufig hatte er auch noch nichts, und so schrieb er die Adressen der Bittsteller auf. Weil es allmählich recht viele wurden und manche befürchteten, übersehen zu werden, brachten sie sich durch Geschenke in Erinnerung: Die Bauern durch Speck, Wurst und Schinken, die Fischer durch Aale und andere Fische. Es soll ein solcher Andrang gewesen sein, daß der Erbe Sprechstunden ansetzen mußte. Seine große Familie konnte die vielen Lebensmittel nicht schaffen, obgleich gebrutzelt und gekocht wurde wie noch nie. Was von den Fischen verdarb, landete in einer Tonne vor der Tür, die bald fürchterlich stank. Die Schweine schafften es auch nicht mehr. Deshalb nahm der gute Mann nur noch unverderbliche Ware, z.B. geräucherte Aale und Schinken.

Der Gutsbesitzer aus dem Samland, der ihm die Gig mit dem Pferd geschenkt hatte, erhielt 50.000 Mark gutgeschrieben. Herrliche Rundfahrten machte der stolze Vater mit seinen Kindern. Seine Frau nahm er nicht mit; denn sie sei nun nicht mehr standesgemäß. Er werde sich wohl von ihr scheiden lassen und eine jüngere aus besseren Verhältnissen heiraten. Gerda kam jetzt gerne zur Schule, denn die Kinder taten ihr nun nichts. Aufgeblasen lehnte sie auch die Schulaufgaben ab, weil sie das nicht mehr nötig habe. Ich war anderer Meinung. Zwar fürchtete ich, der Millionär würde mich zur Rechenschaft ziehen, aber er kam nicht.

So ging das, bis die Zeit zu lange dauerte. Ein Lehrer, dessen Bruder auch etwas geopfert hatte, übergab die Sache der Staatsanwaltschaft, und nun stellte sich heraus, daß Gerdas Vater alles mit einem Helfershelfer geschickt inszeniert hatte. Er kam zwar vor Gericht, aber bald war er wieder zu Hause.

Er ging dann an der neuen Straße Steine klopfen, was ihm nach dem Wohlleben sehr sauer wurde. Eines Tages klagte er, daß er stets in Not sei. Er wolle sich eine Handgranate beschaffen, seine ganze Familie in den Garten rufen und heimlich abziehen. Dann wäre er endlich aus der Not heraus. Er tat aber das Gegenteil. Jedes Jahr kam ein neues Kind, und als er nach einigen Jahren mir wieder einmal Rede stehen mußte, rechtfertigte er sich damit, daß er jetzt durch die Kinderbeihilfen und die "Winterhilfe" sovielen Einnahmen habe, daß er gar nicht mehr zu arbeiten brauche. Jedes Kind sei eine neue Einkommensquelle. Zuletzt waren es wohl 9 Quellen, und der Vater war noch nicht 40. Er zog dann fort.

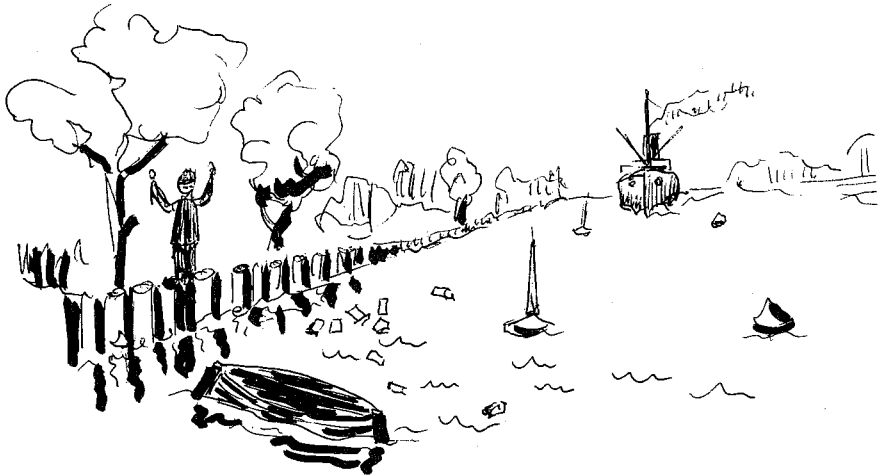


Diese Geschichte mit der Millionenerbschaft hat der Schriftsteller Willi Kramp in seinem Roman "Die Fischer von Lissau" erzählt, nur hat er die Geschichte an den Anfang des Jahrhunderts verlegt, die Dorf- und Personennamen geändert. Gerdas Vater war nicht der Maurer Kalinig und auch kein versoffener alter Trottel. Nun, das ist dichterische Freiheit.

Haffräuber

Müßigkeit ist aller Laster Anfang, besonders der erzwungene wie in den Jahren um 1930. In Großheidekrug, wo es viele Arbeiter gab, suchte man die Schuld bei der Regierung, und so wurden die meisten Kommunisten. Einige sann auf Selbsthilfe und stahlen. Erst verschwanden den Bauern Kälber und Stärken von der Weide. Dann wurde in den Gastwirtschaften eingebrochen, merkwürdigerweise nur in den Orten am Haff.

Eines Nachts, bei einem großen Sturm, war dem Gastwirt in Peyse der Laden ausgeräumt worden. Das Diebesgut war mit dem Kahn fortgeschafft. Gegen Mittag bemerkte der Kanalwärter von Großheidekrug auf dem Damm einen hilfewinkenden Mann. Er fuhr mit seinem Boot hinüber, entdeckte aber in der Nähe des Dammes einen umgeschlagenen Kahn und hunderte von Zigarettenschachteln auf dem Wasser. Die Polizei fand die Diebesbande. In einer Höhle auf dem Damm waren ungeheure Vorräte an Lebensmitteln, Rauchwaren und Genußmittel versteckt.



Vor Gericht stellte sich heraus, daß alle Mitglieder der Bande der kommunistischen Partei angehörten. Natürlich wurde das von den anderen Parteien ausgeschlachtet, und diese Partei mußte, um sich zu decken, diese "asozialen Elemente" ausschließen. Die Bandenmitglieder aber waren enttäuscht und wütend, und nun kam es zu einer politischen Wendung, die niemand erwartet hatte. Aus Opposition beantragten einige aus der Bande nach der Entlassung aus dem Gefängnis die Aufnahme in die nationalsozialistische Partei. Diese, die vergeblich versucht hatte, in Großheidekrug Fuß zu fassen, war froh über die neuen Mitglieder. Zur Verstärkung holte man aus der Umgebung an Sonntagen SA-Männer, und da ging der Hexensabbath auch hier los.

Einmal war in Großheidekrug eine Fischerhochzeit. Als am Nachmittag die Hochzeitsgäste schon stark angeheitert waren, fand ein Umzug der SA statt. Die Gäste begrüßten die SA in ihrem Übermut lachend und mit geballten Fäusten. "Heil Moskau!" Die SA nahm das ernst, riß den nächsten Staketenzaun ab, und nun drangen etwa 100 Braunhemden mit Knüppeln auf die Feiernden ein. Es gab eine große Schlägerei und Blut. Der unschuldige Hochzeitsvater und einige andere mußten ins Krankenhaus, aber die SA ging mit geschwellter Siegesbrust aus dem Kampf hervor. Das gab der Partei mächtigen Auftrieb, und Großheidekrug wurde eine Hochburg des Nationalsozialismus, im Gegensatz zu Widitten. So wurden die Bauern von Widitten die Spießbürger und die Kommunisten von Großheidekrug die alten Kämpfer.

Der Gauleiter kommt

Im März 1932 sagte der Gauleiter Erich Koch sein Kommen an. Welche Ehre für Widitten, das weitgehend vom politischen Getriebe verschont geblieben war! Als der Pulk von SA mit zwei LKW am Gasthof in Widitten anrückte, waren die Stuben schon voll von erwartungsgeladenen Menschen. Mein Nachbar Sonnenberg redete mir solange zu, bis ich mit hinging. Die vordere Gaststube war mit Arbeitern besetzt. Koch quartierte sich mit seinem Stab in der Honoratiorenstube ein. Dort saßen auch die Bauern. Wir beiden Nachzügler fanden keinen Stuhl mehr und blieben im Türrahmen stehen, zwischen Bauern und Arbeitern. Koch, klein, rundköpfig und dunkelhaarig, war nicht gerade das Idol eines nordischen Menschen. Er hatte sich einen Redner mitgebracht, der den Eindruck machte, daß er in diesem

entlegenen Dorf bei den einfachen Bewohnern Redeübungen abhalten sollte. Koch hatte sich so gesetzt, daß er beide Stuben übersehen konnte.

Zuerst wurden natürlich alle Parteien durchgehechelt, und die Nationalsozialisten als einzige Rettung angepriesen. Als die Deutschnationalen ihr Fett bekamen, starrten die Bauern eisig vor sich hin. Dann tauten sie auf, je weiter der Redner politisch nach links rückte. Zuletzt nickten sie zustimmend dauernd mit dem Kopfe. Und so wurden sie gepriesen als die, die 1918 das Vaterland gerettet hätten, während die Arbeiter die Front von hinten erdolcht hätten. Während die Arbeiter gegen die Religion seien, wären die Bauern die Hüter der Kirche. Sie seien auch die letzte Chance für die Rettung der reinen Rasse. So ging das eine halbe Stunde lang. Während die Gesichter in der kleinen Stube immer mehr aufblühten, wurden die in der Gaststube immer finsterer.

Als der Redner sich nun setzte und Koch das Wort an die Versammlung gab und sich niemand meldete, hob ich den Finger. Es kam jedoch nicht das, was er erhofft hatte. Ich war empört über die skrupellose Art des Stimmenfangs: "Ich bin ein Bauernsohn und halte die Bauern nicht für so dumm, daß sie nicht merken, wie ihnen hier Honig um den Mund geschmiert wird. Schon Ihre Bemerkung über die reine Rasse ist hier auf dem Dorfe ganz unangebracht. Hier gibt es keine Juden, und die Bauern würden auch keine Jüdinnen heiraten, weil sie sie in der Wirtschaft nicht gebrauchen könnten. Aber auch die Arbeiter heiraten keine, weil sie gar keine bekämen, denn die Jüdinnen werden nur von reichen Leuten geheiratet, die ihr Geld brauchen. Ich kenne solche, auch Gutsbesitzer. Ludendorffs Großmutter soll auch Jüdin gewesen sein."

"Oho", schrie der junge Parteiredner, "Ich entziehe Ihnen das Wort. Aufhören!" Koch beschwichtigte: "Lassen Sie ihn nur ausreden." - "Wie wollen Sie denn die Reinrassigkeit feststellen? Wollen Sie von jedem eine Blutprobe nehmen?"

Alles lachte, aber Koch erklärte, daß man einen Ahnenpaß für jeden Deutschen ausstellen würde.

"Aber daß Sie die Arbeiter alle Vaterlandsverräter nennen, ist unrecht. Die Bauern wissen, worum sie kämpfen, weil sie Besitz haben, die Arbeiter taten ihre Pflicht, obwohl sie oft nicht einmal ein Haus zu verteidigen hatten. Viele Bauern ließen sich zweimal im Jahr reklamieren, einmal für die Bestellung, einmal für die Ernte. Und mancher half noch mit einem Schinken nach. Die anderen be-

kamen dafür weniger Urlaub, ich z.B. erst nach zweieinhalb Jahren. Mit welchem Recht stellen Sie die Vaterlandsliebe der Bauern über die der anderen? Sie sind durchaus nicht besser, sondern sie haben es nur besser. - Und nun zur Religion! Ich kenne Arbeiter, die sehr fromm sind, ich kenne aber auch Bauern, die sich gar nichts daraus machen, die meinen, wer die zehn Gebote auswendig kann, ist schon fromm..."

"Ja," rief ein Nachbar, "bei Ihnen ist nur fromm, wer nicht raucht und wer nicht trinkt."

"Wenn ich nicht rauche und nicht trinke, so hat das nichts mit Religion zu tun. Das tue ich um meinetwillen, um mein Blut reinzuhalten, damit es nicht dick wird, wie bei manchen anderen hier in der Stube. Aber was halten Sie denn von Religion?" wandte ich mich direkt an Koch.

Der erhob sich mit rotangelaufenem Gesicht und schmetterte: "Unseretwegen können Sie Buddhist sein. Aber aus Ihren ganzen Reden entnehme ich, daß Sie für uns nicht brauchbar sind. Wir verzichten auf Ihre Zugehörigkeit zu unserer Partei!"

In dem nun folgenden Getümmel wandte ich mich zum Ausgang. Aber nun stürmten die Arbeiter aus der Krugstube auf mich ein, drückten mir die Hände und riefen: "Denen haben Sie es ordentlich gegeben, den Groß-Agrariern!" - "Groß-Agrarier? Die sollen Groß-Agrarier sein mit ihren höchstens 200 Morgen Flugsand?"

"Aber sie tun doch so!" riefen die Arbeiter.

"Na, nun seid bloß still! Wenn Ihr Bauern wäret, so würdet Ihr es genauso machen..."

Da waren auch sie verschnupft.

Das hat man nun davon, wenn man sich in Politik mischt! Da trat ein SA-Führer aus der Haustür und fragte mich, in welcher Partei ich wäre. - In keiner? + "Kommen Sie zu uns, wir können Sie sehr gut gebrauchen! Solche Leute suchen wir. Sie passen zu uns."

"Ich passe bestimmt nicht zu Ihnen, ich kann nicht so saufen wie Sie", entgegnete ich schroff und wandte mich von seiner Schnapsfäule ab.

Damals ist keiner beigetreten. Bei der Machtübernahme gab es im ganzen Dorfe keinen NS-Parteimann, keinen SA- oder SS-Angehörigen, geschweige denn einen "Alten Kämpfer". Als erster trat jener Ernst in die SA ein, der vor Gespenstern so große Angst hatte. Er wurde aber untragbar durch seine Betrügereien.

Der stille Winkel

Die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse wirken sich auch auf die schulische Tätigkeit des Lehrers aus. Niemals war das deutlicher als nach der Machtübernahme 1933. Wirtschaftlich stand ich nicht gerade glänzend, kam aber gut aus, weil ich sparsam war. Durch meine viele Arbeit war ich so in Anspruch genommen, daß es mir ganz lieb war, wenn der übliche Verkehr mit den Dorfbewohnern und einigen Nachbarkollegen nicht zuviel Zeit erforderte.

Im Dorf bestanden zwei Parteien, die sich genau die Waage hielten, und ich fand es ratsam, mich neutral zu verhalten. Die gerechte Behandlung aller Kinder, ob Arbeiter- oder Bauernkinder, ging mir über alles. Es war ein Zeichen der Anerkennung, als beide Seiten mir den Posten des Gemeindevorstehers anboten. Doch ich lehnte ab, weil ich fürchtete, gerade dadurch manchen Feind im Dorf zu schaffen. Bis 1933 konnte ich auch die Dorfbewohner überzeugen, daß ein Einbruch von außen das sehr friedliche Einvernehmen im Dorfe stören würde.

Das wurde anders, als die NS-Partei ans Ruder kam und die Ämter vergab. Da dafür nur Parteimitglieder in Frage kamen, fand man nicht einmal einen "würdigen" Gemeindevorsteher. Andere Posten wie der Amtsvorsteher wurden nach außerhalb vergeben. Nun warfen mir ehrgeizige Leute von rechts bis links vor, daß ich durch meinen Widerstand die Gründung der Partei im Dorfe und damit den Aufstieg einzelner Leute verhindert hätte.

Das war mit ein Grund dafür, daß ich mich wegmeldete. Damals wurden viele gute Stellen ausgeschrieben, besonders solche dicht bei Königsberg. Politisch unbelastet und auf das Wohlwollen des Schulrates wegen meiner bisher geleisteten Arbeit rechnend, ging ich auf Stellensuche. Natürlich sollte die Schule eine gute Bahn- oder Vorortverbindung nach Königsberg haben, weil meine Söhne die höhere Schule besuchen sollten.

Außerdem war die einklassige Schule eine Nervenmühle. Schon mehrere Male hatte ich die Schulstube verlassen müssen, weil ich Flimmern vor den Augen bekam. Der Arzt hatte Überanstrengung festgestellt. Aber wer konnte sich in einer Schule mit 80 Schülern und einem Lehrer schonen.

Dazu rief ich mich an der Enge der dörflichen Verhältnisse. Ich liebte das Dorf und hatte schon mehrere Angebote nach Königs-

berg abgelehnt, weil ich dort um meine Selbstständigkeit fürchtete. Aber dicht bei der Großstadt und doch auf dem Lande, vor allem in wohlhabenderen Bezirken, das war verlockend. Viele meiner Pläne konnten durch Mangel an Mitteln in diesem entlegenen Widitten nicht zur Reife kommen. Alles war hier so abseits. Besonders bei Konferenzen kam mir zum Bewußtsein, daß ich schon ziemlich verbauert war.

Bei meinen Fahrten merkte ich jetzt erst recht, wie abgeschlossen ich bisher gelebt hatte. Ich erfuhr von der "Mordkommission", die die Aufgabe hatte, die besten Stellen unter irgendeinem Vorwand für die Parteiangehörigen freizumachen. Vorher waren sie vorzugsweise von den Anhängern der Sozialdemokraten besetzt worden, jetzt schickte man die in die Wüste.

Da war Aweiden bei Königsberg, der Lehrer klagte: "Da ist man nun Sozialist gewesen und meine Frau hat ihre letzte Flasche Saft für eine Sterbende geopfert, aber es wird ihr übelgenommen, daß sie es nicht durch die NSV getan hat." In Knöppelsdorf lernte ich einen jungen verbitterten Kollegen kennen, der ganz entlegen ans Haff - 9 km zur Bahn, keine feste Straße - versetzt worden war. Früherer Ruhrkumpel, dann Lehrer geworden, war er außerordentlich begabt, aber auch lebenshungrig. Nun mußte er in die Öde.

Ein Schulleiter war aus der Nähe Königsbergs nach dem entlegenen Kreise Mohrunen versetzt. Er zeigte vom Staat verliehene Verdienstmedaillen und meinte bitter: "Wozu hat man die ganzen Jahre so geschuftet? Damit andere Kollegen, die zufällig in der Partei sind, die Früchte der Arbeit genießen." Er warnte vor der Bespitzelung der Kollegen, die zur Mordkommission gehörten.

Meine Frau zupfte mich am Ärmel und sagte: "Komm, wir haben genug, komm in unseren stillen Winkel!" Darauf der andere Lehrer: "Wenn Sie auf den Rat eines alten Mannes hören wollen, verstecken Sie sich in Ihren stillen Winkel, wenn Sie einen haben. Dann sind Sie in der nächsten Zeit sicher." Das taten wir dann auch und haben es nicht bereut. Mich ekelte der Parteiegoismus an. Als der Schulrat mich einmal traf und auf meine Fortmeldung zu sprechen kam und fragte, ob ich in der Bewegung wäre, verneinte ich. Dann könne er auch nichts für mich tun, entschied er.

In meinem stillen Winkel brauchte ich nicht Parteimensch zu werden. Wenn auch der neue Schulrat meinte, ich könne mich wohl schwer an die neue Zeit gewöhnen, so konnte ich durch das Wohlwollen der Dorfbewohner mancher Unannehmlichkeit entgehen. Als meine Frau wegen antinationaler Gesinnung angeklagt wurde, weil

sie sich über das viele Sammeln abfällig geäußert hatte, bescheinigte der neue Gemeindevorsteher ihren guten Ruf. Dafür half ich bei der Gemeindefarbeit.

Im Grunde war ich froh, daß es so kam. Je mehr man in einer Schule gearbeitet hat, desto schwerer fällt die Trennung. Schließlich kommt es nicht auf die Größe der Schule an, sondern auf die Intensität, mit der in ihr gearbeitet wird. Mochte das Dörfchen auch klein sein, vielleicht würde es mir doch gelingen, sie mit der großen Welt in Verbindung zu bringen. Dazu sollten mir meine Schulkinder helfen.

Die Arbeitslosigkeit wird beseitigt

Beim Gauleiter Koch war alles Propaganda. Ein Höhepunkt der Propaganda war die Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Am Dienstag kam der Bürgermeister von Widitten und klagte, daß er bis Sonnabend die Arbeitslosigkeit zu beseitigen habe. Im Scherz meinte er, man könne die 12 Arbeitslosen doch nicht einfach totschießen. Ob nicht etwas in der Schule zu tun wäre. Mir fiel der niedergetretene Drahtzaun ein. Im Sommer hätten wir ihn mit ein paar Schuljungen in ein paar Stunden beseitigt. Jetzt, wo der Boden tief gefroren ist, hätten eine Menge Männer tagelang zu tun. "Das ist die Lösung. Wir lassen die Leute nur zwei Stunden am Tage arbeiten, und so zögert sich die Buddelei über das Wochenende hinaus. Ich kann dann melden, daß wir keine Arbeitslosen im Dorf haben."

So war am Sonnabend das Samland frei von Arbeitslosen; denn der Landrat hatte versprochen, jedem eins einzurauchen, der als Gemeindevorsteher versagen würde. Anfang der nächsten Woche meldete Erich Koch: "Mein Führer! In Ostpreußen gibt es keine Arbeitslosen mehr!" Der Widerhall war beängstigend positiv. "Ostpreußen voran" stand in Balkenschrift in allen Zeitungen. "Was in der Agrarprovinz Ostpreußen geht, muß in den Industrieländern erst recht möglich sein!" Inzwischen waren die Arbeiter in Widitten wieder arbeitslos, aber dieser Zustand erhielt einen anderen Namen, obgleich die Leute Unterstützung bekamen wie bisher.

Gleichgeschaltet

Die Machtübernahme durch Hitler brachte die Gleichschaltung durch die Schulung und durch den "Deutschen Gruß". Auf die Schulung der Lehrer legte man besonderen Wert; denn sie hatten ja die Jugend in der Hand. Die Lehrer allerdings meldeten sich zu wenig für die Schulungslager.

Der Leiter des Lehrerbundes aber machte ihnen die Folgen klar: "Liebe Berufskameraden! Es melden sich zu wenige zu den Schulungswochen. Natürlich sind die Meldungen freiwillig. Sie können auch zu Hause bleiben. Bedenken Sie aber folgendes: Der Leiter des Lehrerbundes meldet die Lehrer, die Interesse am nationalsozialistischen Gedankengut haben, der Regierung. Die Regierung aber ersieht aus ihrer Hauptliste, welche Lehrer noch uninteressiert sind. Soweit diese vor der zweiten Prüfung stehen, können sie so leicht nicht zur Prüfung zugelassen werden, weil sie noch nicht reif sind. Die Lehrgangsteilnehmer gehen vor. Auch die schon angestellten Lehrer können nie in bessere Stellen kommen, solange sie widerspenstig sind. Auch sonst können sie bei einer Verfehlung nicht von uns geschützt werden; denn wir kennen sie ja nicht. Und da der Vorsitzende des Lehrerbundes gleichzeitig Vorsitzender der Regierungsabteilung, also der Regierungsdirektor ist, dürfte der Weg von einem zum anderen sehr kurz sein, und die Übereinstimmung des Urteils über den Lehrer ist immer gesichert..."

Ein Kollege flüsterte seinem Nachbarn zu: "Das System hat mindestens ein Jude ausgeheckt!" Die Umsitzenden lachten. Der Vorsitzende bemerkte drohend: "Lachen Sie nur, das wird Ihnen bald vergehen."

Es verging manchmal, aber nie ganz. Auch mir war vor mir selbst bange, als auch ich ran mußte, natürlich freiwillig. Aber die Gleichgesinnten fanden sich bald zusammen, und es war gar nicht so schlimm. Es wurde sogar lustig, als ein Tierarzt erschien, um über das Werden des menschlichen Lebens zu dozieren. Er selbst war schon eine Karikatur des Edelmenschen mit seinem Zweizehntnerbauch und seinem, aus zwei Koppeln zusammengenähten Leibriemen.

Er schilderte also die Entstehung des menschlichen Lebens auf der Erde. Sicher war er bei der Erschaffung der Welt dabei gewesen; denn er hatte das Aussehen eines Neandertalers:

"Aus der Amöbe entwickelte sich der Mensch. Das menschliche Geschlecht ist dann vom Pol zum Äquator gewandert und zum Teil durch

den Überfluß der Natur entartet. Nur im Norden hat sich der reine nordische Mensch erhalten, die reinste Rasse. Das EX ORIENTE LUX ist eine Lüge! Aus dem Norden kamen Licht und Kultur! Wenn Sie wüßten, was für wunderbare Kulturen sich da entwickelten, als dort die Palmen grünten..."

Einer fragte, warum wir davon nichts wüßten.

Da brummte er: "Sie Ahnungsloser! Tauen Sie doch die 3.000 Meter dicke Eisschicht auf! Darunter liegen die Kulturen begraben..."

Die anderen Dozenten waren leider nicht so spaßig.

Als dann die Abschlußprüfung in Sicht war, wurde jedem Lehrgangsteilnehmer ein Blatt mit den Prüfungsfragen und den Antworten in die Hand gedrückt und gedroht, wer die Fragen nicht schnell und genau beantworten könnte, müsse den nächsten Lehrgang wiederholen. Das wirkte. Viele Lehrer biesterten in den folgenden Stunden in den Winkeln herum und brabbelten vor sich hin. Nur wenige verliesen sich auf ihren Verstand oder auf ihr Glück. Mein junger Kollege aus Peyse und ich, wir fühlten uns vor den Kopf gestoßen, daß wir uns behandeln lassen mußten wie dumme Jungen.

Als die Prüfung losging, schlug ich vor, ganz nach hinten zu gehen, aber widerspenstig setzte sich der Jüngere vorn in die erste Bank, vor das Pult des Prüfenden, eines Bäckergehilfen, der später zum Lohn für seine Aufbauarbeit bei der Schulung Landrat von Marienburg wurde. Natürlich griff der zuerst vorn unsern jungen Peyser. Ehe der sich schwerfällig zur Antwort erhob, kam der Anpfeiff: "Stehen Sie gefälligst schneller auf, junger Mann! Wir werden Ihnen schon militärisches Benehmen beibringen, daß Ihnen die Schwerfälligkeit aus den Hosen kleckern wird..." Weiter kam er nicht; denn der Gemaßregelte war blutrot geworden, hatte die Fäuste geballt, einen Schritt nach vorne getan und den Blick starr nach vorn gerichtet. Da spürte er einen Kniff ins Bein, und als er sich unwillig nach seinem Nachbarn umdrehte, grinste der, und der gefährliche Moment war überwunden. Er setzte sich und wurde nicht mehr vom Prüfenden beachtet. Die Prüfung hat er bestanden.

Ja, das waren fruchtbare Schulungstage! Da lernte man Strebertum kennen.

Später setzte der dicke Ortsgruppenleiter vom Nachbarort die Schulungen fort, aber nicht nur für die Lehrer. Wenn er in Widittens sprach, blickte er grimmig in die hinterste Ecke, wo wir Gesinnungsgenossen saßen und schimpfte über die "Spießbürger". Dann stießen

wir uns an und lachten: "Das sind wir!" Allerdings lagen diese bedrückenden Erlebnisse oft wie ein Alp auf einem, und manche Nacht konnte ich darüber nicht schlafen; denn es wurde immer schlimmer. Der Dicke, dessen kleiner Hanomag sich immer auf eine Seite legte, wenn er einstieg, wurde immer wütender auf die Widitter, die so störrisch waren. Eines Tages verstieg er sich zu der Drohung: "Wartet nur, wenn wir erst Kehraus machen nach dem Krieg, dann werdet ihr Spießbürger vor mir auf den Knien liegen und um euer Leben winseln!"

Wir haben nicht gewinselt. Ich kehrte leider 1945 aus dem Kriege nicht in mein Dorf zurück. Der dicke Ortsgruppenleiter aber, der nicht einen Tag im Krieg war, obgleich er recht jung war, schoß sich und seiner Konkubine auf der Flucht hinter Widitten eine Kugel durch den Kopf. Die Flüchtenden warfen die Toten von dem Wagen und ließen sie unbegraben liegen.

Der neue Mensch

Von jeher wurde bei einer neuen politischen oder religiösen Richtung viel vom Werden des "neuen Menschen" geredet, besonders bei der "Machtübernahme". Bei der Jugend sollte die Änderung am deutlichsten sein. Im Nachbarort Großheidekrug wurde die Schule von einem tüchtigen Rektor geführt, der sich um den Aufbau einer Arbeitersiedlung in seiner früheren Stelle verdient gemacht hatte. Aber er war Sozialdemokrat. Eines Tages erschienen Hitler-Jungen in seiner Wohnung und forderten ihn auf, die Hakenkreuzfahne aufzuziehen und dabei den Hitlergruß zu erweisen. Als er sich weigerte, zwangen sie ihn mit Gewalt, wobei es nicht ohne Püffe und Tritte abging. Draußen mußte er dann die Zeremonie vollziehen. Er wurde abgesetzt und seine Stelle bekam ein alter, zittriger Lehrer, der bisher eine einklassige Schule bei Wehlau geleitet hatte, aber ein willfähriger Mitläufer war. Es sah putzig aus, wenn er bei den Schulungen aufsprang, die Hände an die Hosennaht legte und seine Antwort in militärischer Kürze hinausschrie, wenn der Bäckerge-selle eine Frage an ihn richtete.

Die umliegenden kleineren Schulen wurden von ihm mitbetreut. Da geriet ich mehrere Male mit ihm zusammen, wenn er im Auftrage von oben die Lehrer zwang, "freiwillig" eine Menge Lotterielose anzunehmen oder Sammlungen durchzuführen. Zum Glück brachte er aber

auch nicht die Courage auf, die Widerspenstigen zu melden.

Waren das nun die neuen Menschen, der zitterige Lehrer oder die Hitlerjungen, die ihren früheren Lehrer mißhandelten, weil er nicht charakterlos werden wollte?

Auch in Widitten tauchte das "Jungvolk" auf. Als einer der ersten trat der Sohn des Kommunistenführers ein und opferte sogar das Geld für eine Fanfare. Dieser Junge war einer meiner "Lieblingsschüler" schlecht im Schreiben, sehr schwach im Rechnen, aber ein hemmungsloser Schreier. Eines Tages zeigte mir meine Frau eine Gruppe Pimpfe, die über den Schulplatz rasten. Der Junge brüllte: "Hinlegen! - Auf! - Marschmarsch! - Hinlegen! - Auf! - Marschmarsch!..." Er kannte nicht mehr als diese drei Kommandos, aber es klappte vorzüglich. "Daß sie ihm alle so gehorchen!" wunderte sich meine Frau, "aber es ist ja nur ein Spiel!"

Aber später wird es blutiger Ernst. Der größte Dummkopf kann befehlen, wenn ihm die Befehlsgewalt übertragen wird, und wenn er keine Hemmungen hat, und dieser da hatte keine Hemmungen und auch gleich zugegriffen, als Gewalt zu vergeben war. Die anderen gehorchten, weil ihnen das Toben Spaß machte. Wie aber, wenn sie nicht mehr mitmachen wollten? Dann werden sie von der Gemeinschaft dazu gezwungen. So wird der Mensch zur Maschine.

Da formierten sich die Jungen zur Marschkolonne und sangen mit ihren hellen Knabenstimmen: "...Kamraden, die Rotfront und Ri-jaktion erschossen, marschiern im Geist in unsern Reihen mit..." Als sie dann zum Wegtreten vor ihrem "Führer" angetreten waren, schnarrte der: "Halattla!" und die Kameraden schrien nach: "Halattla!" Waren das die neuen Menschen?

Für einen Parteimann wären in Widitten im Jahre 1933 große Möglichkeiten gewesen, Ämter einzuheimsen, sogar Gemeindevorsteher zu werden. Leider gab es keinen einzigen im Dorfe. Auch anderswo muß es so gewesen sein; denn die Partei wurde geöffnet, um neuen Leuten das Parteibuch zu verschaffen. Auch der junge Gemeindevorsteher von Widitten sicherte sich so seine Stellung. Ich war mit ihm befreundet, und unter uns konnten wir auch nach 1933 offen sprechen. In den ganzen Jahren des Nationalsozialismus kam kein Bewohner des Dorfes in ein Gefängnis oder KZ.

Als ich ihn einmal auf dem Gemeindebüro besuchte, zeigte er sich stolz in der nagelneuen braunen Uniform. Sie stand ihm wirklich gut. Ich lobte: "Großartig!" und fragte: "Der Mensch ist nun ganz neu

und schön, wenigstens äußerlich. Und wie ist es innen? Auch neu von heute ab?" Lachend erwiderte er: "Nein. Innerlich immer noch der alte. Das können Sie mir glauben."

Er blieb wirklich der alte, trotz des neuen Kleides. Er hat keinen angezeigt, obgleich er von vielen zuviel wußte. In erster Linie war er Mensch. Schade, daß er noch im letzten Teil des Krieges im Felde verschollen ist.

Einige Jahre später war vom Rath durch den Juden Grünbaum in der Schweiz erschossen. Die Lehrer in Ostpreußen legten zum größten Teil den Religionsunterricht "spontan aus Protest" nieder. Der Befehl dazu war von der Regierung gekommen, aber der Schulrat gab ihn nicht weiter. Er konnte sich das erlauben, denn er war ein "alter Kämpfer". Einige Tage darauf mußte der Religionsunterricht wieder aufgenommen werden, weil man sonst die Pfarrer hätte in die Schulen lassen müssen. Der alte Schulrat aber triumphierte, er kenne doch seine Pappenheimer. Zu mir sagte er leise: "Was hat sich eigentlich geändert? Früher hatten wir ein rotes Parteibuch, jetzt haben wir ein braunes." Das war der "Neue Mensch"!

Der Maulkorb

In der ersten Zeit nach der Machtergreifung hatten nur Parteiredner oder solche Leute das Wort, die das absolute Vertrauen der Partei besaßen. Auf Schulungskursen wurde ihnen das Vorzutragende fertig vorgesetzt. Deshalb bekam man überall dasselbe zu hören, mit den gleichen Redewendungen und Worten. Wenn man einen so geschulten Lehrer trotz seiner Uniform von früher wiedererkannte, fragte man sich zuerst, warum er so geschwollen und hochtrabend spreche. Wenn man dann aber die Gedankengänge aus den Schulungsbriefen kannte, wußte man, daß der arme Kerl ja so reden mußte, oft auch gegen seine Überzeugung.

Ein Lehrer in Großheidekrug wechselte im März 1933 von der SPD zur NSDAP und brachte es bald zum Schulungsleiter. Er war schon älter und kinderlos verheiratet. Jetzt mußte er dafür werben, daß recht viele Kinder geboren werden sollten, und da riefen ihm die zuhörenden Frauen aus dem Saal zu: "Sorg du man zuerst dafür!" Es war eine recht peinliche Angelegenheit.

Allmählich fiel auf, daß sich recht viele vor den Schulungen drückten. So waren einmal zu einer Lehrersitzung der Kreise Königs-

berg und Fischhausen 400 Lehrer zusammengezogen. Vier Stunden lang hielt man ihnen langatmige, unanschauliche Vorträge über Vorgeschichte aus Büchern. Zuletzt zeigte man im verdunkelten Saal einige Dias. Als das Licht wieder brannte, zählte ich noch 26 Zuhörer. Die anderen waren im Dunkeln verduftet.

Nachdem die erste Rednergarnitur aufgebraucht war, griff man auf die übrige Lehrerschaft zurück. Aber man halste auch diesen Vorträge auf, die ihnen gar nicht lagen, und drohte ihnen, wenn sie etwas anderes vorbringen sollten als die Partei genehmigt hatte. Aber wagemutige Kollegen brachen aus, wie der junge Simon, ein strafversetzter ehemaliger SPD-Redner. In einem Vortrag lobte er Karl den Großen über alles, als den großen Einiger des Reiches, obgleich der Korreferent Karl den Großen als "Sachsenschlächter" verdammt hatte, wie es die Parteilinie gebot.

Simon wurde nun erst vor der ganzen Lehrerschaft väterlich ermahnt, dann aber verdonnert, als er nicht klein beigab. Während man versuchte, diesen störrischen Niedersachsen klein zu kriegen, stand er auf, ging mit verächtlicher Handbewegung zur Theke, forderte laut einen Schnaps und noch und noch einen und spülte seinen Grimm vor aller Augen herunter. So verschaffte er sich Respekt bei seinen Kollegen, sogar bei dem neu ernannten Schulrat. - Später jedoch bekam er wieder Recht, als die Franzosen Karl den Großen für sich beanspruchten und die Ansprüche auf die Rheinufer damit begründeten. Da wurde Karl wieder zum deutschen Kaiser ernannt.

Als Simon mit seiner Offenheit nur Rückschläge erlitt, fing er an zu heucheln und trat trotz meiner Warnung in die Partei ein, "um die Partei von innen zu unterhöhlen." Seine Frau wurde ganz irre an ihm; denn an den Parteiabenden begeisterte er die Nachbarn für den Nationalsozialismus, daß sie ihm mit Tränen ihre Zweifel abbaten, in seiner Wohnung spuckte er Gift und Galle über die Partei und hörte ausländische Sender ab. Eines Nachts klopfte er bei mir in Widitten an und blieb über Nacht. Er war in Königsberg gewesen, hatte dort mit Genossen von früher getrunken, dann offen sein Herz ausgeschüttet und war vom Wirt verpiffen worden, als die Polizei erschien, konnte Simon nur noch durch die Hintertür entweichen, verlor seine Brille, und fuhr mit seinem Rad halbblind 20 km bis Widitten. Als ihm der Boden zu heiß wurde, meldete er sich auf eine abgelegene Stelle im Kreis Rastenburg, seine Frau ließ sich von ihm scheiden. Im Krieg fiel er bei einem Bombenangriff.

Ich erhielt eines Tages auch den Befehl, einen Vortrag über das Programm der NSDAP zu halten. Ich lehnte ab, weil ich nicht in der Partei wäre. Die Ablehnung wurde zurückgewiesen, als Beamter müßte ich die Parteilinie kennen. Ich konzentrierte meine Ausführung auf die Brechung der Zinsknechtschaft, die "stählerne Achse, um die sich alles dreht", wie sich Gottfried Feder ausdrückte, und trug nun die Gedanken aus der "Natürlichen Wirtschaftsordnung" der Freiwirtschaft so lebendig vor, daß der Korreferent absagte und mir noch seine Redezeit zur Verfügung stellte. Die Lehrerschaft war so stark gefesselt, daß manche ihren Zug versäumten, und die armen Würstchen von Parteileuten merkten gar nicht, daß dies mit der NSDAP aber auch gar nichts zu tun hatte.

Am Schluß meinte der Parteileiter mit Genugtuung, daß er diesmal wirklich den richtigen Mann zum richtigen Vortrag gegriffen hätte. Vieles habe er noch nie gehört. "Sie haben aber auch eine außerordentliche Redegabe. Konnten Sie schon immer so gut reden?" "Nein. Früher hatte ich Minderwertigkeitsgefühle, wenn ich einen guten Vortrag hörte. Jetzt aber muß ich oft solch unsinniges Zeug hören, mit so viel Unkenntnis vorgetragen, daß ich fast durchweg sagen kann: das weißt Du besser." - "Nun gut, Sie werden öfter Gelegenheit haben zu reden."

Es kam leider wirklich so. Schon nach kurzer Zeit sollte ich vor 400 Lehrern über den Geschichtsunterricht in der Grundschule referieren. Ich lehnte ab, weil ich jetzt nur in der Oberstufe unterrichtete. Man bestand aber darauf.

Ich war wütend. Der Leiter des Lehrervereins schien die Lehre, die ich ihm am Schluß des vorigen Vortrages erteilt hatte, nicht verstanden zu haben. Deshalb wollte ich jetzt deutlicher werden und änderte mein Thema so ab: "Warum kommen so wenig Lehrer zu den Lehrersitzungen?" Ich erzählte, daß man mir einen Vortrag aufgezungen habe, der mir ungelegen wäre. Da das eine allgemeine Erscheinung sei, wollte ich Ursachen und Folgen untersuchen und argumentierte etwa so: Die Partei nimmt an, jeder Lehrer müßte über alles reden können. Wenn man aber dazu 400 Lehrer einlade, um einen Redner zu hören, der vielleicht recht stümperhaft übe, so sei das eine Zumutung an die Hörer. Da niemand über alles ordentlich reden könne, müsse man ein Buch beschaffen, es abschreiben oder auswendig lernen. Das merkt der Zuhörer aber sofort. So ging es mit einem Vortrag über nationalsozialistische Kunst. Der Redner,

ein Schulrat, fesselte einige Lehrer durch seine lebendige Vortragsweise. Am Schluß sagte er, sie möchten von Fragen absehen, weil er die Materie nicht beherrsche, er hätte das und das Buch benutzt. Dieser Schulrat erhielt einen besonders großen Beifall für seine Ehrlichkeit.

Ein Vortrag kann nur dann alle interessieren, wenn ihn alle verstehen. Die Redner müssen auch mit dem Stoff gearbeitet und besondere Erfahrungen gemacht haben. Deshalb wird vorgeschlagen, daß jeder Kollege einen Zettel abgibt, worauf die Gebiete verzeichnet sind, auf denen er etwas bieten könnte.

Dann sprach ich noch kurz über mein eigentliches Geschichtsthema.

Am Vorstandstisch verfinsterten sich die Mienen des Vorsitzenden immer mehr. Als ich nun schloß, brach ein Beifallssturm los, wie ihn der Saal wohl noch nie gehört hatte. Hier war allen Lehrern aus der Seele gesprochen worden. Der Vorsitzende sprang mit solcher Wucht auf das Podium, daß ich seitlich herabrutschte, und brüllte mich an: "Eigentlich hätte ich Sie längst vom Podium herunterstürzen müssen! Sie haben sich als ein Feind der Lehrerschaft erwiesen..." Weiter kam er nicht; denn jetzt tönnten aus allen Ecken die Rufe: "Wieso?-Warum?-Beweisen!"

Er lief dunkelrot an und schrie: "Er hat den guten Willen der Kameraden, die sich hier zu Vorträgen bereit gefunden haben, in den Dreck gezogen. Sie haben Zeit und Mühe aufgebracht, und nun danken wir es ihnen so. Übrigens sollte der Redner nicht nur Kritik üben, sondern bessere Vorschläge machen." "Hat er doch!" wurde er unterbrochen. Er wurde noch wütender: "Jedenfalls wird dieser Herr keinen Vortrag mehr hier halten. Ich spreche für die Zukunft das Redeverbot für ihn aus und schließe hiermit die Versammlung."

Jetzt sprangen alle auf und drängten zum Ausgang, wo ich stand. Hatte ich vielleicht zu sehr auf die Pauke gehauen? Ich hatte nicht bedacht, daß ich damit die kränken mußte, die alles bisher arrangiert hatten. Erst als mir die ersten die Hand drückten und sich bedankten, merkte ich, wie mein Vortrag gewirkt hatte. Es ging nun wie bei einer Gratulationscour: "Gratuliere! Sie brauchen keinen Vortrag mehr zu halten!" - "Nun hat man Ihnen den Maulkorb umgehängt!" - "Seien Sie froh, daß Sie das los sind!"

Einen öffentlichen Vortrag habe ich nie wieder gehalten. Ich war ganz unten durch.

Ferkelblond

Als die Rassenfrage in der Schule behandelt werden mußte, wäre die schöne Schulgemeinschaft beinahe zerstört worden. Mit der Judenfrage brauchten sich die Widitter Kinder nicht zu beschäftigen, weil es keine Juden im Dorfe gab.

Da die Rassentafeln mit den sechs typischen Erscheinungsformen geliefert worden waren, hatten die Kinder bald heraus, wer im Dorf noch bestimmte Rassenmerkmale an sich trug. Nordische Leute gab es mehrere, zum fälischen Typ rechneten sie mich. Ein Bauer mit steilem Hinterkopf und langer Nase war ein Dinarier, ein anderer mit rundem Kopf mußte ostisch sein.

Schlimm wurde es, als über die geistige Seite debattiert wurde, weil möglichst viele Kinder nordisch sein wollten. Lag nicht schon in der Frage: "Bin ich nicht nordisch?" ein gefährliches Geltungsbedürfnis? War überhaupt eine Wertung des Menschen nach äußeren Gesichtspunkten haltbar?

Bei der letzten Untersuchung hatte der Kreisarzt einen Jungen, mit blonden Haaren und blauen Augen, einem hübschen Gesicht und starken Gliedern zwischen die Knie genommen, dann zur Klasse umgedreht und gesagt: "Seht ihn an, Kinder! Das ist ein typisch nordischer Junge! Gewiß ist er auch recht klug und ein guter Kamerad." Die Kinder hatten gelacht wie über einen Witz.

Nach der Schulstunde sagte ich zum Doktor, ich wüßte nicht, ob es richtig sei, vor Schulkindern solche Späße vorzubringen wie mit dem nordischen Jungen. Kinder faßten alles so ernst auf. "Das sollen sie auch", sagte der Arzt, "der Junge ist richtig, das war mein voller Ernst."-"Da muß ich Sie enttäuschen. Geistig steht er weit unter dem Durchschnitt und ist schon zweimal sitzengeblieben. Und moralisch? - Haben Sie nicht gemerkt, wie er blutrot wurde? Nicht etwa, weil er sich freute, sondern er schämte sich. So dumm ist er nun wieder nicht, daß er nicht weiß, daß die Klasse ihn verachtet. Er bestiehlt die Kameraden, lügt und ist ein großer Schläger." - "Na, doch etwas Nordisches. Und das können Sie doch nicht leugnen, daß er nordisch aussieht", verabschiedete sich der Arzt.

Nach der Pause sah ich hie und da ein Kind weinen. Natürlich erkundigte ich mich, erhielt aber keine Antwort, bis plötzlich eine Kinderstimme rief: "Sie sind nicht nordisch! Sie haben doch braune Augen, darum weinen sie doch!" Sollte ich nun schimpfen oder gut

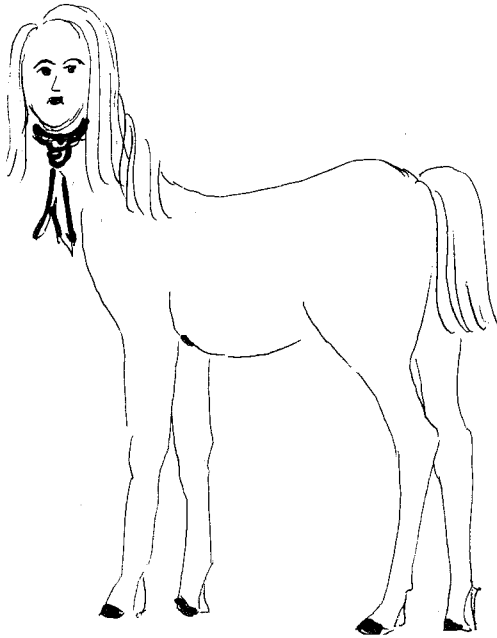
zureden? Da tönte eine Frage von hinten: "Herr Lehrer, ich bin doch nordisch. Ich habe doch blaue Augen und blonde Haare, ganz hellblonde?..." Da konnte ich mich nicht halten: "Ja, ferkelblond bist Du! Die Ferkel sind noch blonder und haben noch wässrigere Augen!"

Errötend setzte sich das Mädchen und weinte nun auch. Ferkelblond, ich, seine Lieblingsschülerin? Das war empörend! Und sie schluchzte. Mein Temperament war wieder einmal mit mir durchgegangen und beschämt lenkte ich ein: "Ich habe es euch wiederholt erklärt, daß man aus den äußeren Merkmalen nicht allein auf den Menschen schließen kann. Ein dunkler Mensch kann eine helle Seele haben und umgekehrt. Es gibt schöne Menschen, die Verbrecher sein können. Darum ist mir ein ostischer Edelmann immer noch lieber als ein nordischer Schweinehund..."

Das Wort machte die Runde im Dorf. Die einen werteten es als ein mutiges Bekenntnis zur Toleranz, die anderen fanden darin eine Herabsetzung der nordischen Rasse. So auch der Ortsgruppenleiter. Er zog Erkundigungen ein, ob ich gegen die nationalsozialistischen Prinzipien wäre. Natürlich teilte man mir dieses unter der Hand mit und bat mich, eine Rechtfertigung zu schreiben, die dann als Urteil des Gemeindevorstehers abging.

Damit war aber der Fall für den Ortsgruppenleiter nicht erledigt, sondern er trommelte sämtliche Lehrer seines Bezirks zusammen, um sie über die Behandlung der Rassenfrage zu belehren. In der lebhaften Debatte brachte ich meine Bedenken vor und forderte, die Rassenfrage wegen der Unreife der Kinder aus der Schule herauszulassen. Ärgerlich über diesen gemeinsamen Widerstand warf der Ortsgruppenleiter uns Lehrern vor, daß er glaube, es fehle an gutem Willen. Die Beweise seien so einfach, daß sie ohne weiteres auch von Schulkindern eingesehen werden könnten. Es sei doch klar, daß es nie etwas vernünftiges geben könne, wenn ein englisches Rennpferd mit einem Ponyhengst gepaart würde, rief er überzeugend aus. Es wäre unverständlich, warum die Lehrer so zimperlich wären.

Nichts verletzt einen Mann mehr, als wenn ihm Zimperlichkeit vorgeworfen wird. Wir Lehrer schämten uns vor den Lehrerinnen. Aber da meldete sich plötzlich die BDM-Führerin zu Wort und rief empört: "Das mache ich nicht mit! Ich verbitte mir, daß ich mit einer englischen Rennstute verglichen werde! Ich bin eine Frau, ein Mensch, und ich verstehe nicht, wie ein Mann die Liebe zweier Men-



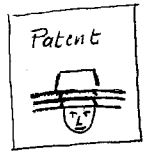
schen mit einem tierischen Akt gleichsetzen kann. Ehe ich solche Anschauungen vertrete, lege ich meinen Posten als BDM-Führerin nieder. Dann mögen Sie eine englische Rennstute einsetzen!" Damit verließ sie den Saal.

Der Ortsgruppenleiter murmelte etwas und verabschiedete sich mit Kopfschütteln. Wir Lehrer gingen innerlich froh hinterher. Die Rassenfrage wurde in Widitten nicht mehr berührt, und die Kinder stellten auch keine dummen Fragen mehr.

Das verdorbene Patent

Nach 1933 war es gefährlich, nicht in der Partei zu sein. Offen konnte man die wahren Gründe meistens nicht sagen. Seine Zurückhaltung mußte man irgendwie anders motivieren. Eine wohl einmalige Begründung für die Abneigung gegen die Partei erfand der Pfarrer aus Großheidekrug.

Jeden Mittwochabend kam er nach Widitten, um in der Wohnstube bei uns Bibelstunden zu halten. Sie waren stets gut besucht, auch von Schulkindern. Nach der Stunde blieb er meist noch, manchmal bis spät in die Nacht. Dann sprang er auf und verabschiedete sich



hastig, um nicht durch neue Themen festgehalten zu werden. Gewöhnlich vergaß er dann seinen Hut.

Als er seinen dritten Hut liegengelassen hatte, lief ich ihm nach und händigte ihm seine drei Hüte aus, damit er in der Nacht- kühle nicht seinen kaum noch behaarten Schädel verkühlte.

Später sprach man im kleinen Kreis, ob und warum man in die Partei eintreten müsse oder nicht. Auch der Pfarrer wurde gefragt und antwortete, er sei dagegen, weil er durch die Partei einen großen Schaden erlitten hätte. Er berichtete: "Als Sie mir neu- lich meine drei Hüte nachtrugen, setzte ich alle drei ineinander auf. Auf der Straße nach Hause gingen Leute an mir vorbei, manche rechts, manche links. Ich zog als höflicher Mann stets den obersten Hut und schwenkte ihn zur Seite. Zwei Hüte beschirmten dabei noch immer meinen Kopf. Plötzlich aber gingen zur gleichen Zeit Leute rechts und links an mir vorbei. Mit einer Hand zog ich den obersten Hut, mit der anderen den zweiten, schwenkte sie zu beiden Gruppen, und zwar so nahe, daß sie es auch im Dunkeln sahen. So merkte je- der, daß ich zu ihm höflich war, obgleich ich immer noch einen Hut auf dem Kopf behielt. Ich meldete diese Lösung als Patent an; denn

viele Männer mit Glatzen sind dankbar, wenn sie bei kaltem Wetter ihren Hut auf dem Kopf behalten könnten."-"Haben Sie das Patent bekommen?" fragten wir. - "Es dauerte lange. Gewiß ist noch niemand auf so einen Gedanken gekommen. Die Sache war also ziemlich aussichtsreich. Aber nun habe ich darauf verzichtet, denn nun kam der Deutsche Gruß auf, und nun braucht man seinen Hut nicht mehr abzunehmen. Darum bin ich gegen die Partei..." erzählte er.

Kirche in Gefahr

In der Krisenzeit um 1933 machten sich viele Menschen Gedanken um die Beseitigung der sozialen Not. Gerade diejenigen, die weniger darunter zu leiden hatten, fühlten mit Sorge den Neid und Haß und die Verbitterung unter den Mitmenschen. Obgleich das Gehalt des Lehrers nicht hoch war, erkannte ich auch die Mißgunst der Ungesicherten. Deshalb beschäftigte ich mich auch sehr mit der sozialen Frage und erkannte, daß die richtigen Wege nicht begangen wurden. Manchmal verführte mich die Ungeduld zu ungerechten Äußerungen. Als in Großheidekrug eine Kirche für 90.000 Mark gebaut wurde, sagte ich zu dem befreundeten Pfarrer, daß man das Geld besser für ein Krankenhaus ausgegeben hätte. Der Pfarrer brachte diese Äußerung in der Einweihungspredigt vor und meinte, daß diese Kirche ein Krankenhaus werden solle, eins für die Heilung der Seelen. Vom Standpunkt der Kirche aus hatte er ganz recht.

Wenn freiwillig geholfen werden sollte, mußten die Menschen erst geistig zum Jesuswort gebracht werden: Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat. - Dies ist nicht die Aufgabe des Besitzes, sondern nur dessen, was man übrig hat. Die Bibel wendet sich gegen unnützes Hamstern, Geiz und Reichtum und gegen die Anhäufung von Gütern, aber sie ist nicht dagegen, daß der Mensch erwirbt, was er braucht. Sie lobt strebsame Menschen und schützt sie durch das siebente Gebot. Dem Armen soll man dazu verhelfen. Das ist der Hauptunterschied zum Kommunismus, der das Niveau so zu senken versucht, bis alle gleich arm sind und das gleiche Einkommen haben. Natürlich sind diejenigen, die aus Unlust zur Arbeit wenig Einkommen haben, sehr mit solchen Vorschlägen einverstanden, ebenso die vom Unglück betroffenen, wenigstens solange, wie sich das Unglück nicht gewendet hat. Aber sobald die vom Mißgeschick verfolgten wieder etwas besitzen, sind sie auf der

anderen Seite.

In Krisenzeiten wie 1932 wuchs die Zahl der Kommunisten ungeheuer an. Andere wurden durch die rigorosen Herrschaftsverhältnisse des Kommunismus abgeschreckt und durch das niedrige Einkommensniveau. Deshalb fand in Deutschland der Nationalsozialismus mehr Anklang, der die Schuld an der Krise einer kleiner fremdstämmigen Schicht zuschob und Wohlstand versprach. Obwohl er im Grunde anti-christlich war, gingen viele, auch viele Pfarrer, vor allem aus der Angst vor dem Bolschewismus, mit.

Der Pfarrer in Großheidekrug war ein Sozialist im biblischen Sinne. Er ging über die Forderung von den zwei Röcken hinaus und verschenkte fast sein ganzes Gehalt. Er ging sehr einfach gekleidet, klebte die billigen Tapeten selbst an, setzte sich selbst einen Ofen und verteilte heimlich das, was er erübrigte, auch an Unwürdige. Großheidekrug war damals zum größten Teil kommunistisch, aber der Pfarrer machte keine Unterschiede.

Einst bat ein Kommunist ihn um ein Darlehen. Der Pfarrer lehnte ab, Geld zu borgen, gab ihm aber das Geld und sagte, daß er grundsätzlich kein Geld verborge, aber es denen gebe, die es brauchten. Der Beschenkte dankte. Zwei Tage darauf hielt der Pfarrer am Grabe eines verstorbenen Kommunisten die Abschiedspredigt. Als er von der Hoffnung auf die Auferstehung der Toten sprach, hörte er hinter sich ziemlich laut die Bemerkung: "Red doch keinen Quatsch, du Dussel!" Er drehte sich rasch um und erkannte in dem Zwischenrufer den Mann, dem er zwei Tage vorher das Geld geschenkt hatte. Ähnliche Enttäuschungen erlebte er oft und hoffte vom Nationalsozialismus eine Reinigung. Als ich ihn warnte, die völkische Bewegung und das Christentum verträgen sich wie Feuer und Wasser, warf er ein, Hitler habe in seinem Programm doch versprochen, daß er auf dem Boden des "positiven Christentums" stehe. - Gewiß tat er das, es regiert sich nämlich mit der Kirche leichter als gegen sie. Das merkten schon die Kaiser im Mittelalter.

Vor 1933 aber war schwer etwas gegen den Nationalsozialismus vom christlichen Standpunkt aus zu sagen, wenn man die völkische Bewegung nicht kannte. Hitler hütete sich, die Kirche zu vergrämen. Deshalb fielen auch Männer wie Niemöller auf die Propaganda herein.

Die katholische Kirche, selbst totalitär, ging ungeschwächt aus dem Kirchenkampf hervor, weil sie auch auf die Gefahr hin unnachgiebig blieb, vernichtet zu werden. Zu vernichten wagte man sie nicht,

und so blieb sie ungebeugt, und Hitler schloß mit ihr das Konkordat.

Die evangelische Kirche stand mitten im Staat und wurde von allen Seiten angegriffen. Christen, die das erkannten, suchten eine christliche Politik ins Leben zu rufen, aber die Zeit war verpaßt. Durch Spaltung wurde die Kirche noch schwächer. Ein Teil der Christen beugte sich (Deutsche Christen), ein Teil blieb standhaft und wurde fast vernichtet (Bekennende Kirche unter Niemöller).

Die evangelischen Christen, die frühzeitig genug erkannt hatten, daß sie sich nicht aus der Politik heraushalten konnten, hatten sich schon vor 1933 zum Christlich-Sozialen Volksdienst zusammengeschlossen. Der lehnte den Antisemitismus Stöckers, des Hofpredigers Wilhelm I. ab, suchte aber die Politik christlich und sozial zu beeinflussen. Auch ich glaubte, hier eine politische Heimat gefunden zu haben.

Die christlich-sozialen Versammlungen wurden wie Bibelstunden abgehalten. Ein handfestes Programm gab es nicht, weil man nichts versprechen könne, wenn die Durchführung nicht garantiert sei. Die Nationalsozialisten aber nahmen ihnen den Wind aus den Segeln, indem sie die Lösung der sozialen Frage versprachen, also den christlichen Standpunkt ohne das Christentum bezogen. Anfangs mußte die SA geschlossen zur Kirche marschieren, und manche Pfarrer waren hocherfreut. Dann aber versuchte die Führung, die Kirche von innen heraus umzuformen. Rosenberg - zum weltanschaulichen Leiter bestimmt - vertrat das deutschvölkische Ideal und bekämpfte die Kirchen. Niemöller ging zu Hitler und bat ihn, die Angriffe der Partei auf die Kirche zu verbieten. Hitler wies darauf hin, daß Rosenberg nur seine Privatmeinung vertrete. Jetzt wurde allen Einsichtigen klar, warum er gerade diesen Mann an die weltanschauliche Spitze gesetzt hatte. Die Verfechter des Augsburger Bekenntnisses schlossen sich zur "Bekennenden Kirche" zusammen. Die "Deutschen Christen" versuchten zu vermitteln, indem sie das Alte Testament verwarfen, aber das Neue Testament gelten ließen. Eine der Hauptschwierigkeiten war, daß Jesus ein Jude gewesen war und trotzdem anerkannt werden mußte. So behauptete man, Jesus sei das uneheliche Kind eines Römers gewesen. Viele Christen, auch Pfarrer, fielen aus Friedensliebe auf diese Zwischenlösung herein. Genau das wollte die Partei. Zuerst werden die Opfer an Heuchelei und Inkonsequenz gewöhnt, und dann "um des lieben Friedens willen" ins Unrecht versetzt, wenn sie sich zu wehren wagen. Hitler exerzierte das selbst vor, als er

Reichskanzler wurde, und erreichte es, nacheinander alle anderen auszubooten und seine Anhänger hineinzubringen. So machten es die Bolschewisten in Rumänien, Bulgarien, Ungarn und Polen, und ebenso in der Sowjetzone, ohne daß die Welt klug wurde.

Niemöller, der ja in der Partei war, erkannte das bald und zog die Konsequenzen. Er wurde zum erbittertsten Gegner seiner früheren Freunde. Sie steckten ihn 1937 ins Konzentrationslager. In der Kirche in Großheidekrug wurden aus Protest die Lichter auf dem Altar ausgelöscht, um nie wieder angesteckt zu werden. Der Pfarrer aus Großheidekrug nahm noch bei der Wahl des Reichsbischofs eine vermittelnde Stellung ein. Von der Kirche war Bodelschwingh, von den vermittelnden Kreisen Wehrkreispfarrer Müller aus Königsberg und von der Partei ein strenger Nationalsozialist als Kandidat vorgeschlagen. In Großheidekrug erhielt Bodelschwingh nur meine Stimme von den Kirchenältesten. Ich war sehr erstaunt, daß alle anderen, mindestens ebenso gläubige Christen wie ich, Müller gewählt hatten. Aber in anderen Teilen Deutschlands war man mutiger. Bodelschwingh wurde Reichsbischof. Die Partei nahm ihm jedoch jede Wirkungsmöglichkeit, so daß er abdankte. Statt einer Neuwahl wurde Müller Reichsbischof. Die Bekennende Kirche befolgte seine Befehle nicht, da sie auf die Entmachtung der Kirche hinausliefen.

Auch der Superintendent in Fischhausen wurde für die Bekennende Kirche gewonnen. Die Partei griff mit Maßregelungen ein, beispielsweise durfte der Pfarrer aus Medenau seine Kirche nicht mehr betreten. Das Verbot erhielt er am Sonnabend. Sofort lud der Superintendent sämtliche Pfarrer und Kirchenräte für den folgenden Tag zu einem Gottesdienst in die Medenauer Kirche ein, es wurde eine gewaltige Protestkundgebung. Da die Kirche gezwungenermaßen alles durch Handzettel und Boten bekannt machen mußte, erfuhr die Partei zu spät davon und mußte nun zusehen, wie ihre Maßnahme zu einem unerschrockenen Bekenntnis führte. Eine Reihe Pfarrer, die bisher in der Partei gewesen waren, traten für die Kirche ein und wurden der Gestapo zum Teil in Ketten überantwortet. Nie waren die Kirchen so voll wie damals. Die Leute sagten: "Jetzt wissen wir, daß das Christentum echt ist; denn sonst würden die Pfarrer nicht dafür leiden." Endlich waren klare Fronten geschaffen.

Die Widitter waren mit der gesamten Heidekrüger Gemeinde und ihrem Pfarrer der bekennenden Kirche beigetreten. Der Pfarrer bat mich, in den Kirchenrat einzutreten. Für mich als Beamter war es

nicht leicht, den Weg zwischen christlicher Pflicht und staatlichem Gehorsam zu finden. Die Partei entzog der Kirche alle materiellen Mittel. Sogar die drei Morgen Kirchenland wurden für einen Sportplatz beansprucht. Die Bekennende Kirche wurde als staatsfeindlich erklärt, Kollekten durften für sie nicht mehr gesammelt werden. Ich war froh, als mir eines Tages der Superintendent nahelegte, mein Amt als Vorsitzender niederzulegen und aus dem Kirchenrat auszutreten. Leider bekäme man dann einen Schulungsleiter der Partei hinein, der schon zu dem Zweck bereitstünde. Unter diesen Umständen entschied ich, nicht zurückzutreten.

Bald kamen die Stunden der Prüfung. Der bisherige Pfarrer wurde nach Masuren versetzt und schlug als Nachfolger einen ebenso entschiedenen Vertreter der Bekennenden Kirche vor. Der war in manchem das Gegenteil von seinem Vorgänger: sehr ruhig und sachlich. Er wurde einstimmig zum Pfarrer der Gemeinde gewählt. Gegen das Verbot sammelte er die von der Bekennenden Kirche erbetene Kollekte. Der Dorfpolizist erschien und forderte das Geld von der Kirchenfrau. Sie hatte die Büchse schon auf den Altar gestellt und entgegnete, daß sie die Büchse nicht mehr nehmen dürfe. Nur der Pfarrer hätte das Recht, sie vom Altar zu nehmen. Der weigerte sich mit der Begründung, daß die Spender das Geld nicht für den Staat oder die Partei gegeben hätten. Daraufhin erhielt er Ausgehverbot. Um zwei Uhr nachmittags erschien ein Überfallkommando und entführte den Pfarrer. Die Bevölkerung war sehr erregt. Eine Abordnung von Frauen aus Großheidekrug erschien abends bei mir in Widitten und forderte mich auf, am Montag den Pfarrer von der Geheimen Staatspolizei zurückzufordern.

Daß ich am Montag Vormittag in der Schule nicht recht bei der Sache war, wird man verstehen. Gegen Mittag fuhrn meine Frau und die Kinder an die See nach Neuhäuser. Ich befürchtete, daß die Polizei etwas gegen meine Familie unternehmen würde, wenn ich in Händen der Gestapo landen würde. Unruhig ging ich am Nachmittag zur Dampferanlegestelle nach Großheidekrug. Da kam der Pfarrer eben zurück. Er war müde und sah im Gesicht geschwollen aus. Er war verhört worden, hatte sich auch mit anderen mitgefangenen Pfarrern heimlich unterhalten können. Die Nacht mußte er in der Zelle mit einer halb wahnsinnigen Frau zubringen, die die ganze Nacht sang. Wanzen zerstachen ihm das Gesicht. Am anderen Morgen aber erschienen Rollkommandos von Frauen aus Großheidekrug bei der Gestapo und verlangten energisch die Herausgabe ihres Pfarrers. Wenn eine Partie

fort war, erschien die nächste. Die anderen warteten schon, zur Ablösung bereit, in einer Kaffeestube am Pregel. Es waren nicht nur die lamentierenden Reden der robusten Fischfrauen, sondern auch ihre Ausdauer, die die Beamten schließlich mürbe werden ließen. Sie bekamen ihren Pfarrer so frei, daß er mit dem nächsten Dampfer zurückfahren konnte.

Niemand war froher darüber als ich. Aber damit war die Geschichte nicht aus. Die Bestätigung für den Pfarrer wurde vom Konsistorium versagt, und er durfte nicht mehr in die Kirche. Man entzog ihm das Gehalt, um ihn gefügig zu machen. Aber die Regierung kannte die Heidekrüger nicht. Soviele Lebensmittel wie damals, besonders so viele Aale, hatte der Pfarrer noch nie geschenkt bekommen. Er konnte sogar davon den Armen noch abgeben. Da holte man oben zum letzten Schlage aus und forderte ihn auf, die Dienstwohnung zu räumen. Der Kirchenrat folgte diesem Befehl, forderte den Pfarrer zur Räumung auf und vermietete die Wohnung, damit sie nicht leerstehen sollte, - an seinen Pfarrer. Die da oben kamen erst zu spät dahinter. Es war zum Lachen, aber auch zum Weinen.

Es kam soweit, daß ein früherer Bürgermeister bei einer Versammlung seine Glaubwürdigkeit damit zu beweisen suchte, daß er erklärte: "Sie können mir glauben, liebe Brüder; denn ich habe auch schon drei Monate gesessen und bin abgesetzt worden..." Die Ehrlichsten und Glaubwürdigsten mußten im Gefängnis gesessen haben.

Natürlich war dieser Kampf innerhalb des Volkes der Kirche sehr unangenehm, obgleich sie an Überzeugungskraft sehr viel gewann. Abordnungen, die um Abstellung der feindseligen Haltung bitten wollten, würden entweder gar nicht vorgelassen oder hingehalten. Göbbels ließ eine solche Abordnung tagelang bewirten und unterhalten, er ließ sich aber nicht sprechen. Nur das Reichswehrministerium setzte sich für die Kirche ein, aber vergeblich.

Die Schulgemeinschaft wächst

*Liebe und Leidenschaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen.*

Goethe

I N H A L T

Magda soll nicht sterben	85
Anna	88
Kasper	89
Unfreiwilliger Humor	91
Der Twölftewulf	93
Wie eine Spukgeschichte entsteht	95
Spuk im Schulhaus	96
Der Reiter ohne Kopf	99
Die Schöpfung	102
Verlorenes Land	104
Eine Seefahrt, die ist lustig	106
Bernstein	111
Die Sucht	114

Magda soll nicht sterben

Es war Blaubeerzeit, die schönste Zeit im Jahre. Jeden Markttag war der Dampfer, der von Peyse nach Königsberg fährt, mit Körben und Eimern bestellt. Von Neplecken, Peyse, Zimmerbude, Widitten, Marschenen, Großheidekrug und Margen fuhren Frauen und Mädchen mit den schwarzen Beeren zur Stadt, wo sie sie gleich körbeweise an der Dampferanlegestelle an die Händler abgaben oder auf dem Markt verkauften. Das gab einen schönen Nebenverdienst. Alle Dörfer, die in der Kobbelbuder Forst lagen, rechneten mit diesen Einnahmen. Deshalb war schon frühmorgens Hochbetrieb im Walde. Am Nachmittag kamen dann noch die Schulkinder hinzu. Mit vollen Eimern und blauen Mündern kehrten sie bei anbrechender Dunkelheit nach Hause zurück. Den Abend über wurden die Blätter und Nadeln ausgelesen.

Es war ein früher und heißer Sommeranfang. Im Walde aber war es erfrischend kühl und ein wahres Vergnügen, wie einem von Busch zu Busch die dunkelblauen, wachsig bereiften Früchte in solcher Fülle entgegenleuchteten.

Auch Magda und Gerda aus Elenskrug sammelten jeden Tag eifrig und stürmten nach der Schule fort. Eines Tages aber kam Gerda allein zur Schule und erzählte: "Magda ist sehr krank. Eine Kreuzotter hat sie gestern in den Finger gebissen."

Ich war sehr erschrocken und sagte es der Klasse. Eine Erregung ging durch den Raum: "Erzähl doch, Gerda, wie das kam!"

"Ja, ich weiß doch auch nicht mehr. Sie hat gestern nicht weit vom Hause Blaubeeren gepflückt. Da ist sie gebissen worden. Sie ist gleich nach Hause gelaufen, aber dort in Ohnmacht gefallen. Der Vater ist zum Förster gelaufen, der hat gleich den Doktor geholt. Der Doktor sagt, weil es gestern so heiß war, war das Gift noch schlimmer als sonst."

"Ich gehe heute gleich hin," ruft ein Mädchen. Gerda aber weist sie zurecht. "Sie lassen keinen rein. Sie soll große Schmerzen haben."

Die Kinder schweigen bedrückt. Dann kommt die zaghafte Frage: "Muß Magda sterben?" Ich zucke hilflos die Schultern.

Das nahmen die Kinder als Bestätigung. Sie sprachen erregt durcheinander: "Sie ist immer so ruhig, die Magda. - Und so nett. - Neulich hat sie mir bei der Rechenarbeit geholfen. - Sie schreibt die besten Aufsätze. - Sie gehört doch zu uns! - Nein, Magda darf nicht sterben!" Einige Kinder weinen.

"Von uns aus soll Magda nicht sterben. Sie gehört in unsere Gemeinschaft", sage ich. "Aber was können wir tun, daß sie nicht stirbt?"

Ratlos schauten die Kinder. Ein Mädchen meldet sich zaghaft: "Ilse sagt, man müßte Magda eine Freude machen." Ilse erzählt leise: "Ich habe einmal von einem Kinde gelesen, das so krank war, daß man dachte, es würde sterben. Da erlebte es eine große Freude durch andere Kinder. Da wurde es gesund." Aber wie Freude bereiten? "Sie besuchen und ihr Blumen bringen!" schlägt eins vor. "Du hast doch gehört, daß keiner reingelassen wird," sagt Gerda, "Vielleicht könnte man etwas für sie bei ihrer Mutter abgeben? - Blumen! Kuchen! - Schokolade! - Früchte! -..." tönt es durcheinander.

Die Ungewißheit ließ die Kinder aber nicht zur Ruhe kommen. Sie suchten alle erreichbaren Naturkundebücher durch, ob ein Mensch nach dem Kreuzotterbiß sterben muß. Aber bis zum Mittag wiederholte sich: "Magda soll nicht sterben!" Ein Junge hetzte die anderen auf, man müßte alle Schlangen totschiessen.

Am Nachmittag hörte ich von verschiedenen Leuten Erlebnisse mit Schlangen, von dem Manne, der in den Heuhaufen faßte, um zu fühlen, ob er einfahren könnte. Eine Schlange biß ihn in die Hand. Der Mann lag lange krank, gestorben ist er aber nicht.

Sie erzählten von einer Kuh, die von einer Kreuzotter in die Lippe gebissen wurde. Sie starb am gleichen Tage, eine ausgewachsene Kuh!

Dem Jungen, der barfuß beim Beerenlesen auf eine Kreuzotter trat, fuhr es wie ein elektrischer Schlag durch den Körper, und er schrie laut auf. Seine Mutter mußte lange suchen, bis sie die Bißstelle fand. Nur ein stecknadelgroßes Tröpfchen Blut ließ sich aus der Wunde herausquetschen. Dann aber schwellte der Fuß rasend schnell an, und der Junge wurde ohnmächtig. Die Mutter trug den Jungen bis zum Gasthof. Der Gastwirt riet zum "Gegengift" Kognak. Aber die Krämpfe schnürten die Kehle des Jungen zu. Da fuhr ein Bauer mit seinen schnellsten Pferden mit Mutter und Sohn nach Medenau zum Arzt. Der schnitt den Fuß tief über Kreuz auf, und es kam viel dunkles Blut heraus. Im Krankenhaus in Königsberg war der Junge nach zwei Tagen wieder soweit, daß man ihm etwas zu essen geben konnte. Jetzt gab man ihm das "Gegengift", so daß er wieder besinnungslos dalag. Nach abermals zwei Tagen hatte er auch diese Vergiftung überwunden. - Was für ein Unsinn! empörte ich mich. Am nächsten Tag berichtete Gerda, daß es noch schlecht stünde.

An einem der nächsten Tage marschierten vier Jungen durch das Dorf, jeder mit einem langen Stecken, der an der Spitze aufgespalten war, und aus diesem Spalt hing eine tote Schlange. Ich hielt sie an. - "Wir wollten Magda rächen. - Alle Schlangen wollen wir ausrotten!" - "Ja glaubt ihr denn, daß das eure Aufgabe ist?" - "Aber die Schlangen sind doch giftig, besonders diese große da!" Ich sah sie an und sagte: "Schade! Die große da ist eine Ringelnatter. Wenn ihr sie schon einmal umgebracht habt, wollen wir sie in Brennspritus legen als Anschauungsmittel. Die anderen geben wir an Nachbarschulen, damit sie sie auch von Ringelnattern unterscheiden lernen."

Am Abend brachte noch ein Arbeiter eine Kreuzotter. Sie war so schwarz, daß der Zickzackstreifen fast nicht zu erkennen war. Der Mann erklärte, daß diese Art im Moor lebt. Die Kreuzotter blieb im Rucksack in der Küche liegen.

Am nächsten Tage wollte ich die merkwürdige Schutzfärbung der Schlange den Kindern zeigen. Da gerade keine Flasche zur Hand war, stellte ich ein großes Weckglas mit Spiritus bereit, um die tote Schlange sofort zu konservieren. Ich ließ sie aus dem Rucksack in das Glas rutschen. Kaum hatte der Körper der Schlange die Flüssigkeit berührt, da wurde sie sehr lebendig. Sie schlug mit dem Schwanz, daß der Spiritus herumspritzte, bis ich erschrocken den Deckel über das Glas stülpte. Nun begann ein schrecklicher Todeskampf. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und sagte: "In welcher Gefahr waren wir Leichtsinnigen alle! Einer von uns hätte jetzt daliegen können wie Magda. Das Tier war nur betäubt. Lernen wir daraus, vorsichtig mit Schlangen zu sein, und daß auch Schlangen Angst vor dem Tode haben. Wir werden deshalb nie wieder so etwas tun."

Als ich Magda dann kurz besuchen konnte, war sie noch sehr schwach und bleich. Sie hatte einen Herzfehler bekommen, und der Arzt hatte große Schonung empfohlen. - Als ihre Mutter kurz rausgegangen war, fragte sie, ob sie jetzt noch sterben müsse, sie wäre so sterbensmüde. Ich tröstete: "Alle Kinder haben gesagt, Magda soll nicht sterben!"

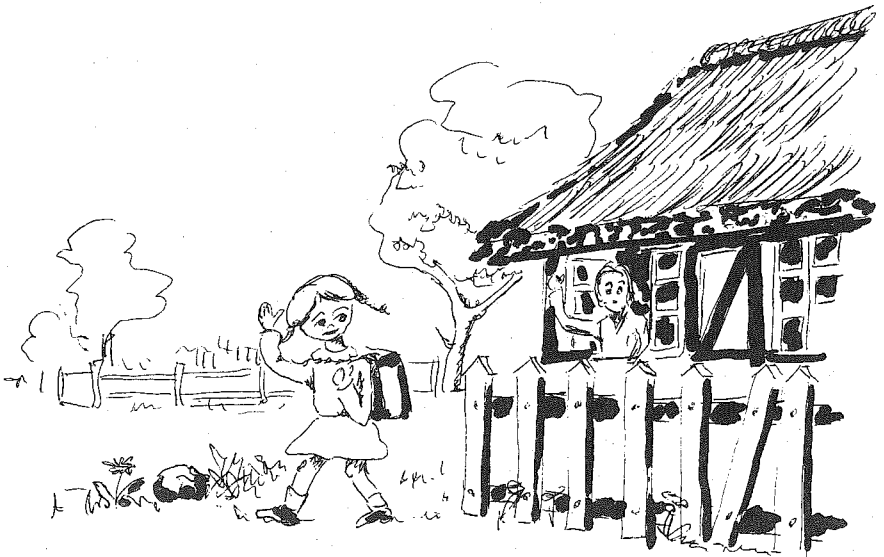
Als Magda endlich zur Schule kam, bedankte sie sich bei mir für all die Geschenke, den Kuchen, die Kekse, Schokolade und Bücher. Ich schaute überrascht und hilfesuchend in lauter lachende Kindergesichter: "Warum habt ihr das getan? Warum meinen Namen mißbraucht?" - "Weil wir uns so besprochen hatten. Wir dachten, dann freut sich Magda noch mehr."

Anna

Anna war eine Base von Marga, und deshalb hatte sie wohl auch viel Verwandtes im Charakter. Sie hatte eine gute Auffassungsgabe und rückte bald nach oben. Vor allem entwickelte sich bei ihr eine sehr schöne Schrift. In der Schule sagte ich einmal zu ihr, daß ich mir auch solch ein hübsches, niedliches und artiges Mädchelchen wünsche, aber keins hätte.

Als Anna zu Hause Mittag gegessen hatte, packte sie ihre Schulsachen in den Tornister, huckte ihn auf und ging fort. Mutter merkte es erst, als sie zufällig durchs Fenster blickte. "Anna, wo willst du denn hin? Jetzt hast du doch keine Schule." - "Ich will doch zu Lehrers." - "Was willst du denn da?" - "Lehrers haben doch kein kleines Mädchen, und sie wollen doch so gerne eins haben." - "Du bist doch aber unsere Tochter." - "Ihr habt doch die Frieda und die Tutta (Trude). Lehrers haben doch nur Jungens."

Lachend ließ die Mutter sie abziehen. Wir waren sehr erstaunt über die Hilfe, die wir von der kleinen Anna bekamen. Ich sagte ihr, daß ich mich sehr freue, daß sie zu uns kommen wolle. Jetzt aber sei sie noch zu klein und müßte noch bei Muttern bleiben und tüchtig



wachsen. Wenn sie dann aus der Schule entlassen sei, solle sie kommen, wenn sie dann noch Lust dazu habe.

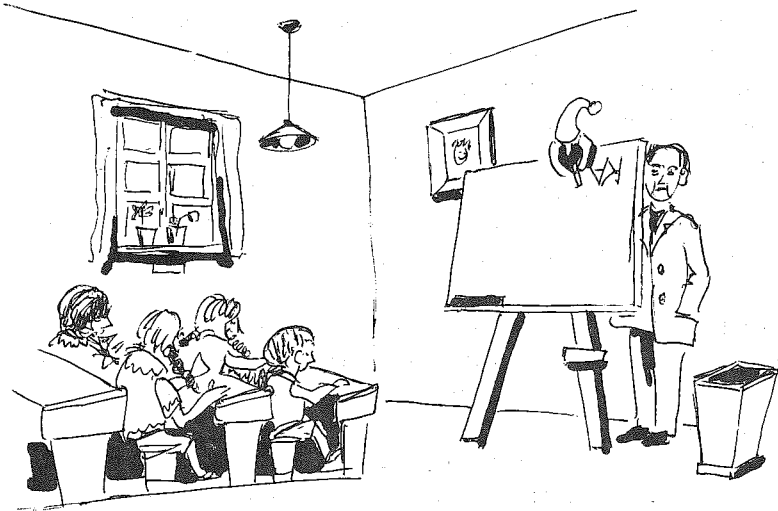
Nach dem Kriege fanden wir uns in der Fremde wieder. Anna war mit ihrem kleinen Sohn bei uns zu Besuch. Jedes Jahr erwarte ich einen Geburtstagsbrief mit der gleichen gestochenen Schrift wie früher, und er kommt auch immer pünktlich an.

Kasper

"Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht,
Giftblumen ausgenommen."

Zu dieser Erkenntnis eines großen Pädagogen mußte auch ich mich durchringen, nachdem ich die Folgen meiner Strenge an den Kindern gespürt hatte. Es war allerdings nicht immer leicht, fröhliche Situationen zu finden.

Da wurde 1929 vom Landesverein für freie Volksbildung in Ostpreußen ein Lehrgang über das Kasperlespiel ausgeschrieben. Vielleicht wäre das etwas. Ein Kollege riet mir ab, was sollte sich ein älterer Mensch noch lächerlich machen mit Kasperlespielen! Gehöre



das überhaupt in die ernste Arbeit der Schule? Ich verteidigte, Jugend wolle Lust und Freude. Wir aber verlangen, daß sich die Kinder beim Überschreiten der Schulschwelle wie alte Menschen benähmen. Ich fuhr zum Lehrgang und opferte meine Pflingstferien.

Es war eine Woche voller Fröhlichkeit und Frohsinn. Schon am zweiten Tage waren die Teilnehmer miteinander vertraut; alle hatten die gemeinsame Idee, den Kindern auf fröhliche Art Werte zu vermitteln. Am Schluß zeigten die Lehrgangsteilnehmer den Landsberger Kindern ein Spiel und staunten über die wunderbare Wirkung.

Als ich vom Lehrgang zurückkam, waren die Schulkinder neugierig, was ich ihnen mitgebracht hätte. "Einen kleinen Freund habe ich gebracht. Hans Kasper heißt er. Kennt ihr ihn vielleicht schon? Der ist so klein, wie ihr noch keinen gesehen habt. Ihr dürft nicht gleich so laut rufen, sonst erschrickt er und verkriecht sich in meiner Rocktasche." In meiner Wohnstube streifte ich die Puppe über die Hand und steckte sie in die Brusttasche. Ich stellte mich dann hinter die Wandtafel und ließ die Puppe etwas über die Tafel gucken. "O o o h! A a a h! - Der bewegt ja den Kopf und die Arme! - Sooo klein! - Ob der wirklich lebt? - I wo, son kleinen Mann gibts ja garnicht. - Aber die Nase!"

Endlich rief ich mit verstellter Stimme: "Guten Morgen, Kinder!" Die Kinder stutzten und gaben keine Antwort. "Seid ihr alle stumm? Guten Morgen!" - "Guten Morgen", riefen einige Beherzte. " - "Ich heiße Hans Kasper. Was habt ihr denn diese Stunde vor?" - "Wir wollen schreiben." - "Das ist schön. Ich schreibe auch gern."

Kasper nahm einen Bleistift von hinten und versuchte krampfhaft, seinen Namen zu schreiben. "Och, geht das schwer," stöhnte er. Die Kinder johlten jetzt vor Vergnügen. "Günter, gib mir mal die Kreide!" befahl er einem Jungen auf der vordersten Bank. Günter stand gehorsam auf und reichte die Kreide. Dann malte Kasper Buchstaben von oben her. Natürlich standen sie alle auf dem Kopf, und das erhöhte die Fröhlichkeit.

"Kasper, kannst du auch in die Hände klatschen?" - "Natürlich." "Kannst du auch auf dem Kopfe kratzen?" - "Wenn ihr mir sagt, wo mein Kopf ist!" - "Kannst du auch die Nase wischen?" So ging das durcheinander.

Als die Kinder alles erfaßt hatten, wollten sie natürlich auch spielen. Zuerst brauchten wir für den Kasper ein Haus. Nach ein paar Tagen stand eine einfache Bühne aus ein paar Latten und einigen Stoff-

bahnen da. Ein gelber Vorhang verdeckte die Bühne.

In den nächsten Tagen kamen den Kindern recht viele bunte Einfälle. Sie brachten gelungene Kartoffelfiguren und entwickelten kleine Spiele. Alle gaben ihre Ideen dazu und arbeiteten mit, und so entstand eine Arbeitsgemeinschaft. Bald taten sich besonders begabte Spieler hervor, andere waren Bastler, allen aber lag daran, Freude zu bereiten.

Es wurden auch Spiele gekauft und eingeübt. Beim "Junker Prahlhans" von Reinhard Leibrandt waren die Zuhörer so mitgegangen, daß sie den prahlerischen Junker auch dann nicht leiden mochten, als er sich schon gebessert hatte.

Wie sich aber das Verhältnis der Schule zu den Kindern entwickelte, brachte eine alte Großmutter ganz ungnädig zum Ausdruck: "Ne, met de Schol is et hiede ok gar nuscht mehr! Fröher, wenn do mine Kinner ut de Schol bliewe durwde, do hebbe se sik gefreit. Ober hüde jammere se un wölle nich to Hus bliwe. Ne, Herr Lehrer, de Kinner hebbe ok keine Angst mehr var de Schol. To minner Tid war dat andersch!"

Unfreiwilliger Humor

Wie schmerzlich ist es für einen Menschen, wenn er nur mit Ernst oder Grauen an seine Schulzeit denken muß. Meine Lehrer trugen stets einen tierischen Ernst zur Schau, und ich fragte mich als Kind oft, ob Lehrer überhaupt lachen können. Jetzt, wo ich selbst vor Kindern stand, gab ich mir Mühe, recht fröhliche Stunden zu halten; denn diese Stunden haften in der Erinnerung besonders gut.

Was der Unterricht an Gelegenheiten zum Lachen lieferte, schrieb ich in ein Buch, an dem wir uns immer wieder ergötzten. Meist war es unfreiwilliger Humor.

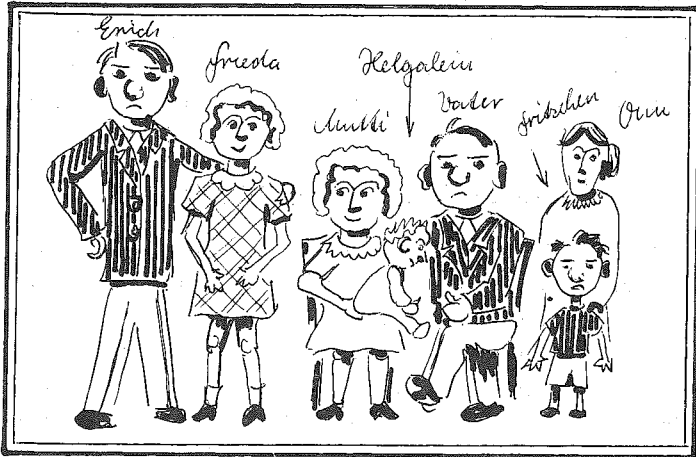
Da fragte ein Junge nach der Schöpfungs- und Sündenfallgeschichte: "Hat der liebe Gott auch die Schlange geschaffen?" Als das bejaht wurde, meinte er mit einer wegwerfenden Handbewegung: "Na, das hätte er auch schön bleiben lassen können."

Mit den Kleinen sprach ich über die Schöpfung und über den Schöpfer: "Wer kann also mehr als alle Menschen?" - "Der Vorarbeiter!" rief Erwin, dessen Vater an der Straße diese Stellung hatte.

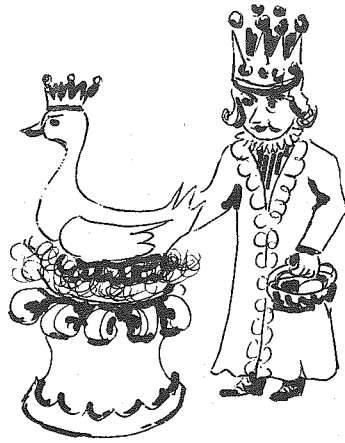
Der Pfarrer behandelte mit den Kindern die Krankenheilungen Jesu. "Was machte Jesus mit den Blinden?" - "Daß sie sehen konnten." - "Und was machte er mit den Tauben?" - "Daß sie fliegen konnten."

Bei dem Lied "Müde bin ich, geh zur Ruh..." heißt es in der dritten Strophe: "Alle, die mir sind verwandt, Gott laß ruhn in deiner Hand..." Ich wollte mich vergewissern, ob die Kinder den Begriff "verwandt" richtig verstanden hätten und fragte: "Wie heißen also Vater, Mutter, Schwester, Onkel und Tante mit einem Namen?" Antwort: "Diemir." - "Was soll das heißen, Diemir? Schreib das mal an die Tafel!" - Das Kind schrieb: Diemir. "Na, in dem Lied heißt es doch: Alle Diemir sind verwandt."

Familie Diemir



Mir war es in der Jugend ähnlich ergangen. Zu Kaisers Geburtstag wurde stets das Lied "Heil dir im Siegerkranz" gesungen, wo es heißt: "Fühl in des Thrones Glanz die hohe Wonne, ganz Liebling des Volks zu sein." Durch die verunglückte Zeileneinteilung sangen wir Kinder: "Fühl in des Thrones Glanz - die hohe Wonnegans..." Da ich das Märchen kannte von der Gans, die goldene Eier legte, glaubte ich, auch der Kaiser habe eine solche Gans, die aber goldene Eier lege, und die er jeden Morgen fühle, damit sie nicht weglege.



In der Weihnachtsgeschichte brachten die Weisen dem Jesuskind "Gold, We i n r a u c h und M y r t h e n", Dinge, die man sich vorstellen konnte.

Ein lesehungriges Kind sang: "Gott ist die Liebe, er läßt mich lesen..." (statt erlösen).

Der Zwölfte wulf

Erstaunlich war, wieviel Aberglaube schon in den Kindern steckte. Da half kein Erklären. Der Aberglaube schien im Blut zu sitzen.

Nach dem Dreikönigstag kam Charlotte ganz verschlafen in die Schule. Als ich sie fragte, gab sie schließlich zu, daß gestern bis in die tiefe Nacht zu Hause gefeiert worden war. Ihre Müdigkeit erklärte sie: "Mich hat in der Nacht die Mahr gedrückt." - "Die Mahr? Wie macht sie das denn?" - "Na, die kam unterm Bett hervor und hat sich auf mich raufgelegt. Da kriegte ich keine Luft." - "Wie sah sie denn aus?" - "Wie ein zottiger Ziegenbock." - "Und dann bist du nicht zu deiner Mutter gelaufen?" - "Ich konnte mich doch nicht rühren." - "Also du hast doch geträumt."

Hilde kam Charlotte zu Hilfe. Sie hätte das auch schon gehabt und hätte geschrien, daß sie aufwachte. Nun wußten auch andere Kinder etwas dazu. Erika erzählte: "Ein Mann schlief. Plötzlich wachte

er auf und fuhr mit der Hand über den Bauch, weil er da was gefühlt hatte. Da bekam er einen Pantoffel in die Hand. Er sagte zu dem Pantoffel: "Komm morgen um 8 Uhr wieder!" Dann warf er den Pantoffel fort. Am anderen Morgen kam die Nachbarsfrau, als die Uhr gerade 8 schlug. Da nahm der Mann den Besen und drosch die Frau hinaus. Von da an kam sie nicht wieder. "Das glaube ich", lachte ich, "wenn man mit dem Besen rausgetrieben wird, verliert man die Lust zum Wiederkommen." - "Die Mahr kam aber nicht wieder." - "Also war die Frau die Mahr?" - "Doch, das ist so", bekräftigte Hilde. "Einmal, als abends eine Frau nach Hause kam, lag ein Strumpf im Bett. Das war eine Mahr. Da hat sie den Strumpf ins Feuer geschmissen. Da sah sie, wie sich immer eine Hand aus dem Strumpf herausstreckte. Das war die Mahr, die ist mitverbrannt."

Ob man einen verbrannten Nachbarn gefunden hätte, wußte sie nicht. Ich fragte, wer ihnen sowas erzählte. "Meine Mutter." - "Meine Oma." "Den Spuk glaubt ihr?" Und Charlotte fragte ich: "Hast du am Abend viel gegessen?" - "Und ob! Vater hat gesagt: "Du hast dich befressen wie ein 'Twölftewurf'." - Ich erklärte, daß ein übervoller Magen gegen das Zwerchfell und die Lunge drückt und die Luft knapp wird. Dann träumt man solch komisches Zeug. "Aber das ist interessant, daß dein Vater auch den Twölftewurf kennt. Der war nämlich auch solch ein Vielfraß."

Als im Jahre 1812 die Franzosen von Moskau zurückmarschierten, kamen viele Pferde und Menschen um. Sie verhungerten und erfroren. Da hatten die russischen Wölfe ein gutes Leben und wurden dick und fett davon. Sie folgten der französischen Armee, weil sie da immer viel Nahrung fanden. In der Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönige, also in den heiligen zwölf Nächten nach Weihnachten, marschierte die geschlagene Armee durch Ostpreußen, gefolgt von den gefräßigen, dicken Wölfen. Die Bauern erschlugen viele Wölfe und wunderten sich, wie vollgeessen sie waren. Deshalb sagen sie noch heute nach über hundert Jahren, wenn sich ein Mensch so vollgeessen hat: "He hät sick befräte wie ä Twelftewurf."

Danach wollten die Kinder nun noch wissen, ob die zwölf Nächte nach Weihnachten wirklich heilig und geheimnisvoll sein. Hilde Gempff berichtete: "Meine Tante hat einmal in den zwölf Nächten unter unserer Dachrinne für jeden von uns eine Bohne gepflanzt. Unsere wuchsen im Frühjahr los, nur der Großmutter ihre nicht. Sie starb auch im selben Jahr."

Ein anderes Mädchen meinte, ihre Mutter hätte auch gesagt, daß man in den Zwölfen nichts borgen soll, weil sonst ein Schwein aus der Familie stirbt. - Alle lachten.

Anna berichtete: "Meine Mutter wäscht nie in den Zwölfen. Man darf dann draußen keine Wäsche hängen, sonst stirbt einer aus der Familie." - "Oder die Geister hängen sich an der Leine auf", rief Edith dazwischen.

"In den Zwölfen gehen nämlich die Geister um", sagte Elisabeth. "Besonders am Silvesterabend. Dann scheuern wir die Bänke, damit sich die Toten draufsetzen können. Sie wärmen sich dann am Ofen. Auf einer Bank muß eine Waschschüssel stehen, und am Ofen soll ein Handtuch hängen, damit sich die Toten waschen und abtrocknen können."

"Aber woher weiß man denn, ob die Toten wirklich dagewesen sind", bezweifelte ich.

"Die Leute streuen Sand oder Erbsen in die Stube, da sieht man am anderen Morgen die Fußtritte drauf, die Fußtritte von den Toten."

Grete berichtet: "Frau Hegemeister Schmidt sah im Traum in ihrer Stube weiße Kleider liegen. Sie zog eins an. Bald darauf starb sie. Ich träumte auch einmal, daß ich auf dem Kirchhof war, wo auf einem Gestell lauter weiße Mäntel hingen. Da bekam ich Angst und lief weg. Nachher wurde ich sehr krank."

Marie fügte hinzu: "Wenn man auf dem Bauche schläft, dann ertrinkt man. Wilhelm Schöttke schlief auch auf dem Bauch und ertrank im Haff."

"Aber wenn man auf dem Rücken schläft, ertrinkt man auch", hält Hilde dagegen.

"Und wenn einer am 13. geboren ist, wird er nicht 13 Jahre alt", fügte jemand hinzu.

"Nun hört aber auf", schloß ich.

Wie eine Spukgeschichte entsteht

Kaum etwas anderes zieht die Menschen, besonders die Kinder, so an wie das Geheimnisvolle, und nichts ist so interessant wie eine schauererregende Geschichte. Deshalb ist es auch so schwer, die Spukgeschichten auszurotten. Einmal stellte ich der Oberstufe die Klassenaufgabe: Wie eine Spukgeschichte entstehen kann. Die meisten Arbeiten bewegten sich in allgemeinen Redewendungen und Erklärungen. Magda aber schrieb:

Wie eine Spukgeschichte entsteht.

Herr Müller hat sich verspätet; es ist nicht seine Schuld, durchaus nicht! Er kann doch nichts dafür, wenn es in der "Goldenen Sonne" solch gutes Bier gibt. Also geht er nach Hause, und es ist schon dunkel. Er kommt an einem großen Obstgarten vorbei. Der Gärtner hatte am Tage darin gearbeitet und ohne böse Absicht die Harke am Zaun stehen gelassen. Herr Müller achtet nicht darauf und tritt auch tüchtig drauf: Wupps! schlägt ihm der Harkenstiel auf den Kopf. Herr Müller flucht und fällt hin, rappelt sich dann langsam auf und geht weiter. Doch, was ist das? Halt, da kommt doch einer hinter ihm her! Nichts zu sehen. Ihm wird unheimlich, er läuft, der hinter ihm läuft auch, es ist, als ob ihn jemand hinten hält. Er läuft schneller, er schwitzt vor Angst. Endlich kommt er nach Hause, er reißt die Tür auf, stürzt hinein. Es klappert ordentlich hinter ihm, dann ist es still. Herr Müller erzählt atemlos, er sei von einem Unsichtbaren verfolgt worden, sicher ein Gespenst, das habe ihm das Genick umdrehen wollen.

Morgens lag vor seiner Tür eine halb zerbrochene Harke.

Mir gefiel dieser Aufsatz sehr gut, und wir schickten ihn an eine Berliner Zeitschrift "Neuland", das Blatt des Guttemplerordens. Sie veröffentlichte ihn auf Seite 204 des 38. Jahrgangs und schickte ein Buch als Anerkennungsgabe.

Das gab einen großen Aufstand in der Schule. Magdas Aufsatz nahm sich gedruckt wundervoll aus, viel eindrucksvoller, als mit der Hand geschrieben. Andere Kinder eiferten ihr nach, und Magdas Aufsatz ist nicht der einzige geblieben, der veröffentlicht wurde.

Ein zweites Mal veröffentlichte der "Ostpreußische Schulbote" dieselbe Arbeit und schickte für Magda zwei schöne Bücher.

Spuk im Schulhaus

Ernst behauptet, in der Schule spukt es, und der muß es wissen; denn er ist jeden Tag vor- und nachmittags im Schulhaus. Nur am Abend ist er nicht hineinzukriegen, weil es dann spuken kann, besonders im Winter. Die Mutter des Jungen ist die Reinemachefrau der Schule. Anfangs glaubten sie beide, es wäre einer von uns Lehrersleuten, aber auch, wenn niemand im Hause war, hörte man über der Klasse deutlich Schritte. Ich hatte aber noch nichts gemerkt:

ich war ja erst am 1. April eingezogen, und im Sommer hörte man das Gespenst gewöhnlich nicht. Nun aber war es Winter geworden. Jetzt mußte der alte St. wohl auch im Grabe frieren; deswegen ging er in den Nächten im Schulhaus um, wo er 40 Jahre amtiert hatte. Er hatte sich nach der Pensionierung eine Villa gebaut, aber es war ihm nicht gut gegangen. Man erzählte, seine Frau hätte ihn sehr kurz gehalten, und wahrscheinlich war er verhungert.

Das alles erfuhr ich nun doch von dem Jungen, als ich ihn zur Rede stellte, weil die Klasse am vorherigen Tag nicht ausgefegt worden war. Gestern war die Mutter fortgewesen, und nach Einbruch des Abends wagten beide nicht, die Schule zu betreten. Ich spottete über die Angst des Jungen. Dem sträubten sich die roten Borsten: "Wenn Sie wüßten, Herr Lehrer, was der Alte für einer war. Der war stark wie ein Ringkämpfer! Und springen konnte der! Wenn er den Jungen zurief: "Fangt mich mal!" und die Kinder von allen Seiten auf ihn losstürmten und ihn einschlossen, dann sprang er aus dem Kreis mit einem Satz über alle Köpfe weg und fort war er. Und gehauen hat er. Dem möchte ich nicht begegnen, auch als Geist nicht."

"Aber ich wohne doch in der Schule und bin dem Geist noch nie begegnet!"

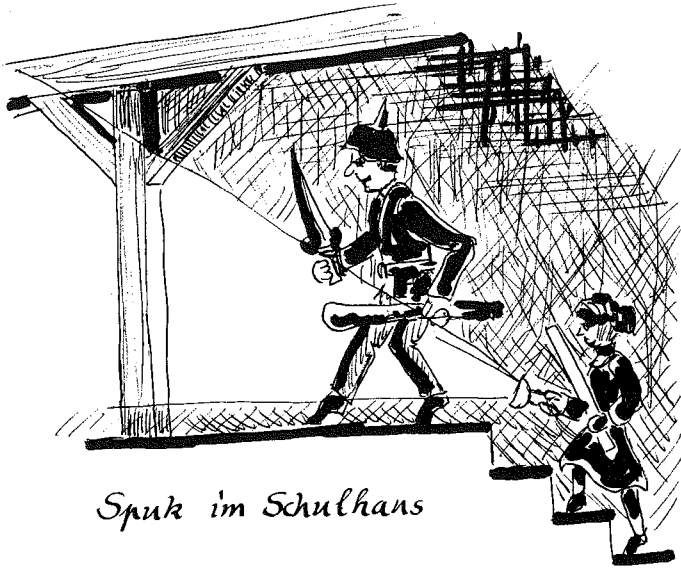
Der Junge schaute mich mit schiefem Blick an: "Vielleicht hat er Achtung vor Ihnen. Sie sind ja selbst so stark. Vielleicht kommt er aber auch noch zu Ihnen."

Und er kam wirklich.

Inzwischen ist die Erde hart gefroren. Eine weiche Schneedecke liegt auf den Wegen. In der warmen Stube sitze ich beim Korrigieren der Hefte. Plötzlich horcht meine Frau auf und sagt: "Was hat die Frieda dort oben herumzulaufen. Sie sollte schlafen, daß sie morgen früh rauskann. Ich habe Wäsche." - Frieda ist das Hausmädchen.

Auch ich hörte jetzt deutlich ein paar Schritte über mir. Meine Frau ging die Bodentreppe hinauf. Als sie zurückkam, machte sie ein bedenkliches Gesicht und sagte: "Frieda schläft ganz fest. Ich habe sie erst rütteln müssen, ehe sie aufwachte. Sie behauptet, sie hätte seit einer Stunde fest geschlafen.-Wenn das öfter vorkommt, könnte man tatsächlich ans Spuken glauben", meinte meine Frau eine Weile später. Ich lachte.

Am nächsten Abend ist Frieda zu ihren Eltern gegangen. Während die Kinder schlafen, sitzen wir noch ein Weilchen zusammen. Plötzlich hören wir einen schlürfenden Schritt über uns, dann ein kurzes



Spuk im Schulhaus

Aufstampfen, als stolpere jemand über einen Gegenstand. --

Wir sehen einander an und erschrecken. Außer uns und den schlafenden Kindern dürfte niemand im Hause sein. Die Haustüre ist lange verschlossen.

Da ist es wieder, kurz aber deutlich, Schritte auf dem Boden. Ich springe auf: "Ich gehe nachsehen!" - "Du gehst nicht. Wenn es ein Einbrecher ist, dann schießt er", sagt meine Frau. Aufgebracht erwiderte ich: "Die können uns ja in aller Ruhe im Schlaf abmurksen, und kein Hahn kräht danach. Ich nehme die Pistole mit."

"Tut es nicht vielleicht auch ein Messer?" meint meine Frau bedenklich. - "Schön. Nehmen wir noch das Käsemesser mit." Ich nehme es in die rechte Hand, in die linke die Pistole. Da muß der größte Räuber das Grauen kriegen.

Vielleicht hätten wir noch mehr Vorbereitungen getroffen, wenn es nicht gerade wieder zu hören gewesen wäre: Trapp-trapp-trapp.

"Los!" zische ich. Vorsichtig öffne ich die Treppentür. Verdammtes Knarren! Wir schleichen wie Diebe auf unseren eigenen Boden. Oben ist es ganz still, kein Knüppel ist herabgesaut, kein Schuß ist gefallen. Leise knarrt etwas. "Licht", rufe ich laut, um mir selbst Mut

zu machen. Zwei scharfe Strahlen bohren sich in die Dunkelheit: Nichts. Ich gehe vorsichtig zur Mädchenkammer und knipse das Bodenlicht an. Nichts ist da, auch nicht in der Kammer. Auf dem obersten Boden auch nur Balken und Bretter und ein Stapel alter Bücher. Kein Einbrecher..., kein Geist. Wir sehen uns erleichtert an.

Wieder unten, schließe ich die Haustüre auf und schaue hinaus. Klirrender Frost. Ein Weilchen sehe ich hinüber zum Gasthaus. Ein verspäteter Gast kommt durch den Schnee und tritt sich auf dem Treppenabsatz gegenüber die Schuhe ab. Da - waren da nicht Schritte über mir? - Meine Frau stürzt aus der Stube: "Hast du eben gehört? Eben war es wieder! Oben ist doch wer!"

Ich sage: "Geh mal in die Stube zurück, ich gehe mal ins Gasthaus. Horch mal, ob du dabei was hörst!" - "Du willst mich allein lassen mit dem Gespenst da oben?" - "Beruhige dich! Ich glaube, wir haben des Rätsels Lösung gefunden. Mach das Licht aus und beobachte mich scharf durch das Fenster und horche und zähle!" Meine Frau zögert. Da gehe ich über die Straße. Auf dem Treppenabsatz drüben trete ich den Schnee ab: eins, zwei, drei, viermal. Gingen da nicht auf dem Boden vier Schritte? Wir machen die Probe gleich noch einmal. Jedesmal, wenn jemand stark auf dem gegenüberliegenden Treppenaufsatz auftritt, schallen die Tritte über den Boden des Schulgebäudes.

Ein Geologe erklärte diese Erscheinung mit dem hohen Grundwasserstand und einer besonderen Leitfähigkeit des Untergrundes und mit der Bauart des Schulgebäudes. Der Schulboden wirkte wie ein verstärkender Resonanzboden. Das wäre bei gefrorenem Boden besonders wirksam, weil der dann eine zusammenhängende Decke bilde.

Ernst aber wollte das nicht wahrhaben.

Der Reiter ohne Kopf

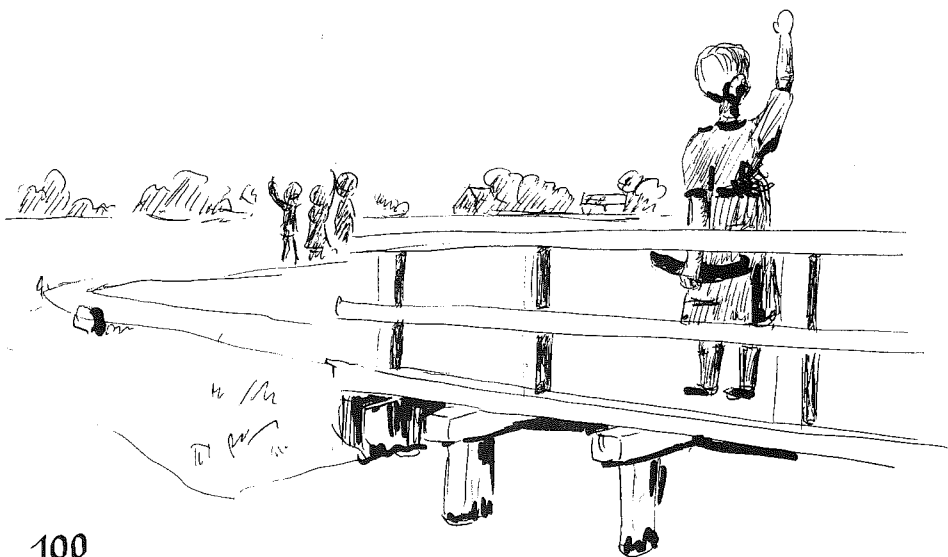
Der breite Sandweg, der von der Dorfstraße im rechten Winkel vor der Schule nach Süden abbog, führte geradewegs zu dem größeren Haffdorf Zimmerbude. Von der Schultreppe aus konnte man die Straße fast bis zum Walde drei Kilometer weit verfolgen, dann wurde sie durch einen vorspringenden Waldzipfel verdeckt.

Die Kinder wanderten mit mir diesen Weg entlang, auf das Fischer-viertel zu, wohin die hohe Pappel neben Lammerts Scheune den Weg wies. Hier wohnten vier Kleinsiedler einen Kilometer abseits vom

Dorf, der Eisenbahnarbeiter Hanke, die Fischer und Pachtbauern Otto und Karl Schöttke und Lammert. Die Häuserfronten waren dem Haff zugekehrt, wie sich das für Fischer gehört. An der Straße standen die Scheunen und die quadratischen Heubrachen mit den vier hohen Stangen und dem hinauf- und herunterschiebbaren Dach. Vorbeiging es an krummgezogenen dicken Kiefern.

Einer dieser Bäume war ganz an der Erde entlanggewachsen und diente als Schwebebaum, ein anderer hatte sich in Mannshöhe geteilt, und die zwei dicken waagrechten Äste bildeten ideale Sitze, wo mehrere Kinder wie die Schwalben auf dem Draht hucken konnten. Weiter kamen wir abseits an einem Nebenwege an einigen gewaltigen Eichen vorbei, von denen die eine schon recht stattliche Birnen trug. Das war immer wieder ein Grund zum Staunen. Jedenfalls muß neben der Eiche eine kräftige Birne gestanden haben, die dem harten Genossen nicht wich und deshalb von ihm nur durch Ummantelung bezwungen wurde. Jetzt kam in etwa drei Meter Höhe aus dem gewaltigen Eichbaum ein mannsdicker Birnenast heraus, der fleißig große Birnen trug. Sie waren allerdings ungenießbar herbe.

Dieser Weg am Haff entlang sollte für die Kinder später in mehrfacher Beziehung interessant werden, einmal durch die vorgeschichtlichen Funde, dann durch die Rodelbahn, und durch den Straßenbau und



die Entdeckung eines zweiten Gräberfeldes aus vorgeschichtlicher Zeit. Aber schon jetzt war die Stelle am Walde geheimnisumwittert; denn hier spukte es. In hellen Mondnächten ließ sich hier unter Sturmgebraus ein Reiter ohne Kopf sehen. So behaupteten die Erwachsenen.

Ich führte die Kinder in der Absicht hierher, ihnen zu zeigen, wie harmlos und lieblich gerade diese Stelle war. Über die niedrigen Dünen hinweg konnte man auf das Haffwasser sehen. Etwa einen Kilometer weiter trat silhouettenartig der Damm hervor, der den See-kanal vom eigentlichen Haff trennte.

Heute war es hier sehr still. Ich erzählte den Kindern vom alten Danckelmann, dem Erzieher des ersten Preußenkönigs Friedrich I. Dieser Danckelmann hatte die Ortschaft Zimmerbude besessen. Dann führte ich sie in Gedanken zurück in die Zeit der alten Preußen, ohne zu ahnen, daß ich hier auf einem Grabe eines alten Preußen saß, wie sich später herausstellte.

Ob die Kinder auch alte Überlieferungen oder Sagen kannten? Sie erzählten auch einiges; es waren aber immer Geschichten von Geistern und Gespenstern, die ich nicht leiden mochte.

Die Kinder wußten schon, daß ich bei solchen Geschichten stets nach einer Erklärung suchte, um ihnen die Angst zu nehmen. Auch hier stellten sie die Frage nach dem "Reiter ohne Kopf", aber ich konnte ihnen nur sagen, daß ich sie hergeführt habe, um ihnen die Harmlosigkeit dieses Ortes zu zeigen.

In der Erntezeit schickte ein Bauer seine Magd nach Zimmerbude, um von einem dortigen Kaufmann ein bestelltes Sensenblatt abzuholen. Das Mädchen fand einige Freundinnen und Freunde und plachanderte mit ihnen bis in die Dunkelheit herum. Erst als der Mond aufgegangen war, entschloß sie sich zur Heimkehr, und einige junge Leute gaben ihm das Geleit. Erst wanderten sie lachend und schwatzend den Steindamm entlang, aber am Laukefließ verabschiedeten sich auch die letzten. Obgleich sie eine resolute Person war, gruselte ihr allein doch etwas, und sie hielt sich möglichst weit vom Waldschatten weg. Der Hohlweg vertiefte sich, und ihr Schatten ging schräg rechts vor ihr her, weil der Mond im Rücken stand. Da vorn schien der Wald aber schon aufzuhören, und nur der schräge Kiefernbaum mit der gewaltigen Krone deckte den Hintergrund. Jetzt sah sie den Schatten des Baumes, der etwas über den linken Dünenrand reichte. Aber gerade als sie vorbeihuschen wollte, löste sich aus dem Baumschatten vor ihr eine dunkle Gestalt, rutschte ein wenig die linke Dünenwand herab,

schnellte aber sofort zurück, als habe sie den Menschen erkannt. Das Mädchen war vor Schreck in die Knie gesunken und starrte zur Höhe. Da glitt es plötzlich kurz vor ihr windesschnell über den Weg: Der Reiter ohne Kopf, ganz deutlich! Ihre Beine versagten, so daß sie nicht fliehen konnte. Sie hielt nur die scharfe Spitze der Sense zur Abwehr nach vorn. Da sauste das Gespenst schon wieder vom rechten Straßenrand auf den linken, so schnell wie ein Schatten - ja, wie ein richtiger Schatten. Ihr Blick glitt an der Silhouette des Baumes hinauf und hing an dem überragenden Ast. Da spürte sie von rechts einen Windstoß, und kurz darauf hob sich der Ast und vor ihrem Fuß glitt gleichzeitig der gespenstische Reiter vorbei. Sie folgte ihm mit ängstlichem Blick - da glitt er rückwärts zum Baum und sie sah, daß sich der Ast gesenkt hatte. Erleichtert erhob sie sich und ging weiter. Dann aber mußte sie heimlich lachen, wenn sie daran dachte, wieviele Leute diesen Schatten des vom Winde hochgewehten Astes schon gefürchtet hatten.

Zu Hause erzählte sie aufgeregt von ihrem Erlebnis. Der Bauer überzeugte sich an einem der folgenden Abende selbst von der Tatsache. Aber eine Menge Leute glaubte diese Deutung nicht und fürchtete den Reiter ohne Kopf weiter.

Ich gab diese Erklärung der Magd an die Kinder weiter, aber keines kam mit an die Waldecke, als der Mond wieder so schön passend schien und der Wind wehte.

Daß aber diese Geheimnisgläubigen im gewissen Sinne recht behalten sollten, stellte sich später heraus.

Die Schöpfung

Eines Tages diskutierten der Pfarrer und ich, wie man den Kleinsten in der Religionsstunde die Schöpfungsgeschichte nahebringen könnte. "Oh, da muß man nur richtig fragen, dann kommen die Kinder schon auf den richtigen Weg. Oft muß man so hinten herum kommen und an Beispielen zeigen, wie es gemeint ist. Man muß die Kinder zu lenken verstehen", meinte der Pfarrer. Er war bereit, es gleich zu versuchen.

Ich stellte ihn den Kindern vor, die ihn aber schon kannten. Er begann: "Wir wollen einmal vom lieben Gott sprechen, der alles gemacht hat." Dabei knüpfte er die Uhr von der Kette und hielt sie einem Jungen ans Ohr: "Hörst du was?" - "Ja, die Uhr tickt so!"

Dann fragte er weiter: "Nun sagt mir mal, was bewegt denn die Uhr?" Die Kinder sahen sich ratlos an, ein Mädchen rief: "Der liebe Gott!" Der Pfarrer verzog das Gesicht: "Nun will ich euch mal zeigen, wie die Uhr bewegt wird." Er öffnete das Gehäuse: "Siehst du das Rädchen, das da immer hin und her läuft, das ist die Unruhe. Und die wird von einer Feder bewegt. Also die Feder treibt doch die Uhr, nicht wahr? Wenn irgendetwas geschieht, dann muß das doch eine Ursache haben."

Der Pfarrer sah, daß ich griente, und flüsterte: "Man muß es anders anfangen. Sie werden schon darauf kommen." Dann zeigte er auf eine Blume auf dem Fensterbrett: "Was ist das für eine schöne Blume?"

"Eine Hyazisse!" - "Du meinst eine Hyazinthe. Die Narzisse sieht doch anders aus. Nun, wo kommt denn die Blume her?" - "Die hat der Lehrer gekauft." - "Gut, gut, aber wer hat sie wachsen lassen?"

Lange keine Antwort. Der liebe Gott konnte es nicht sein; denn der trieb ja nicht einmal die Uhr. Endlich ging zaghaft ein Finger hoch: "Na, der Gärtner!" - "Ja, aber wer hat sie geschaffen?" - "Die ist doch in der Erde gewachsen!"

"Gewiß, aber der liebe Gott hat sie doch keimen lassen", gab nun der Pfarrer selbst die Antwort: "Er läßt doch die Gräser auf der Wiese wachsen, alle Blumen, überhaupt alle Pflanzen. Er hat auch die Tiere erschaffen und die ganze Natur. Am höchsten aber steht die Krone der Schöpfung. Wer ist die wohl?" - "Die Wolken." - Kopfschütteln. - "Der Himmel."

"Nein, der Mensch ist die Krone der Schöpfung. Er ist mehr wert als die ganze Natur. Er ist auch mehr wert als alles Geld. Ihr kennt doch schon Geld. Wißt ihr auch, was ein Millionär ist?" - "Ja, ein Mensch, der viel, viel Geld hat." - "Richtig. Wieviel wird er dann haben?" - "Hundert Mark." - "Du bist aber dumm!" rief Heinz aufgebracht dazwischen, "soviel Geld gibt es doch garnicht!"

Ich lachte hinten los: "Die sind im Rechnen gerade bis hundert gekommen, und das ist die höchste Zahl, die sie sich vorstellen können." Ich wendete mich an die Klasse: "Doch, Heinz, es gibt viel mehr Geld. Viele, viele hundert Mark. Wenn jeder Mensch aus unserem Dorf hundert Mark an dich bezahlen würde, dann wärest du ein Millionär."

Der Pfarrer bestätigte das: "Wißt ihr, daß ihr alle Millionäre seid?" - "Ich nicht", rief einer, "ich hab gar kein Geld." - "Wir auch nicht", pflichteten die anderen bei.

"Würdet ihr euch denn den kleinen Finger abhacken lassen, wenn ich euch eine Million geben würde? Wer würde seinen Finger für eine Million hergeben?" - "Ich nicht, das tut ja weh", rief einer. - "Aber du? Oder du?..." - "Keiner", schrien sie.

"Na also, wenn euer kleiner Finger mehr wert ist als eine Million Mark, dann seid ihr doch alle Millionäre. Ihr habt sogar 10 Finger, seid also noch viel reicher. Es gibt aber viele Menschen, die sind nicht so reich wie ihr. Die haben verkrüppelte Hände und Füße. Wie reich seid ihr doch von Gott beschenkt, der euch geschaffen hat..."

"Ich habe aber auch einen schlimmen Finger", rief Frieda dazwischen - "Na, der heilt aber bald wieder."

"Sie sind doch wohl nicht zu halten", meinte der Pfarrer ergeben und schickte die Kinder hinaus. "Es ist doch schwer, diese zappelnde Schar bei der Stange zu halten. Und was für Einfälle sie manchmal haben! Lieber gehe ich Pilze suchen." Und damit verabschiedete er sich.

Verlorenes Land

Im Kreise Strassburg in Westpreußen hatte ich meine Jugendjahre verlebt, und im Posener Lande war ich junger Lehrer gewesen und hatte meine Frau dort gefunden. Nun wollten wir einmal die verlorene Heimat wiedersehen.

Immer mehr Deutsche verließen die ehemals deutschen Provinzen, weil ihre Freiheiten beschnitten wurden. Städte wie Bromberg, Nakel oder Wirsitz hatten nur noch polnische Straßennamen. Die Bevölkerung wurde polonisiert. Viele Höfe verkamen. Die "polnische Wirtschaft" kannten wir von früher. Da konnte man bei der Fahrt durch die Dörfer ziemlich sicher sagen, welches ein deutscher und welches ein polnischer Hof war. Dazu kam die wirtschaftliche Not, verursacht durch Absatzkrisen in der Landwirtschaft. Wie wollten sich die auf ihrem angestammten Besitz ausharrenden Bauern halten?

Wenn man aber einen Blick auf die Landkarte warf, kam einem die eigenartige Regelung durch den "Korridor" unsinnig vor. Deutsches Gebiet war mitten auseinandergerissen. Wenn ich in meine Geburtsheimat am Harz fahren wollte, mußte ich durch polnisches Gebiet mit schlechten Straßen und feindlicher Bevölkerung. Auf die Dauer konnte das nicht gutgehen. Das waren die Gedanken, die mich oft beschäftigten. Eines Nachts schrieb ich:

Verlorenes Land

Im deutschen Osten, da steht ein Baum,
Ich sah seine Blüten wach und im Traum;
Doch als die Reifezeit kam in das Land,
Da pflückte die Frucht eine fremde Hand.

Im deutschen Osten ein Bauer sät,
Ackert früh morgens bis abends spät;
Doch die Früchte des Schaffens, sie waren nicht sein,
Andre brachten die Ernte ein.

Es geht eine Straße durchs deutsche Land,
Verbindet den Rhein- mit dem Memelstrand.
Jäh wurde inmitten ein Schlagbaum errichtet,
Und Handel und Wandel waren vernichtet.

Der Bauer muß gehn mit dem Stab aus dem Land.
Der Baum verdarb unter fremder Hand.
O gebe es Gott, daß in unseren Tagen
Beide fest wieder Wurzeln schlagen.

Dieses Gedicht druckte die größte landwirtschaftliche Zeitung Ostpreußens, die "Georgine" ab. Das ziemlich hohe Honorar wurde für den Ankauf des Schulspielplatzes verwendet.

Eine Seefahrt, die ist lustig

Für die Widitter war um 1933 nicht die Machtergreifung durch Hitler das größte Ereignis, sondern die Dampferfahrt nach Preußisch-Bahnau. Bei einem Zusammentreffen von Widittern, Marschenern oder Großheidekrügern, die die Fahrt mitgemacht haben, wird immer wieder dieses Erlebnis erwähnt, Hitler dagegen kaum.

Pfarrer Lange von Großheidekrug hatte zu einem Missionsfest in Preußisch-Bahnau eingeladen, wo sein Vater das Brüderhaus der Chrischona-Gemeinschaft leitete. Weil die Dampferfahrt dorthin recht schön zu werden versprach und billig war, meldeten sich annähernd 400 Teilnehmer. Die Dampfer waren überladen, aber desto enger war der Kontakt.

Am Sonntagfrüh um 7 Uhr war alles zur Abfahrt bereit. Es war ein windiger Septembertag, aber alles hoffte auf Sonne. Sie kam zeitweise hervor, aber der Wind wehte weiter. Als einigen Frauen von der Schaukelei schlecht wurde, schickte man sie nach oben an die frische Luft.

Sonst war die Fahrt interessant für Leute, die noch nie auf so weitem offenen Wasser gefahren waren. In der Ferne sah man die Ufer als dunkle Striche am Horizont, sonst nur das graue Wasser des Haffes. Einige Möven umkreisten das Schiff. Die jüngeren Leute lachten und alberten meist auf Deck herum, wo ein Leinendach gegen die Regenschauer gespannt war, die älteren rekelten sich unten in der Kajüte und beobachteten die Wellen durch die Bullaugen.

Die Andachten an Land dauerten bis abends. Um 7 Uhr sollte der Dampfer aus dem Hafen Rosenberg abfahren. Über eine Höhe wanderten die Leute von Bahnau zum Hafen hinab. Es wurde schon dunkel, der Wind war stärker geworden. Manchen wurde bange vor der Rückfahrt, aber andere blieben ruhig. Einer verließ sich auf den anderen. Wenn die Rückfahrt so verlief wie die Hinfahrt, mußte der Dampfer um 10 Uhr nachts in Großheidekrug sein.

Der Pfarrer wollte bei seinem Vater bleiben, hatte aber die Gemeinde zum Hafen begleitet. Jetzt wanderte er langsam zurück, den Blick oft auf die abfahrenden Schiffe gerichtet, die in der Dunkelheit durch die Lampen zu erkennen waren. Der größere Heidekrüger Dampfer fuhr südlicher, um dem kleineren Dampfer von Pillau die Wellen zu brechen, die mit dem Südwestwind schräg gegen die Dampfer anrollten. Oben auf der Höhe sah der Pfarrer die Lichter zeitweise

verschwinden. Der Wind war noch stärker geworden, die Sorge des Pfarrers auch. Schließlich verschwanden die Lichter ganz. Da ging der Pastor auf dem Berge in die Knie und betete für die Rettung seiner Gemeinde da draußen auf dem Wasser. Er stand auf und ging betend heim. Als er sah, daß der Hauptmast des Riesenzeltes geknickt war, tat er die Nacht kein Auge zu.

Was geschah auf dem Haff?

Innerhalb der Rosenberger Hafemole war die Fahrt erträglich. Sobald die Schiffe aber um die Ecke auf das offene Haff kamen, ergriffen sie die Wellen und spielten Fangball mit ihnen. Die Frauen schrien auf und flüchteten vor den Spritzern in die gestopft vollen Kajüten. Einige Männer blieben auf Deck, auch ich. Aber da mußte man sich festhalten, wenn man nicht vom Sturm heruntergeweht werden wollte. Auf einer festgeschraubten Bank saßen einige Männer und zählten die Wellen: Eins - zwei - drei - vier. Bei drei lag gewöhnlich die Reeling schon in Wasserhöhe. Die drei bis vier Wellen kamen so schnell aufeinander, daß das Schiff sich nicht aufrichten konnte und von jeder Welle tiefer gedrückt wurde, von der letzten Welle am meisten, weil es die größte war. Dann erst kam ein breites Wellental, in dem sich der Dampfer wieder aufrichtete.

Nicht nur seitlich, sondern auch in Längsrichtung drehte das Schiff. Durch die Welle wurde der Bug steil emporgehoben. Dann kippte das Schiff über die Mitte, der Bug schoß in die Tiefe, und das Heck ragte aus dem Wasser, daß die Schiffsschraube aus dem Wasser kam und anfang, sich rasend zu drehen. Das heulte noch lauter als der Sturm, und der Boden zitterte, als wollte er bersten, bis sie wieder ins Wasser tauchte.

Manchmal sahen wir die Lichter vom anderen Dampfer, der im Wind- und Wellenschatten parallel fuhr, nicht mehr, aber den Kiel und das Heck in der Luft. Drüben, in 40 Metern Abstand, ging es genauso. Auch die behaupteten später, sie hätten zeitweise den Kiel des großen Schiffes gesehen.

Man hört oft die Meinung, das Haff wäre ungefährlich, aber das ist ein Irrtum. Gerade weil es so flach ist, sind die Wellen so kurz und folgen schnell aufeinander, daß sich ein Schiff nicht wieder aufrichten kann, wenigstens innerhalb des Wellenschubs von drei oder vier Wellen. Wenn dann das Schiff ganz von der Seite getroffen wird, kann es kentern. Davor hatte auch der Kapitän Angst; denn als die Leute ihn baten, doch zu wenden und in den Hafen zurückzufahren,

lehnte er das strikt ab, weil das Schiff beim Drehen auf jeden Fall kentern würde. Er mußte also durch. Nach Großheidekrug hätte er nach Norden abdrehen müssen, aber er hielt die Nordwestrichtung auf die Nehrung und Pillau bei.

Plötzlich sah ich meine Frau die Kajütentreppe heraufwanken. Sie sah sehr elend aus. Ich versuchte, ihr entgegenzugehen, da stieg es in mir hoch, daß ich mich setzen mußte. Ich konnte ihr nur von weitem die Hand hinstrecken. Sie sank mir gegen die Schulter, und ich mußte sie festhalten und auf die Bank drücken, damit sie nicht zu Boden fiel. Mir selbst war furchtbar schlecht. Aber ich unterdrückte die Übelkeit mit Gewalt, weil ich mich vor den Mitreisenden schämte. Immer mehr Frauen kamen aus dem Aufgang. Der Gesang unten hatte schon lange aufgehört, denn in der schlechten Luft in der Kajüte wurde allen Frauen übel. Ich fing noch eine Nachbarin auf und zog sie auf die andere Seite. Auch die anderen Männer hielten die Frauen und Mädchen, fast jeder eine rechts und links fest, damit sie nicht fortgespült wurden. Nachbar Sonnenberg konnte seine Tochter gerade noch am Kleide erwischen, ehe sie ohnmächtig von Deck gespült wurde.

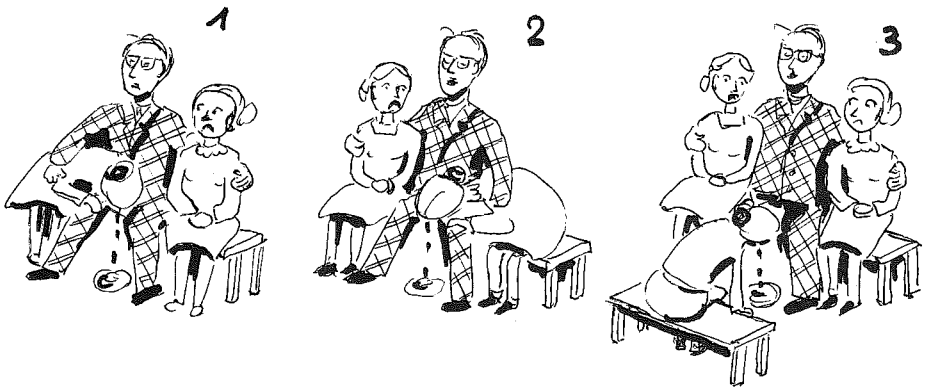
Es war ein furchtbares Durcheinander. Manche schrien nach Rettungsringen, aber die wenigen waren längst vergeben. Trauben von Menschen hielten sich an ihnen. Einige Männer fingen an, die Stangen des Verdecks loszureißen. Als der Kapitän das sah, fuhr er furchtbar auf die Ängstlichen los.

"Was machen wir, wenn das Schiff untergeht?" schrie ich einem erfahrenen Fischer aus Großheidekrug zu. - "Die Frau in den Arm nehmen und versinken!" war die tröstliche Antwort. "Keine Rettung?" - "Keine." - "Aber schwimmen?" - Da lachte der Mann los: "Da drin schwimmen? In der Hölle?" - Ich bewunderte die Ergebenheit des Fischers. Der kannte das Wasser und die Tücken des Haffes. Mußte nicht jeder Fischer einmal mit diesem Schicksal rechnen, wenn er mit seinem Keitelkahn nachts auf hohem Haff vom Unwetter überrascht wurde? Wie oft mögen diese Männer schon die Geschichte von der Stillung des Sturms durchlebt haben?

Ich dachte an meine kleinen Kinder zu Hause. Wer würde sich um sie kümmern, wenn beide Eltern mit einem Schlage fortwaren? Und wievielen würde es so gehen! Was würde geschehen, wenn jetzt die Maschine aussetzte? Das Schiff besaß keinen Anker. Ein getriebenes Schiff war führerlos. Wenn es mit der ganzen Breitseite gegen Sturm

und Wellen käme, mußte es kentern. Nur nicht daran denken.

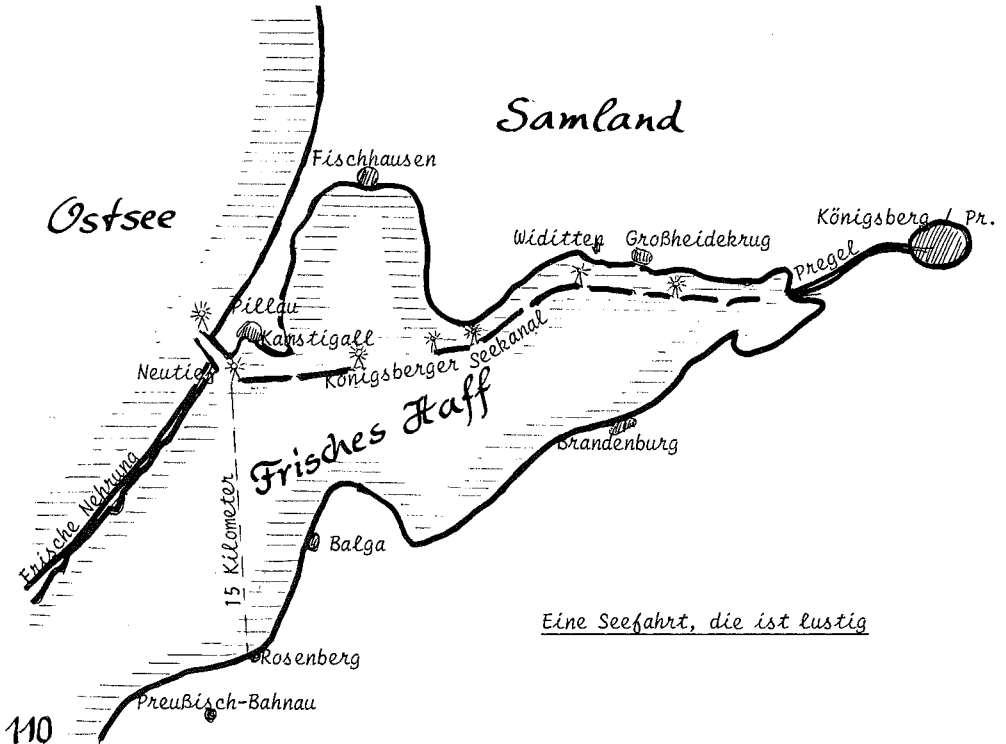
Die Frauen mußten sich übergeben. Eine legte sich mir übers linke Knie und opferte dem Haff, die zweite machte es rechts nach. Die gegenüber konnte auch nicht mehr an sich halten. Der Maschinist kam auf Holzpantoffeln vorüber. Meine Frau sah ihn aus trüben Augen an und fragte besorgt: "Müssen Sie auch?" Dann würde ja der wichtigste Mann neben dem Kapitän ausfallen! - Er blieb einen Augenblick stehen, schaute mit vorwurfsvollem Blick auf den Boden, dann auf die Frauen und besonders auf mich und antwortete: "Was ich will? Stiefel will ich mir anziehen; denn hier kann man sich ja die Schlorren vollschöpfen!" - Ich war trotz aller Not betroffen, daß er mir alles zutraute, was zwischen meinen Füßen an Deck lag, wo ich mich so beherrscht hatte.



Auch diese Stunden gingen vorüber. Die Mägen waren geleert, die über das Deck flutenden Wellen nahmen alles mit fort und machten die Bretter blank. Der Dampfer war in den Seekanal eingebogen, wo die Fahrinne durch den Damm geschützt war. Mit Erleichterung nahmen wir wahr, daß das Schiff aufhörte zu taumeln. Die Geister wurden wieder lebendig. Um 11 Uhr nachts legte der Dampfer in Großheidekrug an.

Frau Siedler stellte sich an die Treppe und ermahnte jeden, ein Dankopfer für die Rettung aus Seenot zu spenden. Es kamen etwa 800 Mark zusammen, die für den Kirchenbau in Großheidekrug gestiftet wurden. Die Frau des Kapitäns meinte, sie wäre nun 20 Jahre mit ihrem Mann zu Schiff gefahren, aber solch eine schlimme Fahrt hätten sie noch nie erlebt. Auch der Kapitän sagte dies im Vertrauen, doch öffentlich machte er Witze darüber. Nachbar Sonnenberg meinte auf der Heimfahrt: "Lieber gebe ich 100 Mark für eine Autofahrt aus, als daß ich noch einmal mit dem Schiff mitfahre!"

Wenn sich Teilnehmer jetzt nach Jahrzehnten treffen, kommt todsicher irgendwann die Frage: "Wissen Sie noch, damals auf dem Haff..."
Ja, eine Seefahrt, die ist lustig... aber manchmal erst hinterher.



Bernstein

Oft hatten wir von dem Stein gesprochen, der im Wasser schwebt, und der brennt. Die Kinder hatten kleine Stückchen angesteckt und waren durch den Duft des brennenden Harzes an den Weihnachtsbaum erinnert worden. Ich hatte ihnen von der Entstehung des Bernsteins vor Jahr-Millionen im tropischen Urwald erzählt, vom Harz der Bernsteinfichten. Auf den drei Bernsteinstraßen nach Aquileja und Marseille brachten die Händler das braune Gold zu den Römern, wo es zu Schmuck für den Kaiser und für reiche Frauen verarbeitet wurde.

Die heidnischen Priester der Pruzzen sicherten sich den Hauptertrag, indem sie verboten, den heiligen Wald Romowe zu betreten, der sich an der Samlandküste entlangzog, wie auch der Ritterorden durch die Strandreiter die Bernstein diebe fangen und erhängen ließ.

In neuerer Zeit versuchten die Kaufleute Stantien und Becker aus Königsberg erst in Schwarzort auf der Kurischen Nehrung, dann aber bei Palmnicken Bernstein bergmännisch und durch Baggern zu gewinnen. Der preußische Staat kaufte um die Jahrhundertwende das Werk auf und verwaltete es durch die preußische Bergwerks-AG. Nun wünschten natürlich die Kinder dieses Werk zu sehen, das in der ganzen Welt einzigartig war und gar nicht weit von Widitten täglich zentnerweise Bernstein heraufschaffte aus dem blauen Ton.

Um 4 Uhr morgens fuhren einige Bauernwagen die Kinder zur Bahn. Das war eine herrliche Fahrt durch den sommerlichen Hochwald. Die Waldvögel zwitscherten, und die Gabelweißen schwebten hoch in der Luft. Die Reise mit der Bahn war wieder ein besonderes Erlebnis.

Endlich standen wir an der großen Grube, wo unten die Bagger kreischten, und die Züge fuhren. Deutlich waren die verschiedenen Erdschichten, oben der Humus, darunter der gelbe Lehm und ganz unten die "Blaue Erde" zu erkennen. Einige Bagger räumten die Deckschicht fort, andere holten die bernsteinhaltige Erde herauf und ließen sie in die Waggons fallen. Wenn eine Reihe Waggons voll war, wurde sie von einer Lokomotive zur Pendelbahn geschoben, Pendelbahn nannten die Kinder die schiefe Ebene, auf der eine Anzahl volle Wagen hinaufgezogen wurde, während nebenan leere Wagen hinunter liefen und mit ihrem Gewicht die beladenen hinaufziehen halfen. Ein Halteseil verband beide Seiten und lief oben um ein waagrechtes Rad. Stundenlang saßen wir am Rande des Tagebaus und beobachteten das wechselvolle Spiel der Maschinen und staunten über die Mühe, die man sich machte, um den Stein zu gewinnen.

Dann gingen wir dorthin wo die Wagen auf die gewaltigen Roste ausgekippt wurden. Wasserstrahlen spülten den Ton in die Tiefe, und nur Steine und Steinchen blieben zurück. Einige Leute lasen die größten Bernsteinstücke vom Rost, Stücke wie Fäuste, ja, wie kleine Kinderköpfe. Das war zum Staunen und Wundern. Am laufenden Band in der Halle lasen flinke Hände Stücke vom Bande.

Über den Hof führte man uns zu den Verarbeitungsstätten. Auf dem Hofe lag ein riesiger Haufen kleiner und kleinster Stücke; er reichte bis über die Dächer. Der Führer erklärte, daß diese kleinen Stücke geschmolzen und zu Preßbernstein verarbeitet werden würden. Er zeigte ein solches Stück, groß wie ein Riegel Seife, goldgelb wie Honig und klar wie Glas. Auch Bernsteinlack macht man daraus.

Sehr eindrucksvoll aber waren die Verarbeitung und die fertigen Schmuckstücke. Was für wunderbare Ketten waren da zu sehen, Perlen und Anhänger, Armbänder und Kästchen, Ringe mit eingefaßten Bernsteinstücken, geschliffen und glitzernd wie Edelsteine, oder matt wie gelber Perlenschaum! Alles vom hellen Gelb bis zum warmen Braun. War das eine Pracht!

Ganz seltene Stücke zeigten Einschlüsse von Mücken, Fliegen und anderen kleinen Tierchen, die nun Millionen Jahre in ihrem gläsernen Sarge schlafen.

Im schönen Gutsark von Palmnicken aßen wir das mitgebrachte Brot und ruhten auf dem Rasen aus. Nach der Pause wollten die Kinder an die See. Die Wellen gingen ziemlich hoch. Einige Fischer stakten mit ihren langen Stiefeln im Wasser herum und suchten mit Käschern nach Bernstein. Hier unten stand man ja fast auf der bernsteinhaltigen Schicht. Die hohe Küste erhob sich steil 30 und mehr Meter über dem Strande. Riesige Steine staken in der Wand, und viele waren herausgepurzelt und lagen am Strande und im Wasser herum. Wenn der Sturm wehte, rissen die Wellen immer mehr Land in das Meer. Weiter draußen aber rissen sie den Meeresgrund auf und legten den Bernstein bloß, der dann an den Strand gespült wurde.

Plätschernd und suchend wanderten wir am Strande bis Sorgenau. Manche Kinder hatten Glück und fanden walnußgroße Stücke Bernstein, alle aber hatten die Taschen voll von kleinen Stückchen. Die Mädchen wollten sich daraus Ketten machen, indem sie die Stücke durchbohrten und auf Fäden zogen. Andere stellten sie für Sendungen durch das Jugendrotkreuz an Schulen in allen Erdteilen zur Ver-



Der Tagbau bei Kraxteppellen im Jahre 1920.

fügung; denn nirgends in der Welt gab es den brennenden Stein, nur an der ostpreußischen Samlandküste. Immer wieder erhielt die Schule Dankbriefe für diese kleinen Geschenke.

Am Abend ging es dann von Sorgenau aus mit dem Zuge nach Powayen. Auf dem Bahnhof warteten schon die hilfsbereiten Bauern mit ihren Leiterwagen, Köcks, Wenks und Bobeths.

Die Sucht

Es gab Leute in Widitten, die schon 50 Jahre alt waren und noch nie das Meer gesehen hatten, das doch nur 16 km entfernt war. Ihr Leben ging hin zwischen Mühen und Arbeit, und sonntags waren sie froh, wenn sie sich einmal ordentlich ausschlafen konnten. Mußten sie einmal zur Stadt, so nahmen sie den Dampfer nach Königsberg. Die Fahrt war billiger als die Bahnfahrt und die Station Großheidekrug nur halb so weit wie Powayen. So gab es auch Leute, die noch nie eine Eisenbahn gesehen hatten, höchstens hatten sie bei günstigem Wind den Zug pfeifen hören.

Deshalb wählte ich mit den Kindern oft den Bahnweg und dachte: "Wer weiß, ob sie später noch einmal dazu kommen." Wenn es dann hieß: "Es geht an die Ostsee", war der Jubel immer groß. Die sieben Kilometer zum Bahnhof gingen die Kinder gern. Der Weg führte über Elenskrug durch den schönen Nadelwald, und wenn sie an der Schneidemühle aus dem Wald kamen, dann sahen sie auch schon dicht vor sich den Bahnhof.

Die Fahrt bis Fischhausen war für Kinder nicht teuer, und von da bis Tenkitten waren es nur noch drei Kilometer. In einer kleinen Schlucht, die früher ein Flußlauf gewesen war, wanderten wir am Adalbertskreuz und an der Station zur Rettung Schiffbrüchiger vorbei ans Meer. Wie überwältigend wirkte der blaue Wasserberg beim ersten Anblick! Die Schiffe in der Ferne schienen auf einer Höhe entlangzufahren. Hier wurde die Rundung der Erdoberfläche klar und verständlich, was Jesus zu den Jüngern am See Genezareth sagt: "Fahret auf die Höhe und werfet eure Netze aus!"

Bevor die Kinder aber ins Wasser gehen wollten, machten wir erst die "Schwimmprobe". Wir nahmen ein Stück Holz und warfen es zwischen zwei Bühnen ins Wasser. Das Stück schwamm eigenartigerweise am Ufer entlang, bis es an die eine Bühne kam. Dann trudelte es an der

Bühne entlang, wurde immer schneller bis es draußen in der See verschwand. Diese gefährliche Erscheinung nannten die Leute die "Sucht".

Wir gingen dann auf der anderen Seite des Steindammes baden, und ich verbot streng, auf der Seite zu baden, wo das Holz fortgeschwommen war.

Eine Lehrerin aus Berlin badete mit ihrer Mädchenklasse an einem stillen Tage in der See. Sie ahnte nichts Schlimmes und gab nicht besonders acht, bis sie die ersten Hilferufe hörte. Mehr als ein Dutzend ihrer Kinder wurde in die See hinausgetragen und kam nie wieder. Einige sind bei Nidden an Land gespült worden.

Natürlich wollten die Kinder auch wissen, wie die Sucht zustande kam. Im Sand des Strandes zeichneten wir uns dann die drei Sandbänke auf mit den Bühnen, zwischen denen sich das Wasser staut, wenn der Wind landeinwärts weht. Wenn der Stau groß genug ist, fließt das Wasser an der Seite ab, wo der Wind den größten Stau erzeugt hat. Die obere Wellenbewegung verdeckt die Strömung in die See. Ein Stück Holz jedoch zeigt an, wohin die Strömung führt.

Wenn ein Schwimmer in einen solchen Strom gerät, muß er nicht ertrinken. Er muß nur versuchen, von der Bühne, der er am nächsten ist, seitlich wegzukommen, also quer zum Wind zu schwimmen. Wenn er versuchen wollte, gegen die Strömung an Land zu schwimmen, würde er nicht vorankommen und schließlich ermüden.

Dort wo keine Bühnen sind, ist das Baden eher noch gefährlicher. Das Wasser staut sich in jedem Fall an der Küste und muß irgendwo wieder zur See zurück. Da sucht es sich dann Stellen, wo es den geringsten Widerstand hat. Das mag sich nach dem Untergrund richten oder nach einer vorspringenden Landzunge, die das Wasser auffängt, und in deren kleiner Bucht sich das Wasser staut. Die Küste verläuft ja auch nicht gerade, sondern in kleinen Bögen. Das Wasser hat aber solch eine Kraft, daß es ganze Sandbänke aufreißen kann.

Das ist schon seit Jahrhunderten bekannt. Ein Haff beispielsweise hat eine Verbindung zum Meer, die man "Tief" nennt, das Pillauer und das Memeler Tief. Aber am Frischen Haff ist das Tief nicht immer bei Pillau gewesen. In einigen Jahren schwemmt so ein Tief auch zu. Wenn dann nicht genug Wasser zu- oder abfließen kann, reißt manchmal eine Sturmnacht ein neues Tief. So sind Tiefs schon gewesen bei Lochstedt, wo die Straße sich auf 50 Meter Länge senkt, dann Balga gegenüber bei Kahlberg und bei Elbing. Heute hält man bei Pillau das Tief offen, weil neue Schiffahrtswege oder neue

Häfen teuer sein würden.

Der Königsberger Seekanal, von der Kaufmannschaft für hunderte von Millionen gebaut, wäre unnützlich, wenn ein neues Tief bei Elbing entstünde, während das Pillauer zugeschwemmt würde. Darum arbeiten dauernd die Bagger daran, die Sandbänke zu beseitigen. Bei Pillau südlich vom Tief an der Haffseite liegt solch eine, von den Schiffen "Lausangel" genannt, ein Schimpfname für unnütze Jungen. Wer mit seinem Schiff auf der Lausangel landet, sitzt fest.

Mit der Zeit lernten die Schulkinder fast alle Ostseebäder der Samlandküste kennen. In Pillau beeindruckte der Hafen mit den Schiffen. Bei Sturm wanderten wir einmal die Nordermole entlang zum Leuchtturm und bekamen Achtung vor der Gewalt der anrollenden Wellenberge, die große Steine bewegten und einen Donner erzeugten wie ein Gewitter. - Bei Neuhäuser sahen wir uns die Strandbatterien mit den Kanonen an. - Von Sorgenau wanderten wir fast bis Brusterort. Einmal waren wir drei Tage in Rantau, wo wir in der Schule auf Stroh übernachteten und dem freundlichen Lehrerpaaar und den Dorfbewohnern am Abend zum Dank Kasperlespiel vorspielten. - Rauschen wurde bewundert, und bis Warnicken erstreckten sich die Wanderungen an der See entlang. - Am versandeten Lochstedter Tief besahen wir die Ordensburg, in der der Hochmeister Heinrich von Plauen, der tapfere Retter der Marienburg, in Armut seinen Lebensabend zubringen mußte. Wir bewunderten die großen Ziegel, die der Pfleger der Burg, Herr Sommer, selbst herstellte und brannte, um die verfallene Burg genau so wieder aufbauen zu können, wie sie gewesen war. Was waren das alles für gewaltige Eindrücke!

Am schönsten aber war es immer wieder im Wasser der Ostsee, das so durchsichtig wie Kristall war und so erfrischte. Bei hohen Wellen bildeten wir eine Kette und sprangen auf Kommando gleichzeitig hoch, wenn sie anrollten. Stundenlang hatten die Kinder ihre Spiele und sonstigen Beschäftigungen wie das Sammeln von Blasentang und Bernsteinstückchen.

Oft mußten wir uns aber mit dem Haff begnügen. Durch die Zelloseabwässer von Königsberg war das Wasser aber verdorben, sah schwarz aus und stank oft. Die Fische starben. - Zum Baden fuhren wir zum Damm. Aber dort mußte man 50 Meter ins Wasser gehen, ehe man schwimmen konnte, so flach war das Haff. - Nichts aber war so schön wie die See - trotz der Sucht.

Aus dem Tierbuch von Widitten

*Ich bin die Mutter Sonne und trage
die Erde bei Nacht, die Erde bei Tage,
ich halte sie fest und strahle sie an,
daß alles auf ihr wachsen kann.
Stein und Blume, Mensch und Tier,
alles erhält sein Licht von mir.
Tu auf dein Herz wie ein Becherlein,
denn ich will leuchten auch dort hinein,
tu auf dein Herzlein, liebes Kind,
daß wir ein Licht zusammen sind.*

Morgenstern.

I N H A L T

Elche stehn und lauschen in die Ewigkeit	118
Ein Elch lag auf dem Pfade	120
Der Preillbock	121
Magda lernt klettern	123
Gepfählt	124
Wie der Elch starb	127
Der Lebensvogel	132
Stargezwitscher	135
Das häßliche junge Entlein	137

Elche stehn und lauschen in die Ewigkeit

Das Tierbuch der Schule Widitten war das Gegenstück zum Pflanzenbuch. Ihre Entstehung verdanken beide der Beschäftigung mit dem internationalen Schulbriefwechsel des Jugendrotkreuzes. Durch Alben und andere Sendungen ausländischer, besonders Schulen tropischer Erdteile, lernten die Kinder Pflanzen und Tiere fremder Länder kennen.

Interessanter waren die Tiersammlungen. Durch einen Präparator in Königsberg wurden gefundene tote oder verunglückte Tiere lebensähnlich ausgestopft. Abgeschossene Tiere nahmen wir nicht an, um nicht dazu anzuregen. Eine indische Schule sandte Federn von Papageien und Pfauen, eine australische vom Emu und andere.

Kurze Zeit kamen auch verschiedene Eierarten zusammen, aber das verbot ich, weil ich das Plündern der Nester fürchtete. Aber Schlangen- und Eidechseneier, aus denen die Jungen ausgekrochen waren, fanden sich reichlich und wurden als kuriose Beigabe den Schulbrief-Alben beigelegt. Vor einer Fellsammlung sträubte sich das Mitleid mit den getöteten Tieren. Die Schule war ja im Tierschutzverein und bezog jedes Jahr die schönen Tierschutzkalender. Dafür legte die Klasse ein Tierbuch an, in welches alle Merkwürdigkeiten der Tierwelt Widittens hineinkam, auch Erlebnisse und Fotos.

Jedes Jahr wurde das Buch durchgelesen und ergänzt, und die Bilder wurden mit dem Episkop betrachtet. Leider sind alle diese Sammlungen verloren gegangen. Vor allem beschäftigten sich die Kinder mit "ihren" Elchen.

Seit wann es Elche in Widitten gegeben hat, wissen wir nicht. Als die Nibelungensage entstand, gab es überall in Deutschland und Nordeuropa reichlich Elche. Der Held Siegfried wurde im Odenwald auf der Jagd auf einen "grimmen Schelch" von Hagen erschlagen. Die Elche müssen damals größer und stärker gewesen sein. In Balga - von Widitten aus jenseits des Haffs - hat man in der Erde einen Elchschädel mit einem Schaufelgeweih von 2,5 Meter Spannweite gefunden.

Der Elch kann in der Pregelniederung entlanggewandert sein. Die Fischer aber erzählen folgende Geschichte: Einst sahen zwei Fischer auf dem Haff einen Baumast treiben und fuhren darauf zu. Von nah

erkannten sie, daß es die Schaufel eines schwimmenden Elches war. Sie warfen ihm einen langen Strick über die Schaufeln, um ihn zu fangen. Er ruderte unermüdlich auf den Peyser Haken zu und zog den Kahn hinter sich her. Als er endlich Grund unter den Füßen fühlte, raste er das Ufer hinan, daß der Kahn rauschte und plötzlich auf Grund geriet. Es gab einen gewaltigen Ruck und das Seil riß. Beide Männer purzelten in das Wasser, aber der Elch verschwand in den Büschen des Waldes.

Elche können sehr gut schwimmen. Als die Pest 1709 durch die Tartaren in Ostpreußen eingeschleppt worden ist, soll sie durch Elche auch nach Nidden gebracht worden sein. So sagt Agnes Miegel:

*Doch die Pest ist des Nachts gekommen,
mit den Elchen über das Haff geschwommen.*

Man zählt die Elche zu den aussterbenden Tieren. Früher hieß die heutige Kobbelduder Forst Widitter Wald, weil der Oberförster damals in Widitten wohnte. Schon der deutsche Ritterorden setzte hier einen Hegemeister ein. Der hegte vor allem das Wild, das es hier reichlich gab, und für die Tafel hoher Herrschaften abgeschossen wurde. Elche waren damals reichlich vorhanden, sonst hätte der alte Krug, der im Jahre 1665 eröffnet wurde, nicht den Namen "Elenskrug" erhalten.

Als sich im Jahre 1701 am 18. Januar der brandenburgische Kurfürst zum König Friedrich I. in Königsberg krönen ließ, erhielten die Festteilnehmer nicht nur roten und weißen Wein aus einem Springbrunnen, sondern auch Wild als Festbraten, und das stammte aus der Widitter Forst. Da sind an einem Tage mehrere hundert Elche geschossen worden.

Auf einer anderen Jagd unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. wurden im Jahre 1731 noch 56 Elche in der Widitter Gemarkung erlegt. Ein Elch wird bis 11 Zentner schwer, die Schaufeln wiegen bis 30 Pfund.

Damals wurde abgeknallt, was einem vor die Flinte kam. Das große Tier war leicht zu treffen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß 1821 von derselben Oberförsterei an das Amt Königsberg nur noch 6 Elche neben 17 Rehen, 12 Wildschweinen, 414 Paar Raubvogelklauen und einigen Füchsen und Hasen für das ganze Jahr abgeliefert wurden.

Als man merkte, daß der Elch am Aussterben war, verbot die Forstverwaltung jeden Abschuß. So stieg die Zahl wieder und betrug in ganz Ostpreußen im Jahre 1940 etwa 1.300 Elche. Sie lebten in der

Elchniederung (Ibenhorster Forst) auf der Kurischen Nehrung, im Samiand und Pregeltal und im Zehlaubruch.

Nachtrag: Nach dem zweiten Weltkrieg schossen die Russen alle Elche ab. Der letzte ist Stalin zum Geburtstag geschenkt worden. Im Moskauer Museum sollen drei ausgestopfte stehen.

Ein Elch lag auf dem Pfade

Frühmorgens schob Erich vor dem Unterricht ein arg zugerichtetes Fahrrad zur Schmiede. In der Schule erzählte er: "Vater fährt doch jeden Morgen nach Kondehnen an den Kanal zur Arbeit. Jetzt ist es immer noch ziemlich dunkel, wenn er losfährt. Aber der helle Steig im Walde ist schon zu erkennen.

Als er heute um eine scharfe Biegung fuhr, lag ein großer Gegenstand mitten auf dem Wege. Da prallte er dagegen und überschlug sich. Er rappelte sich sofort auf, da stand ein Elch vor ihm, der auch ganz erschrocken aufgesprungen war. Der schnaubte so schrecklich durch die Nase, daß Vater Angst bekam und das Rad zur Abwehr vor sich hochhob. Er dachte, das Tier würde ihn mit den Schaufeln annehmen. Aber es schlug nur mit dem einen Vorderbein und traf das



Rad. Dann ist es in den Wald gesprungen. Vater konnte nicht weiterfahren, weil sich das Rad nicht mehr drehte."

In der großen Pause gingen die Schüler zur nahen Schmiede, um das Rad zu besehen. Der Schmied, Max Sager, machte alles zurecht, was aus Eisen war. Zu Erich aber meinte er: "Du kannst mal deinem Vater sagen, daß ich die Felge nicht mehr richten kann, die ist total verbogen. - Den Schlag hätte ich nicht vors Schienbein haben wollen, der wirkt wie ein Schmiedehammer."

"Schlagen Elche immer mit den Vorderhufen?" fragte ein Schüler. "Gewiß, wenn sie glauben, daß man sie angreifen will. Das mußte dieser Elch wohl annehmen, wenn er einen solchen Puff an den Bauch bekommt, während er vielleicht von grünen Wäldern träumte."

"Ich möchte keinem Elch begegnen", meinte ein Mädchen. Ich entgegnete: "Was willst du aber machen, wenn plötzlich einer vor dir steht?" - "Ist Ihnen das nicht schon einmal auch so gegangen, Herr Lehrer? Das müssen Sie uns erzählen."

Der Prellbock

Ich erzählte:

Einmal fuhr ich in meinem Auto von Königsberg ganz allein nach Hause, hierher nach Widitten. Es war etwas spät geworden. Wenn die Scheinwerfer bei einer Biegung in den Wald stießen, wirkte er wie eine zauberhafte grüne Höhle. Man konnte nicht überblicken, was hinter der Biegung lauerte. Ich kannte aber die Straße und jede Wendung genau, und fühlte mich auch ganz sicher. So träumte ich während der Fahrt von daheim und döste wohl auch ein wenig.

Hinter der letzten Biegung mußten die Lichter von Großheidekrug erscheinen, dann war ich in 5 Minuten zu Hause. Und so fuhr ich mit ziemlicher Geschwindigkeit in die Kurve.

Als der Lichtkegel wieder die Straße erreichte, da - was war das? - Ein Prellbock quer über der Straße. Ein gewaltiger Elch stand im Wege, grell beleuchtet, das Geweih wie Kiefernäste hoch aufragend, durch den Schatten dahinter riesig vergrößert. Wie ein Steinbild stand das Tier da. Ein heißer Schreck durchfuhr mich: "Wenn du darauffährst, bist du verloren, dann überschlägst du dich!"



Währenddessen hatte die rechte Hand das Steuer herumgerissen und der Fuß die Bremse getreten. Beides geschah ruckartig und stark, sodaß der Wagen links herumschleuderte und rechts in den Graben fuhr. Ebenso schnell erfolgte ohne zu Denken die Gegenreaktion, der Fuß ließ die Bremse los, und die linke Hand riß das Steuer nach links. Der Wagen schleuderte umgekehrt und sauste über den linken Grabenrand, dann wieder nach rechts auf den Sommerweg. Aber jetzt hatte ich ihn in der Gewalt, weil er schon stark abgebremst war.

Ich war jetzt etwa 10 Meter an den Elch heran, da machte dieser einen gewaltigen Satz nach vorn und floh im Lichtkegel vor mir her. Hoffentlich ist er schneller als der Wagen! Dann fiel mir plötzlich ein, daß er ja gar nicht anders konnte als vor dem Auto herzulaufen; denn sicher war er geblendet und sah auch neben sich nur schwarze Finsternis. Jetzt stand der Wagen endlich, und ich schaltete das Licht aus. Es war gar nicht so dunkel um mich. Als ich das Standlicht einschaltete, sah ich den Elch rechts in den Wald springen, ziemlich weit vor mir.

Die Kinder hatten gespannt zugehört: Das müssen wir aber auch in unser Buch einschreiben.

Magda lernt klettern

Auf der Ostseite der Waldlichtung von Elenskrug stand in der Nähe des Königsberger Abwässerkanals das Kanalwärterhaus. Die Abwässer dufteten nicht gerade lieblich, aber scheinbar schadete dies der Gesundheit nicht.

Im September gruben Frau und Tochter des Kanalwärters in der Nähe des Häuschens nach Kartoffeln. Von Zeit zu Zeit richtete sich das Mädchen auf, um den schmerzenden Rücken gerade zu biegen. Plötzlich stieß es einen Schrei aus und zeigte auf eine Dickung, aus der ein Teufelskopf mit einem breiten Geweih und blinkenden Augen heraus sah. Beide Frauen ließen alles fallen und liefen dem Hause zu. Der Elch trottede neugierig hinterher. Die fliegenden Röcke reizten ihn, und er setzte sich in schaukelnden Trab.

Magda sah ihn näher kommen und griff in ihrer Angst in das Geäst eines Baumes. Mit einem Aufschwung, der ihr besser glückte als in der Turnstunde, saß sie darauf und kletterte dann in den Wipfel.



Die Mutter war zum Gehöft gelaufen. Es gelang ihr gerade noch, die Zauntür zuzuwerfen, dann fiel sie in Ohnmacht. Der Elch blieb vor der Pforte stehen, beschnupperte Pfosten und Riegel, schaute un-schlüssig hinauf und hinunter und wendete sich zum Walde zurück.

Da sah er das Mädchen oben im Wipfel. Unten am Stamm blieb er stehen, beschnüffelte die Fußspuren und stampfte dann ärgerlich mit dem Vorderfuße auf, als wolle er sagen: "Warum rennen diese komischen Wesen fort, daß man sie nicht einmal beriechen kann?" Dann muffelte er wieder mit der Ramsnase im Grase herum und versetzte dem Baum plötzlich mit der Schaufel einen Stoß, daß Magda erschreckt aufschrie. Das Tier schüttelte unwillig das gewaltige Haupt und äugte nach oben.

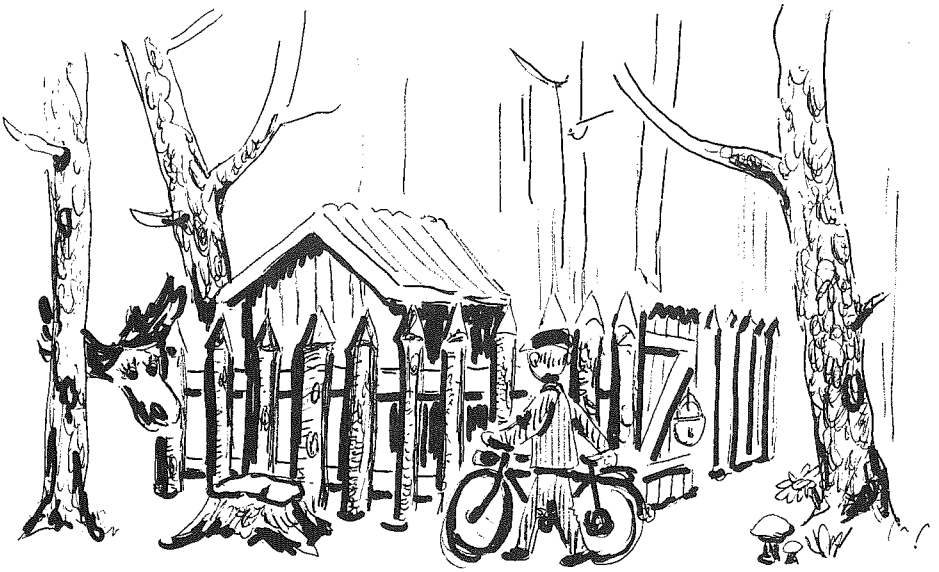
"Wird das Biest nicht bald abziehen?" dachte Magda. Aber der Elch schien viel Zeit zu haben. Da quietschte das Tor, und die Mutter schaute vorsichtig heraus. Als sie sah, daß der Elch weiter weg war, rief sie Magda, wie es ihr gehe. Das Mädchen antwortete: "Wenn dieser schwarze Teufel nicht gerade auf den Baum klettert, kann ich hier bis zum Abend sitzen bleiben." Die Frau griff hinter sich und drohte mit einem Knüppel. Der Elch schien zu verstehen, denn er ging ein paar Schritte zur Seite, kehrte zum Baume zurück, trampelte noch ein paarmal hin und her und trollte schließlich davon.

Die Kinder lachten viel, als Magda das Erlebnis in der Schule schilderte und in das Elchbuch einschrieb. Ich bemerkte: "Wenn Tiere merken, daß jemand vor ihnen Angst hat und wegläuft, laufen sie ihm nach und machen ihm noch mehr Angst. Das macht ihnen Spaß. Im Grunde ist der Elch doch harmlos!" - "Schön harmlos, das habe ich gemerkt", meinte Magda.

Genfählt

Im Dorfe gab es weder einen Gemeindeboten noch einen Ausklingler. Wenn jemand etwas bekannt zu machen hatte, auch der Gemeindevorsteher, so mußte er entweder selbst herumschicken, oder einen Zettel zum Lehrer schicken mit der Bitte, es durch die Kinder zu Hause sagen zu lassen.

Einmal kam während des Unterrichts eine Nachricht vom Förster, daß in der Försterei Elchfleisch für 60 Pfennig zu haben sei. Ich sagte es den Kindern, konnte aber sonst keine Auskunft geben.



Da meldete sich Willi. Dieser Junge sprach ziemlich langsam, trotzdem machte ihm das Erzählen Spaß. Ich hatte das schon gemerkt und rief ihn oft nach vorn, damit er mich vertreten und sich mit den Kindern unterhalten konnte. Dort gab er sich, wie er es mir abgesehen hatte, stellte Fragen, tat überlegen und zögerte den Bericht recht lange hinaus, um recht lange vorne zu bleiben. Willi fing also an: "Ich wohne doch mit dem Haumeister im selben Haus. Wißt ihr das?" - "Ja. Erzähle vom Elchfleisch." - "Das will ich doch gerade. Ich will doch auch Haumeister werden. Das ist ein feiner Posten." - "Das hat doch mit dem Fleisch nichts zu tun!" - "Gerade! Der Haumeister weiß doch, daß ich auch gerne Haumeister werden will." - "Aber Willi", mahnte ich, "das hat doch mit deinem Bericht nichts zu tun!" -

"Doch, Herr Lehrer, denn wenn er sich nicht darüber freute, dann würde er mir doch nicht alles erzählen." - "Na, was hat er denn erzählt?" - "Na, das mit dem Elch. Wenn das nicht passiert wäre, dann gäbe es doch heute kein Elchfleisch." -

"Nun laßt ihn mal weiter erzählen, sonst kommen wir überhaupt nicht vorwärts", riet ich.

"Also rechts von dem Wege nach Kondennen, da geht doch ein kleiner Waldweg ab, wißt ihr, welchen ich meine?" - "Ja, ja, weiter!"

Willi drehte sich gienend zu mir herum, und als ich nickte, fuhr

er fort: "Da ist doch solch alter Hochwald, kennt ihr den?" -
"Aber Willi!" - "Da arbeiten doch jetzt die Waldarbeiter." -
"Aber das gehört doch nicht zum Elch!" - "Doch, grade. Ohne den
Haumeister gäbe es heute kein Elchfleisch. Ihr glaubt es nicht?
Da lohnt es gar nicht, daß ich weitererzähle."

"Willi, wenn du nicht weitererzählst, kriegst du eins hinter
die Löffel", lachte ich.

"Naja, ich will ja, aber wenn sie mir nicht glauben. Also die
Arbeiter brauchen doch Werkzeug: Axt, Säge, Zollstock...Das können
sie doch nicht jeden Abend mit nach Hause nehmen. Also das Werk-
zeug muß doch verwahrt werden, oder nicht? Dann wird es doch ge-
klaut. Also muß man ein Häuschen dafür bauen aus Bohlen, Das wird
zugeschlossen. Und den Schlüssel nimmt der Haumeister mit."

"Ja, weiter!"

"Und weil das noch nicht ganz sicher ist, da hat der Haumeister
noch einen Zaun herumziehen lassen, so zwei Meter hoch, ganz dicht
mit dicken Bohlen, oben spitz zugehauen, daß einer schlecht rüber-
klettern kann. So wie die Farmer vor den Indianern in Amerika.
Also das Häuschen ist so etwa 2 Meter lang und ebenso breit..."
"Und der Zaun ist 20 Meter lang und 20 Meter breit", spottete ein
Junge.

"Da irrst du dich aber gewaltig, mein Lieber. Dann hätte es
kein Elchfleisch gegeben. Jawohl, nicht ein Pfund. Also der Zaun
war nur 4 Meter lang oder höchstens 6." - "Weiter, weiter."

"Elche können gut springen. Der Haumeister hat erzählt, daß
er gesehen hat, wie ein Elch wie nuscht über den Veilchengraben
gesprungen ist. Und der ist doch oben mindestens 7 Meter breit.
Und zwei Meter hoch soll er auch fast ohne Anlauf springen. Elche
sind doch neugierig, haben Sie neulich gesagt, Herr Lehrer. Das war
bestimmt auch solch neugieriger Elch, der gern wissen wollte, was
hinter dem Zaun ist. Er nahm einen kleinen Anlauf und sprang rü-
ber. Da war er drin im Kral. Ich hab das ja nicht gesehen mit dem
Reinspringen, aber ich denk mir das so. Das hat er nun wohl in der
Nacht gemacht, wo er nicht gut sehen konnte. Nun sah der Zaun von
innen so hoch aus, daß er sich nicht zurücktraute. Zuletzt ist er
müde geworden und hat sich schlafen gelegt."

"Woher weißt du denn das?" -

"Na, weil ich das so gemacht hätte. Und weil er von dem Aufre-
gen müde war, schlief er noch am Morgen. Da kam der Haumeister. Er

hat ja die Schlüssel. Die sind an einem Schlüsselring."

"Aber Willi, das ist doch unwesentlich!"

"Doch, das ist sehr wichtig. Wie also der Haumeister an das Häuschen kam, da hat der Elch noch geschlafen. Wenn man einen Schlüssel ins Schlüsselloch reinsteckt, das rasselt doch nicht. Dann hätte der Haumeister aufgeschlossen und den schlafenden Elch gesehen. Da hätte er die Tür aufgesperrt, daß er rauslaufen konnte. Aber nun ist es anders passiert, nur weil die Schlüssel gegen die Bretter schlugen und rasselten, und da ist der Elch aufgewacht von dem Rasseln und hat einen Schreck gekriegt und hat einen Satz aus dem Liegen oder dem Stand nach oben über den Zaun gemacht. Ja, über zwei Meter kann er aus dem Stand springen."

"Er ist also rübergesprungen?"

"Aber nur die vorderste Hälfte. die hintere blieb im Kral."

"Ist er nicht runtergefallen?"

"Nein, er konnte nicht, er war aufgespießt auf eine Planke."

"Das ist ja schrecklich", schrien ein paar Mädchen.

"Ja, es war schrecklich, sagt der Haumeister. Das Tier war so schwer und schlug mit den Beinen gegen die Planken, sodaß es fürchterlich war, zuzusehen. Dadurch sank es immer tiefer auf die Pfähle. Der Haumeister und ein Arbeiter wollten mit Spaten das unglückliche Tier hochheben und runterwälzen, aber es stöhnte dann so furchtbar, daß sie es sein ließen. Der Haumeister schickte sofort zum Förster, und der hat ihm den Fangschuß gegeben. Da war es erlöst."

"Ich kann morgen kein Fleisch davon essen", meinte ein Kind erschütterter, und der Meinung waren viele.

Wie der Elch starb

Es war um die Zeit, in der die neugeborenen Spinnentierchen auf weichen weißen Fäden durch die Luft reisen, um fern von ihrer Mutter eine neue Heimat zu suchen: Altweibersommer. Bei den alten Eichen nahe dem Frischen Haff konnte man jeden Nachmittag sechs bis sieben Elche beobachten, wie sie aus dem Walde traten und ästen. Da standen auf den Feldern so dicke Rüben und saftige Kohlköpfe. Die Bauern schimpften über den Schaden, den die Tiere anrichteten. Aber der Förster beschwichtigte sie, und die Forstverwaltung ersetzte lieber den Schaden als daß sie einen Elch zum Abschluß freigab. Höchstens ein altes Tier wurde in diesem Revier jedes Jahr freigegeben. Die

Elche waren selten, deshalb schützte sie der Staat.

Die Kinder waren stolz auf "ihre" Elche. Sie hätten gern einmal ein solches Tier ganz aus der Nähe gesehen; aber sie trauten sich nicht an diese gewaltigen Recken heran, die so breite Schaufeln auf dem Kopfe trugen. Die Elche waren ebenso scheu. Kaum kam jemand in die Nähe, so äugten sie wohl eine Weile, trollten aber in schaukelndem Trabe davon.

Es war deshalb ein großes Ereignis, als eines Morgens Magda atemlos in die Schulstube stürzte mit dem Ruf: "Bei Elenskrug liegt ein lebendiger Elch auf dem Wege!" Alle Kinder sprangen erregt auf und schrien durcheinander, ich konnte mir nur mit Mühe Gehör verschaffen.

Das Mädchen berichtete: "Die Waldarbeiter haben einen breiten Graben durch den Wald gezogen, da ist der Elch hineingefallen und hat sich ein Bein gebrochen. 8 Männer haben ihn mit Stangen und Seilen herausgezogen."

"Hat er ein großes Schaufelgeweih?" - "Nein, gar keins."

"Dann ist es eine Elchkuh. Die wollt ihr garnicht sehen?" Und ob sie sie sehen wollten. Ich gab nach. Aber sie mußten mir versprechen, daß sie das Tier nicht erschrecken oder ärgern würden. Ich holte meinen Fotoapparat, schloß die Tür und schrieb mit Kreide an die Außenseite: Wir sind im Walde und suchen einen Elch.

Es konnte ja zufällig der Schulrat kommen.

Lebhaft schwatzend und erwartungsvoll wanderte die Kinderschar den breiten Waldweg entlang, kam über den Königsberger Abwässerkanal mit dem tintenschwarzen Wasser und erstieg den Dünenhügel, von dem aus man den weiteren Weg bis zum Dörfchen Elenskrug übersehen konnte. Hinten schimmerte das Wasser des Laukefließes, aber auf dem Wege lag nichts.

"Er ist fort", rief Magda enttäuscht. Dann zeigte sie genau die Stelle, wo das Tier gelegen hatte. Wir fanden noch vertrocknete Schlammbröckchen, sahen den von strampelnden Beinen aufgewühlten Sand, aber vom Elch entdeckten wir nichts. Das war eine arge Enttäuschung.

In der Nähe entdeckten wir einige Waldarbeiter und fragten sie nach dem Elch. Die wunderten sich auch. Sie hatten ihn herausgezogen. Dann hatten sie ihn liegenlassen und zum Oberförster geschickt. Der sollte entscheiden, was mit dem Elch geschehen soll. Aber nun war der ja weg. Ohne fremde Hilfe würde er irgendwo im Walde ver-

den.

Da drängte sich Marga vor und bat: "Können wir ihm nicht helfen? Das muß ihm doch sehr weh tun, das Bein." - "Was willst du denn tun? Der Elch ist doch fort." - "Wir müssen ihn suchen", schlug sie vor, "und dann verbindet der Förster das Bein, daß es wieder heil wird." - "Verbinden", lachte ein großer Junge verächtlich, "totschießen wird er ihn."

Marga schaute erschrocken zu dem Arbeiter herüber, und der beruhigte: "So leicht nicht; denn dazu sind die Elche zu knapp. Und besonders unser Förster Zeisig, der jeden einzelnen kennt, tut das so leicht nicht. Aber wir müssen ihn jetzt benachrichtigen."

Zwei fixe Jungen rannten sofort los zum Forsthaus, das nicht weit davon am Fluß lag. Dann kam der Förster. Auch der staunte, daß das Tier auf drei Beinen davongegangen war. "Der Oberförster war leider nicht zu erreichen. Nun wird es umkommen; denn wir können es nicht suchen. Dazu haben die Männer keine Zeit. Ein einzelner Mensch findet es in der weiten Schonung sowieso nicht."

"Wir wollen alle suchen", schrien die Kinder.

"Gar kein schlechter Gedanke. Wieviel seid ihr denn?" - "Fünfundzwanzig." - "Das läßt sich hören, alle 5 Meter ein Kind, das gibt schon eine ganz schöne Linie."

Der Förster untersuchte den Grund und entdeckte Spuren, die den anderen nicht aufgefallen waren: "Hier, seht her: da in dem Waldstück ist er verschwunden. Wenn ihr ihn nicht ärgert, tut er euch auch nichts. Ihr dürft ihn auch nicht erschrecken. Und wenn ihr ihn wirklich findet, müßt ihr mich sofort rufen. Ich bleibe hier bei den Arbeitern."

Ich teilte die Kinder so ein, daß große und kleine, Mädchen und Jungen abwechselnd gingen, alle 5 Meter ein Kind. So rückten wir in die Kiefernshonung. Die Schonung war etwa 5 Meter hoch, und wenn sie an einer besonders dichten Stelle die Zweige vorsichtig auseinanderbogen, überfiel sie ein Gefühl eines Abenteuers. Aber das erhoffte Wunder blieb aus.

Da ertönten plötzlich vom rechten Flügel laute Rufe: "Eine Schlange!" Daran hatte ich nicht gedacht. Mit großen Sätzen eilte ich zu den gefährdeten Kindern. Als ich zu den aufgeregten Mädchen kam, verschwand die Kreuzotter gerade in einem Mauseloch. Sie hatte sich wohl auf einem Baumstumpf in der Vormittagssonne gewärmt und war unerwartet gestört worden. Da erscholl von der anderen Seite

derselbe Ruf. So sauste ich noch mehrere Male hin und her und ver-
gaß fast den Elch.

Plötzlich standen wir alle im hellen Licht, schnurgerade zog
sich der Abwasserkanal durch den Wald. Und da unten lag der Elch in
der schmutzigen, stinkenden Brühe. Der Schmerz hatte ihn wohl ins
Wasser getrieben, und nun konnte er an den mit Hölzern abgesteiften
Ufern nicht wieder heraus.

Zwei Jungen liefen sofort zurück, um den Förster zu holen. Wir
anderen aber bestaunten den gewaltigen Körper, die große Ramsnase
und die starrenden Augen. Ich machte eine Aufnahme und schob mich
dann so weit vor, bis ich mein Bild wièergespiegelt in den Augen
des Elches sah und fotografierte noch einmal. Da berührte mich hin-
ten eine Kinderhand, und als ich mich umdrehte, stand Marga da und
flüsterte: "Er hat Angst!" Beschämt von dieser Mahnung zog ich mich
mit der Kinderschar etwas zurück.

Dann kam der Förster mit den Arbeitern. Einige stiegen mutig in
das schmutzige Wasser und schoben dem Tier Stangen und Seile unter
dem Körper durch. Mit großer Mühe schleiften sie es die Böschung
hinan. Groß und wuchtig lag es triefend auf dem Waldboden, ein be-
dauernswerter Anblick.

Ein Arbeiter schlug vor, den Elch durch einen Fangschuß von sei-
ner Qual zu erlösen, aber der Förster wollte versuchen, ihn zu ret-
ten. Ein Mann sollte bei dem Tier bleiben und ihm folgen, wenn es
sich irgendwo verkriechen sollte und sofort melden, wenn es ans
Sterben ginge. Wir gingen zur Schule.

Gegen Abend kamen Marga und einige Kinder und baten mich, noch
einmal nach "ihrem" Elch zu sehen. An der Stelle vom Vormittag fan-
den wir den Wächter schnarchend unter einem Baum, neben sich die
leere Schnapsflasche. Nicht weit davon entdeckten wir auch das Tier,
liegend wie schlafend gegen einen Baum gelehnt. Wir gingen behutsam
heran und sahen ihm in die weit offenen Augen, die waren aber schon
gebrochen. Der Elch war tot.

Wie eine kleine Trauergemeinde standen wir um das tote Tier, und
einige hielten unwillkürlich die Hände gefaltet. Nun trat eins nach
dem anderen heran und streichelte das Fell, und plötzlich fing
Marga an zu schluchzen, und andere schluckten auch.

Als wir dann gedankenvoll und wehmütig durch den dichten Wald nach
Hause wanderten, und die Dämmerung über den Wald sank, stimmte eins
leise das Lied an, das sie in der Schule gelernt hatten, und das so



feierlich und doch so innig klingt:

*"Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen,
über weite Felder lichte Wunder gehn ...*

*Und die Meere rauschen den Choral der Zeit.
Elche stehn und lauschen in die Ewigkeit."*

Der Lebensvogel

Beim Vorgänger war die Kinderzahl in Widitten auf 17 Kinder gesunken, seit 1926 stieg sie jährlich. 1928 waren es über 30 Schüler. Jährlich kamen etwa 10 ABC-Schützen zu, während nur ein bis zwei Kinder entlassen wurden. "Wenn das so weitergeht", dachte ich, "sind das in ein paar Jahren 80 Kinder, ein bißchen viel für eine einklassige Landschule." - In Wirklichkeit waren es 1935 schon 83! - Dann müßte eine zweite Lehrkraft kommen, und vielleicht müßte sogar eine neue Schule gebaut werden. - Auch das traf ein, wenn auch erst im Jahre 1938.

Als ich einmal mit den Kindern darüber sprach, weil der Platz knapp wurde - die Bänke reichten nur für 36 Kinder - meinte ein Kind im Scherz: Daran sind die vielen Störche schuld."

Bei der Storchenzählung hatte man festgestellt, daß die Zahl der Störche, die im Kriege 1914/18 sehr abgesunken war, gut anstieg, offensichtlich doch ein klarer Beweis für den Zusammenhang mit der Kinderzahl.

Ich fragte die kleine Frieda: "Bestellst du dir beim Adebar auch ein kleines Brüderchen?" - "Ach nein. Wir haben all genug." - Ich rechnete nach: 1, 2, 3, 4, 5 ... allerdings reichlich.

Sobald aber ein Storch über die Dächer zu den Wiesen zog, sangen die Kinder im Chor: "Storch, Storch bester, bring mir eine Schwester! Storch, Storch, guter, bring mir einen Bruder!"

Es gab Dörfer in Ostpreußen, die 20 und mehr Storchennester besaßen. Auf einem auswärtigen Bauernhof waren 7 Nester auf vier Dächer verteilt. Bei Pr. Eylau hieß ein Dorf "Storchennest".

In Ostpreußen ist der Storch Charaktervogel der Landschaft, vielleicht weil der Tisch für ihn auf den vielen Weiden, Wiesen und Gewässern stets gedeckt ist. Der Vogel ist möglicherweise so beliebt, weil unsere Vorfahren ihn als den Überbringer des Lebens im Frühjahr betrachteten. Sie wußten ja nicht, daß er im Winter in Afrika war. Er verschwand eben mit dem Grün in der Natur und kehrte

wieder, wenn die Natur erwachte. Er brachte also das Leben zurück, daher nannten sie ihn Adebar = Odelbar = Lebensbringer. (Odalrune = Lebensrune.)

Die Kinder wußten das nicht und sangen lieber:

De Oadeboar, de Oadeboar, de hätt e lange Näs,
|: un wenn er öinne Groawe steiht,:|
dann kückt er noa de Wäs.

De Oadeboar, de Oadeboar, hätt rode Strömpkes an,
|: un wenn er oppe Dack spaazere geiht,:|
förts wie e Eddelmann.

De Oadeboar, de Oadeboar, de leggt e grotet Ei,
|: un wenn dat Junge wöll ruter koame,:|
denn hacket er et entzwei.

De Oadeboar, de Oadeboar, de steiht op sinem Nest,
|: un wöll er sick e Varjneege moake,:|
denn klappert er mit sine Freb.

De Oadeboar, de Oadeboar, de hätt e dicke Kopp,
|: un wenn er öinne Frehfoar wedder kömmt,:|
denn bringt er ons ne Popp.

In Widitten gab es wenig Störerne. Ich hätte gern für ein Nest ein Wagenrad auf der Schule angebracht, aber als ich an der Bärwalder Schule den bekalkten Giebel und die Beete dahinter sah, ließ ich es bleiben. Aber wir sprachen oft in der Schule über die Störche und schrieben kleine Aufsätze über sie. Die kleine Annemarie schrieb nur einen Satz:

Der Storch hat einen langen Schnabel und der Schnabel siht gelb aus und zwei lange rote Beine und er siht weiß aus und schwarz aus und er hat zehn Zehn und sie legt Eier im Nest und wenn er gelegt hat, dann brütet sie aus und denn holt sie Futter für sie und dann gibt sie das Futter den kleinen und dann lernt sie flügen und der Storch ist ein Zuch Vogel und im Herbst flügen sie los in Amerika da ist es im Winter heis und hier ist es kahlt und Schnee und dohrt ist es wie im Sommer und da bamelen sie sich ane Schiffen wenn sie flügen weil es so weit ist.

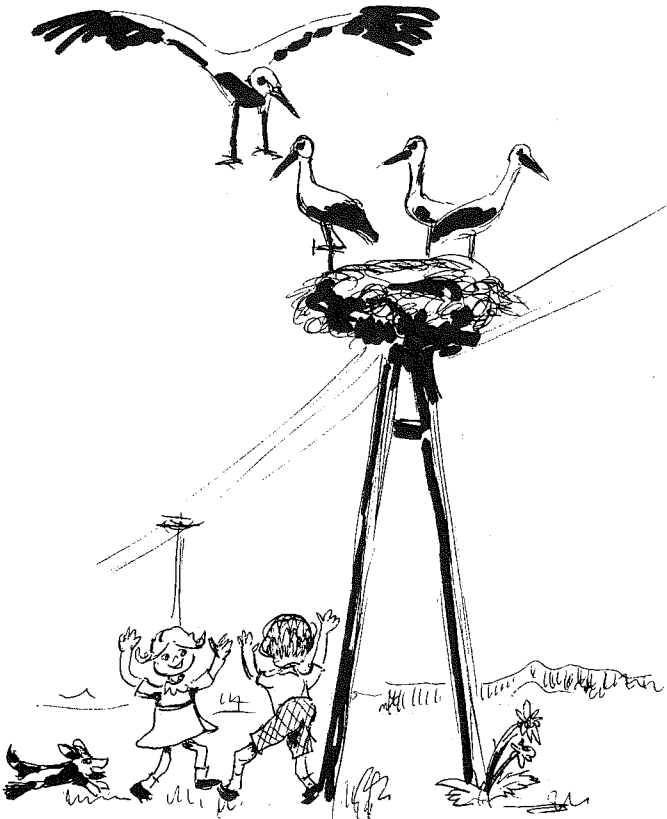
Endlich ein Punkt! Das war doch eine Leistung für das zweite Schuljahr! - Sie wußte noch nicht wo Amerika und Afrika liegen aber doch schon, daß es sehr weit sein mußte; und deshaib ließ sie ihre lieben Störche an den Schiffen baumeln, damit sie ja nicht ertrinken.

Wenn die Störche sich zum Wegziehen auf den Wiesen sammelten,
waren die Kinder traurig und sangen:

Oadeboar von neege Jahr,
wenn ehr warscht wedder koame?
Wenn de Rogge riepe,
wenn de Pogge piepse,
wenn de Däre knarre,
dann danze alle Narre.

Oadeboar von neege Jahr,
wenn ehr warscht wedder koame?
Wenn de Rogge riepe,
wenn de Pogge piepse,
wenn de Däre knarre,
dann gahn wi bim Herr Pfarre.

Dann gehen sie zum Herrn Pfarrer zum "Unterricht", und dann werden sie eingesegnet und kommen aus der Schule. Das war ja wohl das Ziel jedes Dorfkindes, und die Wiederkunft des Storches zeigte, daß man dem Ziele näher kam.



Stargezwitscher

Im Frühling stellten sich als erste die Stare am Haff ein. Sie liebten das Wasser und übernachteten im Schilf. Und wenn sie statt zu singen oft auch nur schmatzten, waren sie als Frühlingsboten doch sehr beliebt.

Im Frühsommer lärmten sie dann zu tausenden im Schilf, besonders an den Abenden, bevor sie schlafen wollten. Oft wurden sie dann von den Kindern mit Geschrei und Geknall aufgescheucht, nur um zu sehen, wie die riesigen Knäuel von tausenden von Vögeln über den Himmel sausten. Scheu waren sie sonst nicht. Zu hunderten spazierten sie auf den Weiden zwischen dem Vieh herum, ohne sich zu fürchten. Dann war es leicht, nachzuweisen, daß Stare nützliche Vögel sind, weil sie dem Vieh das Ungeziefer wegfräßen.

Schwer aber wurde das, wenn die Kirschen reif wurden. Die ostpreußische Bierkirsche gedieh auf dem armen Boden prächtig und war ein Haupthandelsartikel auf dem Markt in Königsberg. So manches Mädchen verdiente sich im Sommer mit Kirschenpflücken die Aussteuer.

Umso ärgerlicher war es, wenn die Stare in den Kirschen Schlachtestefest hielten. Dann ging das Klappern los von morgens bis abends. Manche versuchten es mit Spiegeln, Glühbirnen und Vogelscheuchen, aber die schlaunen Vögel setzten sich den Scheuchen bald auf die Köpfe. Die Fischer zogen Netze über die Bäume, aber das ging bei den großen Bäumen nicht. Die Kinder waren wütend, daß sie aufpassen mußten. Da griffen sie zum Tesching, und ich machte mich lächerlich, wenn ich von der Nützlichkeit des Stares und vom Tierschutz sprach.

Eines Tages brachte ein Kind einen erschossenen Star, der einen Ring um das Bein trug: "Vogelwarte Rossitten, Germany" und dann noch eine Nummer. Nun erzählte ich von Professor Thienemann, der 1901 die Vogelwarte Rossitten auf der Kurischen Nehrung gründete, um den Vogelzug zu erforschen. Zuerst beringte er Krähen, die ihm die "Krajebieter" lieferten, dann Störche, Stare und viele andere Vögel. Jetzt konnte man sich aus den zurückgeschickten Ringen von getöteten Vögeln die Vogelstraße konstruieren. Man wußte nun, daß die Störche im Herbst nicht nach Westen ziehen, sondern, daß die, die östlich der Weser nisten, nach Südosten über Ungarn und Konstantinopel nach Südafrika wandern. Sogar einen Adler, der einen Ring von Rossitten trug, hat man in Afrika gefunden.



*Starzewitscher: „Doch! Der ist von
Rossitten!“*

Zum Ring schrieb ich der Vogelwarte, daß die Dorfbewohner die Stare abschießen um ihre Kirschen zu retten, daß das aber scheinbar auch nicht helfe, weil die Stare am nächsten Tage keine Angst mehr hätten. Die erklärte, der geschossene Star wäre 4 Wochen vor seinem Tode an der Windenburger Ecke, also 100 km nördlich von Widitten, beringt worden. Er sei mit dem Frühsommerzug dann täglich eine Strecke nach Süden gewandert wie alle Stare. So sei es erklärlich, daß die Stare am nächsten Tage keine Angst hätten, weil es eben andere Stare wären.

Das war uns allen neu. Da half nur: Ertragen oder Klappern. Mit der Vogelwarte ist die Schule dann dauernd in Verbindung geblieben.



Das häßliche junge Entlein

Es schadet nichts, in einem Entenhof geboren zu sein,
wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat. (Andersen)

Es war Frühling. Die Stare piffen von den Dächern, und die Glucken führten ihre goldgelben Küken spazieren. Der Wald lag 200 m vom Dorf entfernt und barg allerlei Geheimnisse und viel Wild. Alles wollte leben, Elche, Rehe und Hasen fanden nach der Hungerei des Winters einen reich gedeckten Tisch, und wenn es die junge Saat auf den Feldern war. Die Raubvögel durchstreiften auf der Suche nach Atzung eifrig Wald und Flur.

Eines Tages kam Fritz zur Schule und berichtete erbittert, ein Habicht wäre gestern auf seine Küchlein herabgestoßen und hätte eines geraubt. Das wiederholte sich in den folgenden Tagen. Fritz

schwor Rache. Tagelang suchte er am Rande und im Innern des Waldes, und einmal gelangte er an den Rand eines versteckten Moores. Dort entdeckte er endlich einen Horst in einer weitausladenden mächtigen Kiefer. Aber von Leben war da oben nichts zu erkennen. Auch als er versuchte, mit Steinen die Reisigkugel zu treffen, regte sich nichts. Neugierig entschloß er, das Nest von oben zu mustern.

Mühsam bestieg er den dicken Baum. Endlich aber stand er auf einem Aste ganz nah dem Neste. Es war viel größer, als es von unten ausgesehen hatte und so günstig angelegt, daß man es nicht erklettern konnte, auch nicht übersehen. Mit einem langen Ast stocherte der Junge darin herum, bis er etwas Weiches fühlte. Nun stieß er solange, bis es über den jenseitigen Rand purzelte und sich überschlagend in die Tiefe stürzte.

Befriedigt stieg der Junge hinab und suchte sein Opfer, fand aber nichts. Im Dorf erzählte er seinen Gespielen, daß er ein Habichtnest ausgenommen habe. Mehrere Kinder liefen mit, und Marga fand das Junge, das wie ein großes Wollknäuel aussah. Fritz wollte es erschlagen, doch das Mädchen meinte: "Wir zeigen es unserem Lehrer. Der hat ein Habichtjunges sicher noch nicht gesehen."

Als ich erfuhr, was Fritz angerichtet hatte, schalt ich den Jungen. Dann besah ich das Tier von allen Seiten: "Ein Habichtjunges sollte das sein? Das sollte mich wundern. Es ist doch erst ein paar Tage alt, noch voller Flaum wie ein Gänschen, das eben aus dem Ei gekrochen ist und doch schon beinahe so groß wie ein Huhn. Wer weiß was das für ein seltener Vogel ist."

"Aber er hat doch solch einen krummen Schnabel und solche Krallen wie ein Habicht", wandte Fritz ein.

"Du meinst, alles was einen krummen Schnabel und Krallen besitzt, wäre ein Habicht? Auch Bussarde haben krumme Schnäbel und Eulen und vor allem die Adler. Das Töten überlasse nur den Förster. Der kennt die Raubvögel besser und weiß wo es nötig ist. Er weiß, daß die Raubtiere auch ihren Zweck in der Welt haben."

Als mich die Kinder zweifelnd ansahen, erzählte ich ihnen Andersens Geschichte vom häßlichen jungen Entlein. Da wurde ein Schwanenei von einer Ente ausgebrütet, das Junge wurde dann von allen Enten wegen seiner Häßlichkeit verachtet und gebissen; denn sie hielten es für ein ungeratenes Entlein, bis es sich zu einem Schwan auswuchs und überall bewundert wurde.

Ein vorwitziger Junge aber meinte: "Das sind aber dumme Enten,

die ein Schwanenjunge nicht von einem Entenjunge unterscheiden können."

"Nun, wer weiß, was für ein seltener Vogel euer Habicht wird. "

"Was machen wir denn nun mit unserem Vogel?" fragte jetzt die praktische Marga.

Wir beschlossen, ihn in eine leere Stube zu setzen und zu füttern. In den nächsten Tagen ging eine eifrige Suche los, jeder Stein wurde umgekippt, jeder Brunnentrog untersucht, um genug Würmer zu finden; denn der Appetit des Vogels schien unersättlich. Daneben hatten wir noch unseren Spaß. Gewöhnlich hockte der Vogel dösend in der Ecke und starrte die Wand an als dächte er ans Sterben. Wenn aber ein Kind unvermerkt in der entgegengesetzten Ecke ein Würmchen fallen ließ, dann erhob er sich sofort und stelzte schwerfällig nach dem sich windenden Opfer hin, um es hinunterzuschlucken. "Der Vogel kann ja auch nach hinten sehen!" rief ein Mädchen verwundert. Jetzt wurde klar, warum die Vögel die Augen an der Seite des Kopfes haben. Jeden Tag fanden die Pfleger neue Eigentümlichkeiten an dem Tierchen.

"Das Tier wird uns noch arm fressen", seufzte ich, als der Vogel eines Tages ohne Schaden fast ein halbes Pfund Fleisch aufgefressen hatte. "Wie schafft denn das bloß seine Mutter?" meinte ein Kind, "jetzt verstehe ich, warum die Raubvögel so scharf auf die Keuchel sind."

Mein Sohn fuhr täglich zur Oberschule nach Königsberg. Er sollte den Vogel im Tiergarten abliefern. Nun nahmen die Kinder Abschied. Manchem tat es leid, daß er sich von dem zutraulich gewordenen Tier trennen sollte.

Im Tiergarten wurde der Vogel untersucht, aber man konnte die Art nicht bestimmen.

Nach langer Zeit fuhr die Schule einmal in die Stadt und besuchte auch den Tiergarten. Den Vogel hatten wir inzwischen vergessen. Bei den Affen, Seelöwen, Bären und Elefanten waren die Kinder schon gewesen und kamen ziemlich abgekämpft an einem Käfig vorbei, der doppelt so hoch wie ihre Schulstube zu Hause war. Darin stand ein dürrer Baum, und hoch oben hockte ein großer Vogel reglos auf einem Ast. Über dem starken Hakenschnabel starrten die Augen in die Ferne. Da erschien der Wärter und steckte mit einer Gabel ein Stück Fleisch durch das Gitter. Da neigte sich der Vogel vornüber und glitt lautlos herab. Die Kinder schrien auf vor Verwunderung; denn die Schwingen

waren über 2 m breit.

Der Wärter freute sich über die Verwunderung der Kinder und sagte laut: "Ja, das ist wirklich ein Prachtkerl, den haben wir selbst groß gezogen. Es ist der einzige in seiner Art bei uns in Deutschland. Gar nicht weit von hier, in einer Forst im Samland, da brütete das seltene Paar. Da kommt so ein dummer Bengel, stößt das einzige Junge vom Nest und verjagt dadurch die Alten. Zum Glück wurde das Junge uns gebracht. Der dammlige Bengel hat doch tatsächlich geglaubt, das wäre ein Habicht. Und was ist es?" Und er zeigte auf ein Schild:

K A I S E R A D L E R

Die Kinder hatten längst erkannt, daß das da "ihr Habicht" war und guckten mich verwundert und verlegen an. Wie oft hatte der Wärter seine Witze wohl über den dammligen Jungen gemacht. Und ich schämte mich auch. Als der Wärter keinen Beifall fand, ging er verwundert weiter.

Nachwort: Am 27. und 30. August 1944 wurde Königsberg durch Bomben zerstört. Da kamen auch die meisten Tiere im Zoo um.

Nach dem Kriege meldeten westdeutsche Zeitungen, daß ein Mann verhaftet wurde, der einen zahmen Kaiseradler für Geld zeigte. Er konnte nicht nachweisen, woher er das Tier habe.

Könnte man nicht annehmen, daß da der seltene Vogel wieder auftauchte, den die Widitter an den Königsberger Zoo geliefert haben, und den der Mann vielleicht gefunden und über die letzte verwirrende Kriegszeit nach Westdeutschland gerettet hat? Wir wünschten es wäre so.

Kinder erobern die Eltern

I N H A L T

Ich diene	142
Vergebliche Liebesmüh	143
Die lebende Kette	143
Die alte Waschfrau	146
Guter Rat ist teuer	150
Der erste Preis	152
Ruth, die Ährenleserin	154
Gastspiele	156
Der Funke	158
Reporter	162
Die Verschwörung	164
Kinder kaufen einen Spielplatz	165
Hast du einen Raum, pflanz einen Baum	166
Der Versuchsgarten	168
Winterfreuden	170

Ich diene

Ein schlichtes, rotes Kreuz, es ist das Zeichen
der Nächstenliebe, die durch Taten siegt,
die sich bemüht, den Sinn des zu erreichen,
das in dem hohen Heilandsworte liegt:

I c h d i e n e !

Als jener Mann mit wehem, bangem Mute
einst über Solferinos Schlachtfeld schritt,
als er die Brüder hilflos sah im Blute,
gelobte er, als er mit Schmerzen litt:

I c h d i e n e !

Auch uns enthüllte sich der Schmerz des Lebens.
Wir sind zwar jung, doch sind wir nicht zu klein.
Das rote Kreuz sei Sinnbild unsres Strebens
und jenes Wort soll unser Sinnspruch sein:

I c h d i e n e !

Mit Blüten treten wir zum Krankenbette,
mit Liebe helfen wir dem Mütterlein,
mit Freude eifern wir stets um die Wette,
um unsrer Umwelt Sonnenstrahl zu sein:

I c h d i e n e !

Und scheint auch unsre Mühe oft vergebens
und wird das Helfen manchmal auch zur Pein,
es bleibet dennoch Inhalt unsres Lebens
und soll für immer unser Wahlspruch sein:

I c h d i e n e !

Zur Reichsschulwoche für alkoholfreie
Jugenderziehung Okt. 1932
Willy Hanemann, Widitten

Vergebliche Liebesmüh

Aus einer Ansprache an die Eltern.

Liebe Eltern, ihr klagt über mangelnde Zuneigung und Liebe der Kinder und meint, alle Mühe um sie wäre vergeblich. Habt ihr aber eure Liebe den Kindern immer wieder zu erkennen gegeben? Habt ihr nicht in der Hast der Arbeit oft die Geduld verloren?

Es ist schwer, zu lieben und vertraut zu bleiben ohne Anerkennung. Die Liebe ist wie ein Feuer, aber jedes Feuer muß unterhalten werden. Zuneigung braucht Anerkennung und Dankbarkeit. Jedes Dankeswort ist eine Schaufel Kohle, jedes unterlassene ein Topf Wasser ins Feuer.

Habt ihr für empfangene Liebe gedankt, so habt ihr noch mehr Liebe zu erwarten. Seid ihr gleichgültig gewesen, so erwartet nichts. Man verschenkt nicht gern etwas, wo man nichts wieder bekommt.

Erwartet also nicht von Menschen eine selbstlose Liebe, so werdet ihr nicht enttäuscht.

Gewöhnlich blüht Liebe nur da immerfort weiter, wo sie gepflegt wird. Jede Blüte braucht Regen, sonst verwelkt sie.

Natürlich könnte man zu Kindern genauso sprechen und von ihnen das Mühen um die Liebe verlangen, aber ihre Einsicht ist noch gering. Deshalb kann man von ihnen nur Liebe erwarten, wo sie die Liebe treibt.

Ihr Großen aber sollt nicht nur da lieben, wo ihr dazu getrieben werdet, sondern wo das Lieben schwer fällt. Ihr müßt lieben wollen. Deshalb muß der Anfang bei euch liegen.

Die lebende Kette

Das Jugendrotkreuz fing in Widitten damit an, daß mir ein Bleistift vom Pult fiel.

Ich merkte es scheinbar nicht und suchte auf dem Pult. Ein Junge in der vordersten Bank, einer von meinen Sorgenkindern, zeigte vor das Pult und rief: "Da liegt er doch!" Ich hob ihn auf und legte ihn auf die Tischkante.

Als ich später vor meinem Pult stand und unterrichtete, fiel dem Jungen sein eigener Bleistift herunter, und ehe er sich da-

nach bücken konnte, hatte ich ihn schon aufgehoben und überreichte ihm mit einem Bitteschön. Der Junge wurde krebsrot und lächelte verlegen ein Danke.

Bald darauf rollte zufällig mein Bleistift wieder ziemlich laut über das schräge Pult zur Erde. Der Struwelpeter vorn sprang heraus und reichte ihm mir glückstrahlend. "Quitt!" sagten seine Augen. Ich strich ihm über das borstige Haar und meinte: "Du bist der erste Jugendrotkreuzjunge in der Klasse." Und als die anderen Kinder mich fragend anschauten, "was ist das mit dem Jugendrotkreuz?" - "Weil du so gefällig bist."

Und dann erzählte ich von der Vereinigung von Millionen von Kindern aus aller Welt unter dem Leitspruch "Ich diene!" Das Sinnbild sei das rote Kreuz im weißen Felde. Ich erzählte vom Schweizer Henri Dunant, der in der furchtbaren Schlacht bei Solferino das große Sterben der verlassenen Verwundeten zu verhindern suchte und im Gedenken daran die weltumfassende Vereinigung des Roten Kreuzes gründete. Als ich dann die sichtlich ergriffene Kinderschar fragte, ob sie auch mithelfen wolle, Not zu lindern und den Mitmenschen zu dienen, da sprachen alle ein begeistertes Ja. So wurde die Jugendrotkreuzgruppe Widitten gegründet, die leider die einzige im ganzen Samland blieb.

Als wieder einmal etwas vom Pult fiel, grapschten gleichzeitig drei Jungenhände danach und drei Köpfe prallten zusammen.

Mit kleinen Belehrungen wuchs der Gedanke zum Helfen und Dienen, und den Kindern wurde immer klarer, wie es gemeint war. Als sie einmal hereingerufen wurden, liefen sie achtlos über ein Stück Zeitungspapier, obgleich sie wußten, wie ich einen verunreinigten Schulhof haßte.

Zwei Jungen entdeckten ein Bild auf dem Papier und betrachteten es. Dann rannten sie, um die anderen einzuholen. In der Haustür wartete ich und sah gedankenvoll auf das verlassene Papierstück. Da stockte der eine, rannte zurück, hob die Zeitung auf und warf sie in den Papierkorb. Als es ruhig geworden war, fragte ich: "Bist du nun auch ein rechter Jugendrotkreuzbube?" Er nickte stolz.

"Warum hast du denn das Papier erst nachher aufgehoben, als du schon vorbei warst?"

"Ich sah Sie." Ich lachte. "Wenn du es deshalb tust, weil ich es sehe, ist es noch nicht ganz richtig. Erst wenn du es tust, auch



wenn ich es nicht sehe, weil du es für richtig hältst, ist es ganz richtig, und du wirst ein rechtes Jugendrotkreuzkind."

Auch dieses höchste Verstehen erlebte ich später zu meiner Freude.

Der Nachbar Bobeth, 75 Jahre alt, mußte noch auf seine alten Tage ein Haus bauen. Sein Geld war knapp, die Nachbarn hatten mit sich zu tun, sodaß ihm keiner beim Dachdecken helfen konnte. Mit dem Dachdecker allein konnte er es nicht schaffen. Es kam die herbstliche Regenzeit. Ich hatte mir vorgenommen, einen Nachmittag zu opfern und zu helfen.

Als ich um den Gartenzaun bog, sah ich, daß ich zu spät kam. Das Dach war fast fertig. Die Schulkinder hatten sich auf die Sprossen der Leiter gesetzt und eine Kette gebildet. Der alte Herr reichte unten die Dachziegel zu, und die Kinder reichten sie über den Kopf weiter, mit beiden Händen nach oben.

Ich holte meinen Fotoapparat und wollte heimlich das schöne Bild festhalten. Eine Aufnahme gelang unbemerkt, aber dann sahen mich die Kinder doch.

Als wir fertig waren, erzählte der Nachbar, daß ihm die Kinder schon viele Male aus freien Stücken geholfen hätten. Ich bat manchem unserer Jungen und Mädchen innerlich ab, daß ich sie falsch eingeschätzt hatte. Am meisten aber freute ich mich, daß sie sehen gelernt hatten, wo es an Hilfe fehlte und viel selbständiger geworden waren.

Die alte Waschfrau

*Du siehst geschäftig bei den Linnen
die Alte dort im weißen Haar,
die rüstigste der Wäscherinnen
im sechsundsiebenzigsten Jahr ...*

Ich trug das Gedicht vor, die Kinderschar war sichtlich beeindruckt. "Was ist für euch das Ergreifendste in dieser Schilderung?"

Ein Mädchen sprach zuerst, dann alle: "Das von dem Sterbehemde..." - "Daß ein Mensch so auf den Tod wartet..." - "Ich fürchte mich vor dem Tode."

"Das ist doch unmöglich, daß ein Mensch so leben kann mit dem

ewigen Gedanken an den Tod."

"Ich könnte das nicht!" rief Lotte. "So etwas gibt es auch gar nicht. Das ist ja nur ein Gedicht."

"Diese Frau tut ja so, als wenn der Tod ihr Freund ist."

Was sollte ich darauf antworten?

Zwischen dem Dorfe und dem Fischerviertel liegt unter Fliederbüschen das Armenhaus. Drei Witwen wohnen darin, jede in einem Stübchen, nur die jüngste hat einen Sohn zu Hause, der ihr beim Reinigen der Schulstube hilft.

Abends nach ihrem kärglichen Mahl sitzen die Frauen gewöhnlich auf der Bank auf dem Hofe und schauen über den Seekanal und über das Haff, das sich nach Süden im Horizont verliert. Dann gehen die Gedanken wohl zu denen, die den ewigen Schlaf gefunden haben, drüben, auf dem Friedhof von Großheidekrug.

Aber immer wieder werden sie ins Leben zurückgeholt, sei es durch Schiffe auf dem Seekanal oder das Blinkfeuer, das den Fischern den Weg weist. Es ist schön, an Sommerabenden hier zu sitzen und zu sinnieren. Man bekommt da seltsame Einblicke in die Vergangenheit des Dorfes. Ich glaubte, die Frauen fühlten sich hier verlassen, aber sie fühlten sich mit dem Dorf verbunden; denn das sorgte für sie. Im Herbst fuhren die Bauern Knüppelholz und Strauch für die Kachelöfen heran. Die beiden rüstigeren Frauen knickten tagelang die Zweige, banden sie in Holzwellen zusammen und verstaute sie im Ställchen. Nur die dickeren Äste wurden beiseite gelegt.

Eines Tages, als der Schnee schon die Erde bedeckte, sprach ich zu meiner Kinderschar: "Gestern war ich am Armenhaus und habe gesehen, daß die Knüppel noch unzersägt auf dem Haufen liegen. Müßten wir da nicht helfen? Wir sind doch im Jugendrotkreuz. Da steht unser Wandspruch: "Ich diene!" wer möchte mitmachen?"

Fast alle meldeten sich. Ich suchte die kräftigsten Jungen aus und lud sie für den Nachmittag ein. Ehe die alten Weiblein was merkten, war die Schar schon in vollem Gange. Zwei sägten, während einer rittlings auf dem Aste saß und ihn festhielt. Die Mädchen packten von Zeit zu Zeit das zerkleinerte Holz fort, einige Kinder wärmten sich in der Stube auf. Da kamen die Frauen und staunten über die Heinzelmännchen.

Nach drei Nachmittagen war das Werk geschafft. Am Schluß luden die Frauen zu einer Tasse Kaffee ein. Dabei kam ein lebhaftes Ge-



sprach zustande. Frau Kecker, die älteste, war 90 Jahre alt. Schmal, gebrechlich, aber zufrieden und abgeklärt, erzählte sie ihr Leben:

"...Ich war so glücklich verheiratet, mein Mann war sehr gut zu mir. Aber dann mußte ich ihn früh hergeben, mit 45 Jahren war ich schon Witwe. Am liebsten wäre ich gleich mit gestorben. Um bald mit ihm vereinigt zu werden, ließ ich mir damals meinen Sarg machen. Aber der Tod kam nicht, 45 Jahre warte ich nun schon.

Aber in diesen Jahren bin ich keinem zur Last gefallen. Meine Kinder habe ich versorgt, bis sie selbständig wurden und mir noch im hohen Alter meinen Unterhalt durch Spinnen verdient. Ich spinne auch heute noch, bis mich der Tod erlöst."

Die Kinder hörten erstaunt zu, wie vertraut die Frau vom Tode sprach. Ein Kind fragte sogar: "Wo haben Sie denn Ihren Sarg?"

"Da oben. Wollt ihr ihn sehen?"

Einige nickten, andere zögerten. Sie stiegen eine enge Stiege hinauf. Als ich nach oben kam, hatte die Frau schon eine Decke vom Sarg gezogen und streichelte wie liebkosend das schwarze Holz. Dabei erklärte sie: "Einmal habe ich ihn streichen lassen, daß ihn die Käfer nicht zerfressen." Dann schob sie den Deckel beiseite. Die Kinder traten erschrocken zurück. Die Frau aber griff lächelnd in den Sarg und hob einen kleinen Beutel vom Boden auf: "Hier ist das Geld für mein Begräbnis. Man soll doch nicht sagen, die alte Frau Kecker wäre im Tode andern Leuten zur Last gefallen. Hier ist die Tüte mit Bohnenkaffee für die Gäste, und hier ist noch ein Säckchen mit Weizenmehl und die Zutaten zum Kuchen..." Sie lächelte noch immer, und ein bißchen Stolz klang auch mit hinein. Dann aber fiel ein Schatten über ihr Gesicht und sie wischte sich über die Augen. "Jedes Jahr, am Todestage meines Mannes, verbrauche ich diese Dinge und feiere damit das Andenken. Dann erneuere ich alles wieder."

Still stiegen alle wieder hinunter. Auf dem Heimweg sagte Lotte: "Es war gar nicht zum Angstkriegen. Es war wohl so wie bei der alten Waschfrau, so selbstverständlich."

Ich fügte hinzu: "Diese alte Frau hat uns etwas über das Sterben gelehrt, was man gar nicht aussprechen kann. Aber nun werdet ihr verstehen, was der Dichter am Schluß seines Gedichtes sagt:

*Und ich, an meinem Abend wollte,
ich hätte, diesem Weibe gleich,
erfüllt, was ich erfüllen sollte
in meinen Grenzen und Bereich.*

*Ich wollt, ich hätte so gewußt
am Kelch des Lebens mich zu laben,
und könnt am Ende gleiche Lust
an meinem Sterbehemde haben.*

Noch drei Jahre hat Frau Kecker so gelebt, dann ist sie zu Grabe getragen worden, nach dem sie sich fast ein halbes Jahrhundert gesehnt hatte. Heute ist ihr Grab verfallen, denn auch die andern Frauen, die es pflegten, sind nicht mehr. Und wenn sie noch lebten, dann könnten sie es nicht mehr, weil die Heimat im Osten verloren gegangen ist.

Auch viele von denen, die damals über die Frau staunten, sind ihr gefolgt, wie die lebendige Lotte. Sie ist nach dem Einmarsch der Russen mit ihren vier kleinen Kindern verhungert.

Guter Rat ist teuer

Der Spielplatz neben der Schule in Widitten war so klein, daß man darauf nur schlecht spielen konnte. Am liebsten spielten die Kinder Schlagball. Dann stellten sich die Schläger bei der Scheune auf und liefen nach dem Schlag zu dem kaum 30 Meter entfernten Mal. Wenn ihnen aber der Ball nachgeworfen wurde, um sie zu treffen, dann flog der meist über den niedrigen Drahtzaun hinweg auf die Landstraße. Die Schlägerpartei mußte also jenseits des Zaunes noch einige Mitkämpfer aufstellen, die den weggerollten Ball so schnell wie möglich über den Zaun wieder zurückwarfen. So wurde selten ein Kind abgeworfen, und manche Partei war tagelang am Schlag.

Für diesen Platz zahlte die Gemeinde seit 40 Jahren jährlich 10 Mark Pacht. Mit Zinseszins war er schon weit überbezahlt.

Weil die Straßenseite des Platzes so kahl aussah, pflanzten die Kinder ein paar Kirschbäume und stellten eine Bank auf. Da wurde die neue Reichsstraße gebaut. Jetzt konnte jeden Augenblick um die unübersichtliche, durch ein Wäldchen verdeckte Krümmung ein Auto den Asphalt entlang flitzen. So wurde das Ballspielen streng verboten.

Das war sehr bitter für die lebhaften Landkinder. Aber den Pausenplatz konnte man nicht so einfach ersetzen, es sei denn, man nahm den angrenzenden Acker dazu. Ich verhandelte vergeblich mit dem Nachbarn, dem größten Landwirt im Dorf.

Da starb plötzlich diesem Bauern der junge Hoferbe. Die drei älteren Töchter wollten das schöne Anwesen nicht übernehmen, und da er über 70 Jahre alt war, verlor auch er die Lust zum Weiterwirtschaften. Die KWS, die Königsberger Werke und Straßenbahn, bemühte sich auch sofort um das Grundstück, das sehr gut mit dem Stadtgut Dorotheenhof zusammen bewirtschaftet werden konnte. Kaum war das durchgesickert, saß ich dem Nachbarn auf der Pelle und bearbeitete ihn, der Schule drei Morgen Land neben dem Schulhaus zu verkaufen. Der Nachbar wußte genau, daß die Gemeinde kein Geld hergeben würde. Er war ja selbst im Schulvorstand und hatte bisher stets gegen den Ankauf des kleinen Platzes geredet, so konnte er jetzt nicht gut für den Kauf der drei Morgen stimmen. Deshalb stellte er eine ziemlich hohe Forderung, aber ich ging darauf ein. Er erhöhte die Forderung um 200 Mark, aber ich ließ nicht locker. Da konnte er nicht nein sagen. Ihn lockte auch das Geld für die Sanddüne; denn der bisherige kleine Schulplatz war ja in diesen drei Morgen mit einbegriffen und nur Düne. Als ich das endgültige Versprechen für das Vorkaufsrecht erhalten hatte, fing die Sorge um das Geld an.

Nun ging ein Gesuch an den Landrat, die Regierung zu bitten, den Spielplatz zu kaufen; eine einmalige Gelegenheit, der Schule Widitten mitten im Dorf einen Sportplatz zu schaffen. Ich legte auch die große Armut des Dorfes dar.

Der Landrat aber schrieb, daß er das Gesuch nicht weiterreiche, ehe er nicht den Beweis habe, daß auch die Gemeinde etwas zum Kauf beitrage. Sie sollte wenigstens den guten Willen zeigen und die Hälfte des Kaufpreises, 600 Mark, aufbringen. Ich verhandelte mit den einzelnen Schulvorstandsmitgliedern. Auf der gemeinsamen Sitzung waren alle einig: Die Gemeinde konnte nichts aufbringen.

Ich mußte dem Landrat recht geben, konnte aber auch nichts gegen die Gemeinde tun. "Diese Starrköpfigkeit!" wetterte ich im Geheimen. Vielleicht hätte man den Landrat auch mit einem Drittel oder gar einem Viertel der Kaufsumme überzeugen können. Aber mit nichts war nichts zu machen. Die Kinder hatten auch schon von dem Kauf gehört. Sie fragten, ob sie nun den Platz nicht bekämen. Ich meinte: "Durch die Gemeinde nicht. Es gibt nur einen Weg. Wir selbst kaufen den Platz."-"Wir haben doch kein Geld?" - "Wir könnten etwas verdienen. Übrigens haben wir unsere Reisekasse."-"Dann können wir ja nicht nach der Marienburg!"-"Entweder Marienburg oder Spiel-

platz."

Meine sonst so zahmen Kinder hatten die Starrköpfigkeit ihrer Eltern geerbt. "Nun gerade, nun wollen wir den Platz kaufen, wenn die anderen nicht wollen." Und sie setzten es durch. Wie, wird noch geschildert werden.

Der erste Preis

Die "Deutsche Jugend", die wertvolle Zeitschrift der Jugendrotkreuzbewegung, veröffentlichte ein Preisausschreiben für alle deutschen Schulen: "Was habt ihr in der Woche vom 24. bis 29. Oktober 1932 für den Gedanken der alkoholfreien Erziehung getan." In Widitten nahm man diese Angelegenheit immer sehr ernst. Der Dorfkrug lag der Schule direkt gegenüber, man hatte den schönsten Anschauungsunterricht. Am Freitag vormittag kam das Bierauto von Ponarth, am Nachmittag gab es Lohn. Dann wurde es laut im Wirtshaus. Oft kam es zu Streitereien, und die Betrunkenen fochten Ringkämpfe aus, wobei sie sich die Kleider gegenseitig vom Leibe rissen.

Die Kinder sahen dieses elende Schauspiel, auch was sich zu Hause in den Familien abspielte, und wie die Mütter litten. Oft nahm die verzweifelte Mutter sogar ihre kleinen Kinder mit ins Wirtshaus, um dadurch den Mann nach Hause zu bekommen. Sie unterstützten die Mutter auch, wenn sie mit List versuchte, den Vater nach Hause zu holen, wie jene Frau, die mit ihrem ältesten Jungen die Dachleiter vom Nachbarn holte, vor der Schenke niederlegte und den Mann drinnen bat, ihr wenigstens die schwere Leiter nach Hause tragen zu helfen. Dies konnte der ihr auch vor den Augen der Kumpane nicht abschlagen. Zu Hause aß er dann, schlief gewöhnlich ein und wurde behutsam ins Bett gebracht. Andere Frauen machten es anders.

Immer aber standen die Kinder auf seiten der Mutter, und so war es für mich nicht schwer, die Schüler zum Nachdenken über solche Zustände zu veranlassen. In den Gastwirtschaften der beiden Nachbarorte ging es fast noch schlimmer zu.

Ich veranlaßte die Kinder, Zeitungsmeldungen über Unfälle im Zusammenhang mit Alkohol zu sammeln. Mit der Zeit kam eine gewaltige Menge zusammen.

Seit 1929 bestand an der Schule eine "goldene Buchgruppe". Die Kinder, die in einem Zeitraum keinen Alkohol genossen hatten, erhielten ein schönes Blatt zum Ausmalen, das ins "goldene Buch" geheftet wurde. Als nun das Preisausschreiben erschien, brauchte das umfangreiche Material nur geordnet zu werden:

Die Zeitungsausschnitte wurden geordnet, die Wirtshausverse ebenso.

Bierfilze legte man in einem besonderen Packen zusammen.

In ein Heft kamen Behauptungen für die Rechtfertigung des Alkoholgenusses, z.B. Alkohol wärmt, darunter Zeitungsausschnitte, die das Gegenteil bewiesen.

Zeichnungen und Plakate wurden angefertigt.

Ein Kasperlespiel entstand. Ein Arbeiter sollte Holz schneiden, betrank sich und geriet unter die Kreissäge, so daß der Kopf abgeschnitten wurde. Kasper klebte den Kopf als Arzt wieder an, der Arbeiter wurde abstinent.

Aufsätze wurden illustriert und in eine Mappe gebunden.

Alles, was in dieser Woche geschaffen wurde, ging an das Rote Kreuz. Die Kinder hatten wenig Hoffnung auf einen Preis, weil sich ja Schulen aus ganz Deutschland beteiligen durften, und das war damals größer als heute.

Im Dezember 1932 erhielt ich dann folgenden Brief: Zu unserem Preisausschreiben für die Alkoholwoche wollen wir Ihnen heute nur ganz kurz mitteilen, daß Ihnen der

1. Preis in Höhe von 30 Mark

zugesprochen worden ist. ...ihre Einsendung ist ganz außerordentlich gut und erfreuend...

Mit unseren besten Glückwünschen, Jugendrotkreuz, Hartmann.

Das war eine Überraschung!

In der Zeitschrift "Deutsche Jugend" erschien darauf die Notiz:

Unser Wettbewerb zur Reichsschulwoche für alkoholfreie Jugenderziehung.

Eine große Anzahl vorzüglicher Arbeiten ist zu unserem Preisausschreiben eingesandt worden. Die Preise wurden vor Weihnachten folgenden Schulen zugestellt:

1. Preis (30M) Schule W i d i t t e n, Kr. Fischhausen, Ostpr.
2. Preis (20M) Schule P e r l e b e r g /Mark.
3. Preis (10M) 20. Volksschule Berlin.

Als ich den Kindern nun mitteilte, daß wir den ersten Preis bekommen hätten, da wollten sie es nicht glauben. Ein Mädchen mußte den Brief vorlesen. Da schwieg die kleine Gesellschaft in ehrfürchtigem Staunen vor der eigenen Leistung. Dann fragte ein Kind zweifelnd: "Herr Lehrer, galt das wirklich für ganz Deutschland?" Es schien unbegreiflich, daß diese kleine Schule nun mal so berühmt - wie sie es nannten - werden sollte. Das größte Mädchen meinte: "Na, sie werden in Berlin gewußt haben, daß wir so eine arme Schule sind." Ich war gerührt von soviel Bescheidenheit.

Im Januar 1934 erhielt die Schule Nachricht, daß die Arbeiten im Institut für Völkerpädagogik in Mainz ausgestellt werden würden: "Eine ostpreußische Dorfschule im Kampf gegen den Alkohol."

Das Geld wurde später mit zum Kauf eines Spielplatzes verwendet, den sich die Kinder durch ihre Arbeiten eroberten. Viel wichtiger aber war: Durch den Erfolg wurden die Kinder selbstsicherer und erfolgreicher. Durch diese und spätere Arbeiten eroberten sich die Kinder dieser kleinen Dorfschule die Anerkennung der Welt und damit die Welt selbst.

Ruth, die Ährenleserin

Erntezeit, die ersten Stiegen standen schon auf dem Felde, die Ferien sollten beginnen. Die Kinder konnten sie kaum erwarten. Zum Abschied erzählte ich ihnen die Geschichte von Ruth, die mit ihrer Schwiegermutter in das Land Judäa zog, fort von ihrer Heimat, weil sie ihre Mutter nicht verlassen wollte. "Wo du hingehst, da will ich auch hingehen..."

Der kleinen Ruth ging die Geschichte anscheinend besonders ans Herz. Sie schaltete plötzlich um auf eine Sache, die den Kindern sehr nahe lag: "Könnten wir nicht auch Ähren lesen und einen Spielplatz dafür kaufen?" Alle waren sofort dafür und malten sich gleich goldene Berge aus. Nun wurde beschlossen, daß möglichst alle Kinder an den Nachmittagen auf die Felder gehen sollten, solange die Ernte dauern würde.

Am gleichen Tage holte ich die Erlaubnis zum Betreten der Felder und führte etwa 50 Kinder zum Fischerviertel, wo ein Feld schon abgeerntet war. Hier ging es Schritt für Schritt vorwärts. Der Wettkampf um die meisten Ähren flaute aber schon bald ab, es



bildeten sich kleine Gruppen, die sich erzählend über das Feld bewegten. Jeder sammelte die Ähren, bis er einen Strauß hatte, schnitt dann die Halme kurz ab und warf die Ähren in einen Sack.

Die Kinder merkten bald, daß das Ährenlesen etwas mühsamer war als vor 3000 Jahren. Damals wurde nicht nachgeharkt, und man durfte zwischen den Garben sammeln. Hier aber hatten die Hungerharken doch fast jeden Halm mitgenommen. Es waren auch keine dicken Weizenähren, sondern ziemlich dünne von Roggen, weil auf dem dürftigen Sandboden eben nur Roggen wuchs. Trotzdem blieben die Kinder ihrem Vorsatz treu. Die vollen Säcke mehrten sich täglich, und als der Nachbar Wenk endlich drosch, jagte er die Säcke durch die Maschine. Für die Körner erhielt die Schulgemeinde 85 Mark, kein Reichtum, aber doch ein schöner Beitrag für den Spielplatz.

Gastspiele

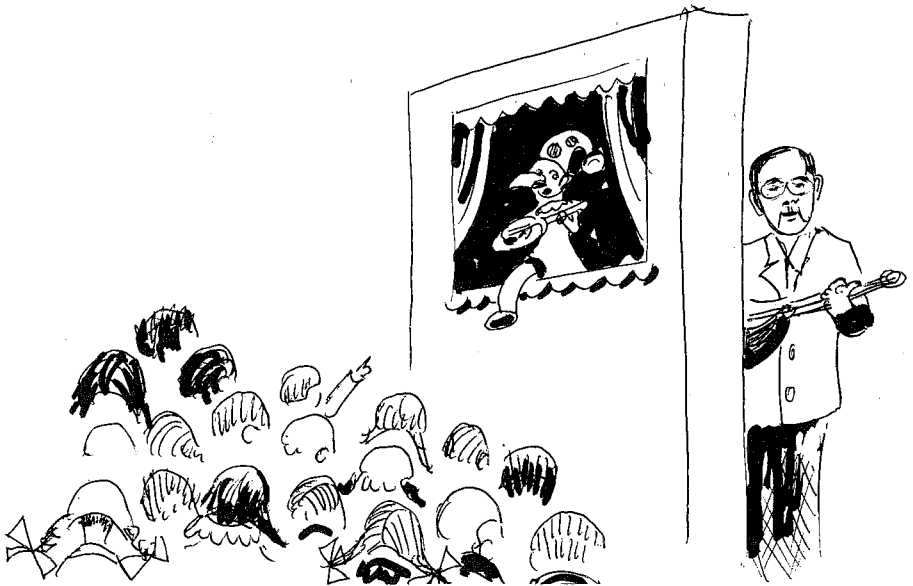
Die Notwendigkeit, für den Spielplatz Geld zu verdienen, brachte die Kinder auf abenteuerliche Gedanken. So schlug Lotte, die beste Kasperlespielerin, vor, Gastspielreisen in die Nachbarschaft zu unternehmen. Das kam uns reichlich überheblich vor, aber der Gedanke ließ die Spielerschar nicht mehr los. Sie hatte ja im eigenen Dorf schon einiges durch Kasperlespielen verdient, wenn auch die Eintrittsgelder sehr niedrig waren: Für die besten Plätze 5 $\frac{1}{2}$ für die anderen 2 und 1 Pfennig, auch gestaffelt nach der sozialen Leistungsfähigkeit. Jeder schätzte sich dabei selbst ein, und das war klug. So bekam der Kassierer nur 5 Pfennigstücke, oft sogar Groschen.

Schon daraus, daß das Repertoire im eigenen Dorf abgespielt war, ergab sich die Notwendigkeit, ins "Ausland" zu gehen. Spielstücke waren vorhanden, aber die Bühne mußte mit leichten Stäben und mit Scharnieren zum Zusammenlegen umgebaut werden. Die Puppen waren zum Teil gekauft, zum Teil selbstgefertigt. Am wirksamsten waren das Krokodil und der gehörnte Teufel. So wagten sich die Kinder ins Nachbardorf Großheidekrug, wo ihnen der Pfarrer den Gemeindesaal zur Verfügung stellte. Der geringe Eintrittsbetrag lockte sämtliche Kinder an, so daß der Raum zum Sitzen nicht ausreichte. Die Kinder stiegen deshalb sogar auf die Leiter zum Glockenturm. Schon diese Auffüllung des Saales war ein Theater

für sich.

Das erste Spiel war das vom Junker Prahlhans, das die Kinder am besten beherrschten. Sie mußten sich ja auch erst in die fremde Umgebung und in die Wildheit der Menge finden; denn die Jugend dieses Dorfes war wegen ihrer Rücksichtslosigkeit bekannt. Der Knalleffekt war immer der Schuß aus dem Gewehr, das der Junker Prahlhans nacheinander auf Enten, Hasen und Rehe abschoß. Es mußte so knallen, daß auch die hintersten Zuschauer beeindruckt wurden. Hinter der Bühne stapelte ich dazu 20 Zündplättchen auf ein dickes Eisenstück und hieb im richtigen Augenblick drauf, daß sogar der Prahlhans jedesmal sichtbar zusammenschreckte. Die Zuschauer behaupteten, aus dem Rohr der Kinderpistole wäre tatsächlich Feuer gekommen und wollten durchaus das Fabrikationsgeheimnis erfahren.

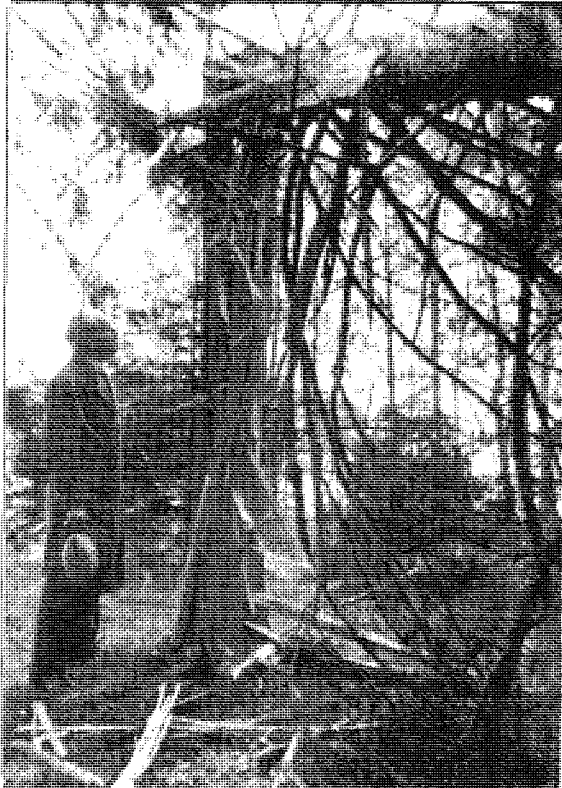
Zum nächsten Spiel, in dem der Teufel das Lautenspiel lernte, hatte ich eine richtige Laute geliehen. Mein 5-jähriger Sohn hatte das gesehen. Als Kaspar mit einer ganz kleinen Laute auftrat, spielte ich hinten ein richtiges Lied. Da fragte der 5-jährige ganz laut: "Mutti, wie kommt es bloß, daß unsere Laute so klein geworden ist?" Darob ein großes Gelächter der Großen. Bei den Kleinen war also die Illusion vollständig.

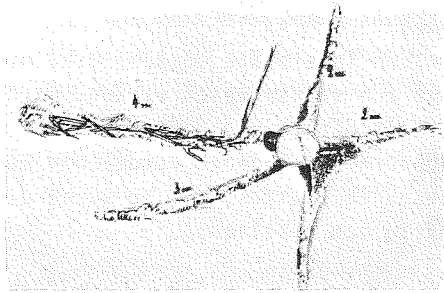


Am Ende der Vorstellung gingen die Zuschauer begeistert nach Hause und machten Propaganda für's nächste Mal. Die Spieler aber hatten 15 Mark eingenommen. Der Pfarrer legte als Extra-Anerkennung noch 3 Mark dazu und bat nur, den Teufel in Zukunft nicht so lächerlich dumm darzustellen, sonst würde seine Heidekrüger leichtsinnig. Die Widitter Spieler aber zogen mit erhöhtem Selbstvertrauen und gefülltem Geldbeutel nach Hause. Sie spielten noch öfter in fremder Umgebung, und der Kauf des Spielplatzes wurde immer wahrscheinlicher.

Der Funke

Am späten Nachmittag schauten wir in den dunkelbewölkten Himmel. Immer wieder schossen von oben neue, schwarze Bäusche nach unten, überschlugen sich und gingen in der bewegten Masse auf. Es war ein großartiges Spiel. Jeden Augenblick erwartete man einen Wolkenbruch. Und da knatterte auch schon der erste Blitz über den





Himmel. Geblendet wandten wir uns zur Tür. Dann setzte ein Teufelskonzert von Blitz und Donner ein, wie wir es noch nicht erlebt hatten. Es wurde so finster, als wäre es Nacht.

Nun war es üblich, daß die Kinder in der ersten Schulstunde von besonderen Erlebnissen des vergangenen Tages berichteten. Das war am nächsten Tage das gestrige Unwetter. Alle wußten etwas zu erzählen, wie sie Angst gehabt hätten, wie der Wind Bäume entwurzelt, wie das Wasser den Weg aufgerissen hätte und anderes. Gerda aber hatte einen Baum zersplittert gefunden. Ich benutzte gerne solche Gelegenheiten, um die Kinder aus der engen Schulstube ins Leben zu führen.

Die Stelle war bald gefunden; etwa 300 Meter vom Dorfe, fast am Waldrand. Schon beim Anmarsch bemerkten wir, daß sich irgendwie der Waldrand verändert hatte. Die größte Fichte war verschwunden. Der starke Baum war in doppelter Mannshöhe abgeknickt wie ein Streichholz. Etwa 2 Meter über dem Knick hatte der Blitz die Rinde verlassen und war ins Kernholz gefahren. Dabei hatte er den Baum mitten auseinandergesprengt und die westliche Hälfte bis unten hin in Fetzen gerissen. Hunderte von Splintern lagen im Umkreis von 50 Metern um den Baum und hatten wie Spieße die umstehenden kleineren Bäume verwundet. In 35 Metern Entfernung waren zwei schenkeldicke Bäume vom Luftdruck völlig umgebrochen. Der Blitz war durch die Wurzeln abgezogen und hatte dabei vier Wurzeln bis zu 3 Metern Länge zerstört und die Erde hochgewühlt. Es war ein phantastisches Bild der Zerstörung. Die Kinder konnten sich kaum von dem Anblick trennen. Der Hinweis, sich nicht bei Gewitter unter Bäume zu stellen, wäre gar nicht mehr nötig gewesen.

Dieses Erlebnis war der Einstieg für fruchtbare Naturlehrestunden, über das Wesen der Elektrizität, über Blitzschutz und Anwendung des Stromes.

Als der Kampf um den Spielplatz begann, fiel mir auch diese Begebenheit ein, und ich sandte Beschreibung, Bilder und ein Gedicht an eine Zeitung "Energie und Wirtschaft", die vom Elektrizitätsverband Ostpreußen herausgegeben wurde. Das Honorar war ein Beitrag zum Kauf des Spielplatzes, und so wurde dieses furchtbare Gewitter noch nachträglich nützlich.

Der Funke

Im Walde stand ein Riesenbaum,
der ringsum seine Äste reckte,
darunter sich auf weitem Raum
Gesindel klein und groß versteckte.
Manch Wetter brauste drüber her, -
nur stolzer reckte er die Krone.
Die Kleinen duckten sich noch mehr,
daß sie nur ja der Sturm verschone.
Doch in der letzten Sommernacht
hat ihn ein Blitz zu Fall gebracht.

Die Wurzelgänge klaffen breit,
da ist der Strahl entlanggezogen.
Ein halbes Hundert Meter weit
sind lange Splitter fortgeflogen.
Und wie mit Pfeilen wundgespickt
ist ringsherum die Schar der Kleinen.
Sie bluten mit dem Riesen mit,
als wenn sie seinen Fall beweinen;
denn viele brachte er in Not,
zerknickt erlitten sie den Tod.

Wie stark war doch der zähe Saft,
der diesen Riesen aufgerichtet!
Noch staunenswerter ist die Kraft,
die ihn mit einem Schlag vernichtet!
Doch sind erst recht bewundernswert,
die diese Kraft für uns verwandten,
den Funken, der sonst wild zerstört,
zum Segen in die Drähte bannten.
Ist noch ein Mensch in Stadt und Land.
der diesen Segen nicht erkannt?

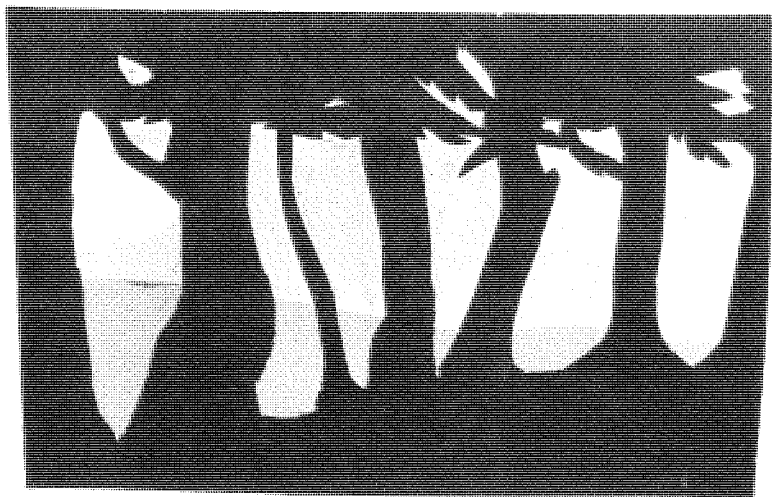
Reporter

Die Macht der Zeitung ist in der Wertung ihrer Aussagen in der Meinung der meisten Menschen begründet. Wenn man auch hört: "Zeitungen lügen," so hört man noch öfter: "Es hat in der Zeitung gestanden", als Argument zum Beweis der Wahrheit. Auch für Mitarbeiter erhält ihre Arbeit ein größeres Gewicht und eine allgemeine Würdigung, wenn sie veröffentlicht wird.

Ich hatte viel an Zeitungen mitgearbeitet, besonders während der vorgeschichtlichen Grabungen. Immer wieder aber versuchte ich, auch die Kinder zur Mitarbeit heranzuziehen. Das war anfangs garnicht so leicht, weil sie keinen Mut hatten. Aber nach dem ersten Preis durch das Jugendrotkreuz wuchs das Selbstvertrauen gewaltig. Kleine Nachrichten wurden von Kindern verfaßt, an Zeitungen gesandt und meistens auch abgedruckt. Aber die Zeitung nahm durchaus nicht alles an. So sahen die Kinder mit Recht eine Wertung ihrer Arbeit und gaben sich mehr Mühe mit Zeichnungen und Aufsätzen.

Als Magdas "Spukgeschichte" zweimal hintereinander in Zeitschriften erschien, stieg das Ansehen dieses Mädchens gewaltig. Andere eiferten mit Berichten, Aufsätzen und auch Zeichnungen nach. Als das Abendlied von Claudius gelernt wurde, fertigte Ernst Schuck einen Schattenriß dazu an mit der Unterschrift "Der Mond ist aufgegangen". Das Bild wurde vom Ostdeutschen Schulboten veröffentlicht, und Ernst bekam eine kleine Anerkennung. Frieda Rautenberg schnitt aus Buntpapier ein Herbstbild aus, und auch dieses Bild fand Gnade vor den Augen des Redakteurs. Den größten Erfolg aber hatte Martha Schöttke, die mit mehreren Mitschülern an einem Preisausschreiben der Leo-Werke in Dresden, der Firma für Zahnpasta, mitgearbeitet hatte. Die Preisrichter schrieben: "Bei dem durchweg hohen Stand der Leistungen war es nicht leicht, diejenigen herauszufinden, die einen der Preise bekommen sollten. Wir freuen uns deshalb, daß Ihrer Schülerin Martha Schöttke vom Preisgericht ein Geldpreis von 15 Mark und ein Buchpreis im Werte von 5 Mark zugeteilt worden ist." Für Martha war das eine schöne Anerkennung. Auch die anderen Kinder der Schule freuten sich; denn jedes bekam außerdem eine Zahnbürste, eine Tube Zahnpasta und ein Spülglas geschenkt.

Leider sind viele veröffentlichte Belege von Arbeiten der Kinder verloren gegangen. Aber allein daran, daß in der Zeit, in der



Ma Dobersittig so?



Die Familienzofubine An.
Kind: „Dönni, gib bitte die Zofubine!“
Dönni: „Alleswas du Güteß noch minomdne!
Es is züege uf; denn uf zoben die
Nefen Anstun zöfue, denn dönn
is züege!“

wir alle Einkünfte von Veröffentlichungen für den Ankauf des Spielplatzes zur Verfügung stellten, 120 Mark zusätzlich durch Honorare aufgebracht wurden, erkennt man die Bedeutung dieser Arbeit.

Die Verschwörung

Die Schulkinder hatten eine ganze Menge Geld zum Kauf des Schulplatzes zusammengebracht, aber es reichte noch nicht. Sie berieten, was noch getan werden könnte. Keinem fiel mehr etwas ein. Die Gemeindevertretung hatte jeden Zuschuß strikt abgelehnt: "Wegen Mangel an Mitteln." Die Kinder regten sich darüber auf, und es ging zeitweise recht lebhaft und laut zu.

Die Kinder meinten, viele Eltern würden gerne etwas opfern. Sie waren sich ihrer Macht über die Eltern durchaus bewußt. Einige zögernde Kinder wurden überredet, mitzumachen: "Ihr müßt so tun, als ob ihr euch mächtig freut, dann sagen die Eltern nicht nein!" Ich staunte, wie genau die Kinder ihre Väter und Mütter kannten. "Mutter wird Vater schon überreden", meinte ein Mädchen selbstbewußt.

Einer von den Jungen hatte gehört, wie ein Vater gesagt hatte: "Das wird ebensowenig was wie bei den anderen Lehrern. Die wollten den Platz auch schon seit 40 Jahren kaufen."-"Wir könnten ja so tun, als ob wir dabei helfen wollten, aber es wird nichts", meinte der Junge. "Wir stellen eine Sammelliste auf und tun so, als ob es nichts wird. Dann unterschreiben alle mit großen Zahlen, und wenn es dann doch etwas wird, dann ziehen wir das Geld ein." Dieser Schlaukopf!

Für den Kopf der Sammelliste schrieben wir: "Liebe Eltern, wir haben vor, einen Spielplatz zu kaufen. Vielleicht gelingt es uns. Der Herr Landrat will auch etwas geben, wenn wir den Hauptanteil tragen. Weil es noch sehr unsicher ist, ob wir den Platz bekommen, bitten wir Euch, vorläufig nur einen Betrag anzugeben, den Ihr zu zahlen bereit wäret, wenn der Kauf gelingen würde. Sonst wird der Betrag gar nicht eingezogen."

Natürlich mußten sich alle Kinder gegenseitig verpflichten, nichts zu Hause von der Besprechung zu erzählen.

Wer sollte nun aber mit der Liste herumgehen? Marga und Lotte

erboten sich. Marga war beliebt und Lotte sehr dreist, das würde schon klappen. Die Mädchen überlegten nun, daß sie zuerst zu dem Bauern gehen sollten, der das Land an die Schule verkaufen wollte. Anfangs weigerte er sich, weil er ja verkaufe, schließlich wollte er 10 Mark aufschreiben, aber da überzeugten ihn die Mädchen, daß er ja nichts verliere, wenn er 20 oder 30 Mark aufschreibe; denn er könne ja das für das Land mehr fordern.

Als die Woche um war, da standen auf der Liste fast alle Leute. Jedem wurde erzählt, wie sehr sich die Kinder auf den Kauf freuten. Als dann der Kauf wirklich in Gang kam, sollen manche Leute geschimpft haben. Aber gezahlt haben sie alle. So kamen auf diese Weise 180 Mark zusammen, die Summe, die an der Hälfte fehlte.

Kinder kaufen einen Spielplatz

Das war ein hartes Stück Arbeit gewesen, der Kampf um das Geld für den Spielplatz. Manches Kind wollte aufgeben, aber immer wieder wurden die Lauen mitgerissen. Mir war manchmal bange, und es fiel mir immer schwerer, den drängenden Nachbarn zu beschwichtigen. Endlich war das nötige Kapital zusammen. Das war ein großer Tag für uns, als wir aufrechneten:

Kasperlespiele	60 Mark
Ährenlesen	85 "
Beteiligung an Wettbewerben	65 "
Reisekasse	90 "
Veröffentlichungen	120 "
Sammlung bei den Eltern	180 "

Summe 600 Mark.

Hurra! Das ist ja die Summe, die der Landrat verlangte! Diese Aufstellung wurde nun an den Landrat geschickt und auch einiges berichtet von der lieben Not, in der sich die Kinder manchmal befunden hatten. Der Landrat war höchst erstaunt und hoch erfreut. Er schrieb, daß er die Leistung der Kinder bewundere und die anderen 600 Mark bei der Regierung sofort beantragt habe. Sie sollten den Kauf sofort abschließen. Und wenn die Regierung ablehnen würde, dann wolle er die Restkosten übernehmen. Außerdem wolle er seinen Landvermesser schicken, ebenso sollten die Verschreibungs- und sonstigen Kosten durch den Kreis getragen werden.

Als dieser Bescheid verlesen wurde, kannte die Freude der Kinder keine Grenzen. Ich mußte dämpfen und ließ einen Aufsatz über den Spielplatz schreiben. "Ich kann die Nacht gar nicht schlafen, so freue ich mich auf den Schulplatz!" schrieb Lotte.

Als dann der Platz endgültig in der Hand der Schule war, tobten sich die Kinder erst einmal tüchtig darauf aus. Ein kleines Kiefernwäldchen war mitgekauft. Da wurde eine kleine Feier abgehalten. Dann wurde ein eingehender Bericht an das Jugendrotkreuz nach Berlin geschickt; denn die Leitung hatte an dem Vorhaben lebhaft Anteil genommen. Immer wieder waren Berichte in der "Deutschen Jugend" erschienen, die durch besondere Überschriften anfeuerten: "Ostpreußen voran!" - "Wie wir zu einem schönen Schulplatz kamen." Die Kinder arbeiteten jetzt eifriger denn je im Sinne des Jugendrotkreuzes mit, denn ohne diese Gesinnung zum Helfen und Dienen hätten sie ihr Vorhaben gar nicht durchführen können. Dann hätten sie auch später wahrscheinlich die neue Schule nicht bekommen. Es war wunderbar, wie eins aus dem anderen herauswuchs, als wenn aus einem Senfkorn ein großer Baum entsteht.

Fast du einen Raum, pflanz einen Baum

Und pflege sein, er bringt es ein!

Die Kinder der Jugendrotkreuzgruppe in Widitten hatten ihr mühsam erarbeitetes und erspartes Ziel erreicht. Nun sollte es aber auch etwas ganz besonderes werden.

Ein Stück vom Spielplatz wurde abgetrennt für einen Schülergarten. Jedes Kind erhielt einige Quadratmeter Land für Blumen und Anbauversuche. Zwei Morgen blieben noch übrig für Sport und Spiel.

Gegen das freie Feld hin wollten sie den Raum abgrenzen und besorgten sich beim Förster Fichtensetzlinge für eine Hecke. Die wirkte aber ein bißchen eintönig. Ein Junge hatte die glänzende Idee, Obstbäume zu pflanzen, daß jedes Kind einen Baum bekäme. Alle waren begeistert, denn es gab wenig Obst in der Gegend.

Nach und nach kamen die Bäume an, aber fast nur Kirschbäume. Jeder Baum wurde mit einem Strohseil an einen Pfahl gebunden. Zuletzt standen 83 Bäume im Viereck um den Platz. Jedes Kind hing ein Schild mit seinem Namen an einen Ast seines Baumes.

Es war eine Freude zu sehen, wie die Bäume ausschlugen. Da wur-



de beobachtet und verglichen, wie sich die Blüten entwickelten und von Bienen umsummt wurden. Am liebsten hätte man die fleißigen Bienen gestreichelt. In den nächsten Jahren wurden über 80 Bäume veredelt. Welche Freude, als die ersten Früchte reiften! Jeder war stolz auf seine Ernte, war sie am Anfang auch klein.

Dann mußte ich in den Krieg. Nach einigen Jahren kannten mich die Kinder kaum mehr, wenn ich in Urlaub war. Wenn aber draußen im fremden Land die Bäume blühten oder Früchte trugen, dachte ich wehmütig an die Arbeit daheim. Eines Tages im Spätherbst vor Stalingrad bekam ich einen Paken Briefe durch meine Vertreterin in meiner Schule. Die Kinder schrieben von einer reichen Obsternte und daß die Lehrerin erzählt hätte, wie die Bäume vor Jahren gepflanzt worden wären. Es waren schöne Briefe.

Der Versuchsgarten

So etwas hatten sich die Kinder schon lange gewünscht: einen Garten, der ihnen gehörte.

Bisher hatten sie alle gefundenen Pflanzen nach den Blüten bestimmt und mit ihren Kennzeichen in ein Buch eingetragen und berücksichtigt, ob es einheimische oder eingeführte waren wie die Kartoffel, der Tabak, die Tomate und die Kirsche. Auch die Entwicklung der Kulturpflanzen aus wildwachsenden wurde verfolgt, bei Zichorie, Möhre, Zuckerrübe und Getreidearten. Und wieviel Heilpflanzen gab es in der Umgebung! Das Interesse entwickelte sich zur Leidenschaft wie bei dem Jungen, der seinem mähenden Vater vor die Sense sprang, um eine Blume zu retten. Zwar hatte der Mann seine Sense in der Gewalt, aber er sprach doch darüber mit mir.

Nun wurde auch ein Herbarium angelegt, in dem man die selteneren Pflanzen immer wieder betrachten konnte. Beim Zeichnen benutzte man die gepreßten Blumen als Vorlage, die sich auch als Wandschmuck eigneten. Von Farnblättern und anderen feinen Blättern wie Möhre gab es schöne Schattenfotos auf Fotopapier.

Vor allem aber konnte man die gepreßten Pflanzen für die Alben des Schulbriefwechsels durch das Jugendrotkreuz verwenden. Aus allen Ländern der Welt kamen ähnliche Antworten. So schickte eine kleine australische Schule gepreßte Blüten und Blätter vom Eukalyptus, dem höchsten Baum der Welt. Da konnten die Kinder Pflanzen betasten und "begreifen", die sie nur von Bildern oder

vom Hörensagen kannten.

Für einen Zaun fehlte das Geld. Von meinem Feuerholz spendete ich die Pfähle. Aber Glück muß der Mensch haben: Die Kreissparkasse teilte mit, daß ein Sparkassenbuch der Schule Widitten aus dem Jahre 1909 gefunden worden sei. Das reichte reichlich; denn der Betrag war aufgewertet worden und hatte jahrelang Zinsen getragen. Eine Druckpumpe wurde gleich noch gesetzt. In eine Ecke kam eine Fliederhecke mit Ruhebänken für die fleißigen Gärtner. Auf weite Sicht legten die Kinder lange Spargelbänke an; denn ich hatte vor, eine Kochküche in der projektierten neuen Schule bauen zu lassen.

Jetzt konnten endlich die Samen aus fernen Ländern ausgesät werden, die mit den JRK-Alben mitgeliefert waren. Seltene Blumen entwickelten sich prächtig wie der Hahnenkamm. Am besten wuchs ein Flaschenkürbis, dessen einzige Pflanze im Herbst ca. 100 Quadratmeter Fläche bedeckte. Siebzehn riesige Früchte wurden geerntet. Einen Kürbis sandten wir an das Botanische Institut der Universität Königsberg zur Bestimmung, ob die Kürbisse eßbar wären. Dies muß den Gelehrten ziemliche Kopfschmerzen gemacht haben; denn es dauerte Wochen, ehe die Antwort kam. Inzwischen waren all die schönen Kürbisse verfault.

Dieser Versuch mit den fremden Gewächsen reizte zu weiteren Anbauversuchen mit Hanf, Eukalyptus, Rizinus, Vanille, Blumenrohr, Verbenen, Mimose, Riesenmais, Erdnuß und anderen.

Bei einem Versuch wurden vom "Badischen Landmais" 20 Körner ausgelegt und mit Nitrophoska gedüngt. Der Mais wurde etwa 1,5 Meter hoch und gelangte zur Vollreife mit einem Ertrag von 6 Pfund. Es lohnte also, auch auf Sand Mais anzubauen.

Die Versuche mit Haselnüssen mißlangen völlig, weil ein Junge durch Nachbuddeln die Keimung beschleunigen wollte und dabei die Keime beschädigte. Auch eine Lehre!

Natürlich durften die Blumen nicht fehlen, wie Levkojen, Stiefmütterchen, Zinnien, Reseden, Aestern und die Mendelsche Versuchsbiume zur Erforschung der Vererbung.

Das Ergebnis der Düngungsversuche sah etwa so aus:

Beet Nr.	1	2	3	4	5
Düngung:	Stallung	Klosett	Nitrophoska	Leunaspeter	Stallung
Ertrag in kg:	3,25	9,5	1,0	0,5	6

Die Versuche waren schwierig, weil sie auf gleichem Boden durchgeführt und der Ertrag genau abgewogen werden mußte. Bei Beet 5 waren

die Pflanzen vorgekeimt. Den besten Dünger liefert der altbewährte Abort. Kunstdünger hat vielleicht sogar geschadet (Keimschädigung).

Völlig fehl schlug der Versuch mit den blanken Kartoffeln, die sehr beliebt waren, weil sie keine Schale hatten. Bei der Ernte stellten die Kinder fest, daß sie aus den blanken Saatkartoffeln ganz gewöhnliche Kartoffeln geerntet hatten. Dies lag nicht an der Sorte, sondern an der Bodenart. Die Moorsäure des Moosbruches verwandelt jede Art in "Blanke Kartoffeln." Auch das waren neue Erkenntnisse.

Auch die Fortbildungs-Schüler und die Bauern hatten großes Interesse an den Düngungsversuchen, war doch der Kunstdünger in dieser Gegend noch nicht so bekannt. Früher hatten die Widitter Bauern die Tangpflanzen, die bei Stürmen an Land geschwemmt wurden, als Dünger abgefahren. Dieser "Haffdung" wirkte sehr befruchtend und war auch reichlich vorhanden. So konnte der Ertrag pro Morgen, der nach den Steuermatrikeln mit 5 Zentner Roggen festgesetzt war, erheblich überschritten werden. Als aber der Damm zum Seekanal gebaut wurde, fiel diese Düngerquelle aus, und nun mußte man mit teurem Kunstdünger arbeiten.

Das größte Hindernis für den Gebrauch von Kunstdüngern waren die Sandstürme. Oft wurde dabei die Luft so undurchsichtig, daß man den Nachbarort nicht sah. Der Sand drang dann durch alle Ritzen. Die Widitter sagten: "Marschenen ist unterwegs", die Marschener sagten dasselbe von Widitten. Dabei flog dann der frisch ausgestreute Kunstdünger auf die Nachbarfelder, und es konnte vorkommen, daß der Bauer, der Kunstdünger gestreut hatte, eine schlechtere Ernte hatte als sein Nachbar, der nicht gedüngt hatte.

Winterfreuden

In Ostpreußen gab es schon oft im Oktober Schnee, und die Bauern mußten sich mit dem Kartoffelroden beeilen. Der Schnee deckte dann die Felder ein halbes Jahr zu. Oft verwehten die Straßen so stark, daß man nicht zur nächsten Ortschaft konnte und erst einen Weg schippen mußte. In diesen Zeiten kamen die Kinder täglich mit ihren Handschlitten zur Schule. Als der Rodelberg, die drei Meter hohe Düne, noch neben dem Schulzaun existierte, war dort in den Pausen ein reger Rodelbetrieb. Aber auch sonst machte der Schnee Vergnügen. Die Kinder bauten Schneemänner und Burgen, auch ganze

Schneedörfer. Die Straßen wurden vertieft und selbstgezeichnete Verkehrsschilder aufgestellt. Schupos regelten den Verkehr.

Wenn das Eis auf dem Haff schön glatt war, tummelte sich die ganze Schule mit Schlittschuhen auf der glitzernden Bahn. Ich mußte nur darauf achten, daß man nicht zu nah an den Seekanal kam. Manchmal kam sogar der Eisbrecher, nahm Anlauf und raste mit Höchstgeschwindigkeit auf das Eis hinauf, das dann krachend barst. Die Schollen schwammen mit der Pregelströmung über Pillau ins Meer. Es kam wohl auch mal vor, daß große Schollen im Frühjahr auf dem Haff abbrachen und ins freie Wasser trieben. Einmal schwammen auf solch einer Scholle eine Menge Fischer mit ihren Netzen und bespannten Schlitten von Großheidekrug nach Südwesten. Da wurde der Dampfer alarmiert, und rettete die ganze Mannschaft.

Am schönsten aber waren die Fahrten in die Winterwelt. Dazu suchten sich die Kinder immer Tage im Frühjahr aus, wo es nicht mehr so kalt war, und an denen es nicht stiemte. Einige Bauern spannten ihre Pferde vor die Schlitten und versammelten sich vor dem Schulhause. Seile wurden an den Kufen befestigt, und nun gingen die Kinder ihre Schlitten an die Seile, fünf bis acht hintereinander. Die größeren Kinder setzten sich auf ihre Schlitten, die kleinsten stiegen zu den Bauern ein, und mit lustigem Gebimmel ging es ab, oft nach Vierbrüderkrug, meistens aber auf den Galtgarben in der Mitte des Samlandes. Tagsüber sausten dann die Kinder die gewundene Rodelbahn, den Hohlweg hinunter. Wenn der Himmel dunkel und die Kutscher blau wurden, ging es fröhlich heimwärts.



Dorfschicksal ist Weltgeschichte

*Was die Väter unternahmen,
was sie kämpften, werkten, schufen,
sind für uns, die Nachgeborenen,
Fortschrittswege, Aufstiegsstufen.*

W. Hanemann

I N H A L T

Das Dorf im Spiegel der Weltgeschichte	173
Schatzgräber	179
Die geheimnisvolle Straße	183
In der Spukecke	192
Conowedit	198
Die Schuhe der alten Preußen	200
Geschichte einer Straße	204
Der Posthalter von Widitten	207
Die alte Heeresstraße	210
Reichsstraße 131	211
Eine Rodelbahn wird gebaut	213
Die Haffstraße	215

Das Dorf im Spiegel der Weltgeschichte

Geschichte ist vergangenes Leben in großer Gemeinschaft.

Man erwartet, daß ein so kleines Dörfchen wie Widitten für die große Geschichte unbedeutend ist. Daß sich das Geschehen jeder Epoche jedoch bis ins kleinste Dörfchen auswirkt, sieht man beispielsweise überall an den Heldengedenktafeln. Sie zeugen vom Herzeleid der Frauen und Kinder, deren Männer und Väter bei Kriegsausbruch auch aus dem entlegensten Dorf eingezogen werden.

Ich suchte deshalb in alten Urkunden und Geschichtswerken nach geschichtlichen Ereignissen, die in Zusammenhang mit Widitten zu bringen waren. So entstand folgende Übersicht:

3000 Jahre vor Christi Geburt:

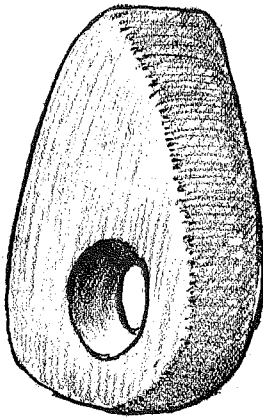
In den Sandhügeln um Widitten und Zimmerbude wurden bei Ausgrabungen unter Leitung des Prussia-Museums zahlreiche Gebrauchsgegenstände gefunden. Die Scherben von Vorratstöpfen hatten verschiedene Verzierungen, aus denen man auf die Bewohner schließen konnte. Einige hatten tiefe Stiche als Verzierungen. Sie waren von den Großsteingraberleuten aus Niedersachsen, wo sie riesige Gräber aus gewaltigen Findlingen bauten. In die frischen Tontöpfe stachen sie mit einem Hölzchen tiefe Löcherchen hinein. Wir nennen sie deshalb auch Tiefstichtöpfe. Weil sie hellblondes, oft ganz fahles Haar hatten, hießen sie die Falen oder die fälische Rasse. Sie sind also bis hierher gewandert und haben sich mit den Aestiern vermischt.

Kinder fanden in Aschehaufen Scherben, an denen die Verzierungen wie Schnüre rund um den Topf liefen. Diese Töpfe stammten von Leuten, die aus Thüringen nach Norden und Osten gewandert waren. Sie hießen Steinaxtleute, weil sie die schönsten Steinaxte für die Jagd anfertigen konnten. Warum siedelten sie sich aber gerade auf den unfruchtbaren Dünen am Wasser an? - Nun, der Wald war damals des Menschen Feind. Die wilden Tiere aber meiden das Wasser, aber die Fische deckten den Tisch.

Einmal fand man unter der Türschwelle eines Bauernhauses eine Schaftlochaxt. Nach altgermanischer Überlieferung sendet Gott Donar seine Blitze nicht in das Haus, wo eine Steinaxt unter der Schwelle liegt. Auch im Schulgarten wurden 2 durchlochte Steinbeile gefunden.

Als ich im Jahre 1928 nach Widitten kam und mich über die Vorgeschichte des Dorfes erkundigte, wurde mir im Prussia-Museum eine

Graues Steinbeil



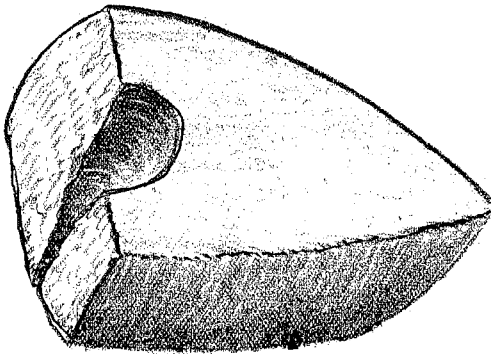
Fundort: Schulgarten.

234

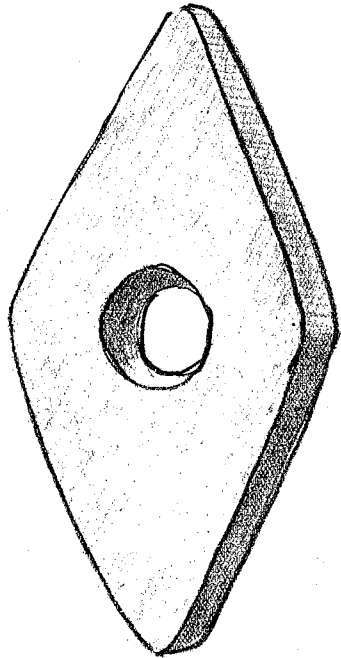
Fundort
Marschbänken,
unter einer
Türschwelle.
(Talisman?)

Schaftlochaxt.
(Garte, Urgeschichte Ostpr.)
Abbild. 43a.

Schwarzes Steinbeil



235



hat Gr.

233

Karte mit den Funden im Samland vorgelegt. In Widitten, Marschenen, Elenskrug und Zimmerbude war ein großer weißer Fleck. 10 Jahre danach war die Karte dort von Fundzeichen so dicht besetzt wie in wenigen Teilen Ostpreußens.

Viele Funde gingen achtlos verloren. In Widitten wurde im Januar 1928 das elektrische Licht eingeführt. Beim Setzen der Leitungsmasten gruben die Arbeiter eine Urne aus, die nach der Beschreibung, die ich mir später geben ließ, eine germanische Eimerurne, ein Vorratsgefäß gewesen sein muß. Der Dorfschmied wußte damit nichts anzufangen, und so wurde das wertvolle Gefäß zerstampft in das Loch geworfen, "damit der Mast besser steht".

Es brauchten aber nicht immer Funde zu sein. Einmal betrachteten wir genau die Heubrachen. Da waren 4 lange Stangen, die das Strohdach in Form einer flachen, vierseitigen Pyramide trugen, das nach Bedarf zwischen den Stangen hochgezogen werden konnte. Bilder aus der Germanenzeit zeigten, wie die Kinder feststellten, dieselben Heubrachen.

Damit wurde auch bewiesen, daß hier Germanen gewohnt haben. Die Ähnlichkeit zwischen Pruzzen und Germanen erklärt, daß die Pruzzen keine Slaven waren wie Polen. Sie waren ihre Feinde.

Daß Widitten ein großer Handelsort der Preußen gewesen sein muß, bewiesen nicht nur die vielen Scherben, sondern auch die Bernsteinperlen und die Silberwaage, die beim Graben gefunden wurden. Warum legte auch Adalbert von Prag gerade hier an? Es war eben der bedeutendste Ort an der Nordküste des Haffs. Königsberg gab es damals noch nicht.

997 nach Christi Geburt:

Damals wurde Adalbert von Prag bei Tenkitten erschlagen. Der Widitter Schmied Symute soll Adalbert verfolgt und umgebracht haben. So abscheulich dieser Mord war, so entscheidend hat diese Tat dieses Preußen den Verlauf der deutschen und polnischen Geschichte beeinflusst. Adalbert mag selbstlos gehandelt haben. Der Polenkönig Boleslaw I., den sie später den Kühnen nannten, begehrte das Preußenland, denn er wollte seine Feldbewohner (Po-lany) zu Küstenbewohnern machen. Nach der Bekehrung der Preußen hätte er ihr Land durch seinen Freund Adalbert unterstellt bekommen. Die Preußen hätten als Christen dagegen kaum etwas unternommen, weil ihnen das als Schutzmaßnahme gegen die noch heidnischen Litauer dargestellt worden wäre. Der deutsche Ritterorden wäre nie hierher gekommen, Preußen wäre nie an Bran-

denburg gefallen. Durch den Machtzuwachs hätte der Polenkönig die Pommern mit unterworfen, wie er es ja tatsächlich für 10 Jahre erreichte (1015 bis 1025). Die Tat der Widitter verhinderte diese Entwicklung. So hat dieser kleine Ort die Geschichte großer Länder für Jahrhunderte beeinflußt.

Zwar versuchte der kühne Boleslaw, Preußen dann mit Gewalt zu erobern, aber das gelang ihm ebenso wenig wie seinem Nachfolger Boleslaw Schiefmund (Chzywusti) in den Feldzügen 1107/08 und 1110. Die Wikinger, die damals Handelsniederlassungen in Danzwik (Danzig), Truso (Elbing am Drausensee), Wiskiauten (bei Cranz) und Linkuhnen (bei Tilsit) gegründet hatten und unterhielten, halfen den bedrohten Preußen, die zwei große Sperriegel bei Truso mit drei Fliehburgen (Wocklitz, Lenzen und Tolkemit) und im Samland mit zwei Burgbergen (Galtgarben und Hausen) angelegt hatten.

Hätten die Preußen, wie zunächst beabsichtigt, den Leichnam Adalberts nicht herausgegeben, so hätte Polen kein einziges Erzbistum bekommen und wäre weiterhin abhängig vom deutschen Erzbistum Magdeburg gewesen. Jetzt aber begruben sie ihn als Märtyrer im neu erbauten Dom in Gnesen, und im Jahre 1000 wallfahrte der schwärmerische Kaiser Otto III dorthin, um in Erwartung des Weltunterganges ein gutes Werk zu tun. Dort wurde er dann überredet, zu Ehren Adalberts ein Erzbistum zu errichten.

200 Jahre später versuchte der polnische Mönch Lekno noch einmal zu missionieren, und diesmal hatte er Erfolg. Aber die Habgier der polnischen Herrscher, die sofort die Hand aufs Missionsgebiet legten, verdarb alles. Die Preußen verjagten Christian. Die polnischen Herzöge riefen den Deutschen Ritterorden zu Hilfe in dem Glauben, diese würden ihnen das Land überlassen, wenn sie es erobert haben würden. Das war ein Irrtum.

Die Ordenszeit.

Über das Eis des zugefrorenen Haffes zog im Winter 1252/53 der Komtur von Christburg, Heinrich Stange, ins Samland, um die widerpenstigen Samländer endlich zu unterwerfen. Gewiß zog er auch durch Widitten; denn es lag in seiner Marschrichtung. Über Medenau, wo eine preußische Fliehburg war, kämpfte er sich bis Germau durch. Aber dort waren die Preußen durch den Hausenberg gedeckt, und sein Heer wurde völlig vernichtet.

Die böse Kunde drang bis Böhmen. Dort bot der mächtige König Ottokar dem Orden ein Hilfsheer an. Im Winter 1253/54 erlebten die

Widitter die zweite Invasion über das Haffeis. Bei Medenau kam es zur ersten Schlacht. Ottokar siegte und vertrieb die Preußen von der Fliehbürg. Sie stellten sich jedoch zum zweiten Male bei Beten und kämpften verzweifelt um ihre Freiheit. Als aber 5000 von ihnen gefallen waren, gaben sie auf. Sie waren später die treuesten Verbündeten des Ordens, als die Polen den Orden im Jahre 1410 bei Tannenberg besiegt hatten. Damals hielten die samländischen Bauern so treu zum Orden, daß die Polen nicht bis hierher kommen konnten. Als Dank erhielten sie das "Samländische Privileg", das die preußischen Bauern den deutschen ganz gleich stellte. Damit ist die Propagandalüge abgetan, der Ritterorden hätte die Preußen ausgerottet. Wenn sie ausgerottet worden wären, hätte der Orden nicht die für Deutsche unverständlichen altpreußischen Ortsnamen übernommen, wie Juditten, Moditten, Schuditten und Widitten.

Wedit hieß im Altpreußischen "kleiner Fluß", der am Dorfrand vorbei ins Haff fließt. Widitten ist also der Ort am kleinen Fluß. Aber auch an den Familiennamen lassen sich Nachkommen der alten Preußen nachweisen. Der Rektor der Nachbarschule hieß Preuß. Ein Mädchen aus dem Dorfe heiratete einen Perkuhn. Perkunos war der höchste Gott der Preußen.

Der Dreißigjährige Krieg.

Er ging auch nicht spurlos an Widitten vorüber. Damals wohnten im Ort schon Bauerngeschlechter, die es noch jetzt gab. So konnten die "Köcks" ihren Besitz bis 1606 nachweisen.

Als Gustav Adolf von Schweden in den Krieg eingriff, landete er im Samland, das er als Sprungbrett nach Mitteldeutschland nutzte. Damals konnten die Bauern des Ortes ihre Wiesen jenseits des Laukefließes nicht mähen, denn da streunten die schwedischen Soldaten herum.

Der große Kurfürst.

Er stand den Widittern durch die Einrichtung der fliegenden Post und der Poststelle in Widitten besonders nahe. Sicher war von Widitten aus zu sehen, wie das Heer des Kurfürsten um die Ecke von Balga über das Eis auf Schlitten und Pferden heranbrauste, nach Königsberg abzog, um dann von Labiau aus in einer zweiten Fahrt über das Eis des Kurischen Haffs die eingebrochenen Schweden so schnell zu fassen, daß sie überrascht von der kleinen kurfürstlichen Macht bei Splitter (Tilsit) geschlagen wurden, das die Splitter flogen.

Friedrich I.,

der erste Preußenkönig erhielt zu seinem Krönungstag am 18. Januar 1701 aus der Widitter Forst hunderte von Elchen als Festbraten nach Königsberg. Außerdem war sein Lehrer Eberhard, Freiherr von Danckelmann, der Zimmerbude besessen hat. Er wurde Vertrauter und Minister dieses Königs, mußte dann aber ins Gefängnis, als sein König starb. Man machte ihn für die Verschwendungssucht Friedrichs verantwortlich, obgleich er unschuldig war.

Friedrich Wilhelm I.,

den wir den Soldatenkönig nennen, schickte im Jahre 1715 die vertriebenen Salzburger durch Widitten, nachdem die durch Tartaren eingeschleppte Pest ganze Landstriche in Ostpreußen im Jahre 1709 entvölkert hatte. Bei den Ausgrabungen fand man zwischen den altpreußischen Gräbern noch erhaltene Skelette von eingescharrten Pesttoten. Friedrich Wilhelm I. gründete außerdem dort 1737 die erste Schule, eine von den 2000, die er in seinem ganzen Reich aufmachte.

Friedrich II.,

mit dem Beinamen der Große, brachte während seiner Regierungszeit für Widitten durch die Kriege auch recht viele Unannehmlichkeiten. 1757 hörten die Dorfbewohner das Bombardement der russischen Flotte vor Pillau, und vom nächsten Jahre ab wurden die Bewohner dauernd von durchziehenden russischen Truppen belästigt.

Friedrich Wilhelm III.,

floh im Unglücklichen Kriege durch das Samland über die Nehring nach Memel. Die vergebliche Belagerung der Festung Pillau durch die Franzosen brachte die Widitter in großer Angst. Auch der Durchzug der französischen Armee nach Rußland 1812 und der Rückzug 1813 brachte viel Unruhe in das Dorf, weil es an der Heeresstraße lag.

Unter Wilhelm I.

Regierung wurde Widitten ins Abseits gedrängt, weil die 1865 erbaute Bahn von Königsberg nach Pillau den Hauptverkehr übernahm. Aber 1879 zogen die Soldaten zum Kaisermanöver durch das Samland, und die Widitter begrüßten ihren alten Kaiser auf dem Feldherrenhügel bei Medenau. Das Denkmal haben die Kinder oft gesehen.

Wilhelm II.,

der letzte deutsche Kaiser, zog seine Soldaten für den ersten

Weltkrieg auch aus diesem kleinen Ort am Haff. So mancher kehrte nicht wieder.

Adolf Hitlers

Propagandisten fanden erst im März 1932 in das entlegene Walddorf. Ihr Führer, Gauleiter Koch, hat durch seine Rede keinen Widitter bekehrt. Sie hatten eben harte Köpfe. Aber die Folgen dieser Regierung mußten sie doch tragen: Einige Bewohner sind dageblieben und von den Russen erschlagen worden. Die meisten aber sind mit Schiffen nach Dänemark und nach Westdeutschland gekommen.

Dies war die letzte Geschichtslektion.

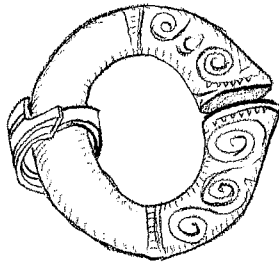
Schatzgräber

Ich hatte in Widitten ein Sandsäckchen voll Scherben gesammelt, die meisten ohne Verzierung. Diese Sammlung brachte ich dem Prussia-Museum. Der Arbeiter, dem ich das abgab, musterte die einzelnen Stücke und brummte: "Wat söll wi mit dem Schiet?"

Das war eine arge Enttäuschung. Da brachte eines Tages der Schüler Ernst Schuck eine eiserne Lanzen spitze, die er auf dem Wege zur Schule beim Fischerviertel gefunden hatte. Als ich den Fund ablieferte, erhielt ich vom Prussiamuseum einen Steinzeitkasten geschenkt. Darin waren Nachbildungen von Steinwerkzeugen in natürlicher Größe und Farbe. Die Kinder waren jetzt ganz wach geworden. Im Schulgarten wurden beim Graben 2 Schaftlochäxte gefunden, eine allerdings nur halb.

Eine Frau erzählte, ihr Onkel sei früher nach Regenwetter oft den Zimmerbuder Sandweg entlang gewandert und habe nach Gold gesucht. Er habe auch Ringe gefunden, die er an die Uhrkette gehängt habe. Sicherlich waren es nur bronzene Gegenstände. Die Kinder suchten auch, aber sie fanden nichts.

An einem heißen Junitage 1934 klopfte es an die Klassentür. Ein freundlicher, junger Herr stellte sich vor: "Gronau. Verzeihen Sie die Störung. Ich komme vom Prussiamuseum. Sie haben doch da einige Sachen nach Königsberg gebracht. Das hat uns neugierig gemacht. Ich bin nun heute herausgefahren und bin am Fundort entlang gewandert. Das habe ich gefunden!" Dabei zog er aus der Westentasche einige Scherben und 2 Bronzestücke, wovon eins spiralförmig gedreht war. "Seht", sagte er zu den Kindern, "das ist ein Fingerring, wie ihn früher sicher eine Frau getragen hat; denn er ist sehr zierlich.



Fibel



Fibelteil



Männerring, gedreht,
verstellbar



Frauenfingerring,
verstellbar

Jetzt sieht er grün und unansehnlich aus, weil er mit Grünspan bedeckt ist. Mit einem Tafellappen rieb er ein Weilchen daran herum und hob die geriebene Stelle hoch. "Gold, Gold", schrien die Kinder.

Er lachte: "Gold setzt keinen Grünspan an, aber Kupfer oder Messing oder Bronze, eine Legierung von Kupfer und Zinn. Kupfer sieht rotbraun aus, Zinn weiß, das gibt gemischt diesen schönen Goldton. Diese Mischung war schon den Germanen bekannt." Er ließ das Ringlein herumreichen.

"Ein komischer Ring", bemerkte ein Mädchen, "so drei Windungen.. und an beiden Enden offen." - "Das ist aber sehr praktisch. - Wenn dir deine Mutter ihren Ring schenken würde, könntest du ihn nicht tragen." - "Natürlich nicht, er wäre ja zu groß." - "Siehst du! Aber dieser Ring kann zusammengebogen und geweitet werden, je nach Bedarf." - "Und schön. Seht ihr, wie er verziert ist?" - "Warum finden wir so was nicht?" - "Vielleicht habt ihr nicht sehen gelernt. Ich glaube da muß noch mehr liegen. Wenn man graben könnte!" - "Also los. Alle, die im Dorf wohnen, holen Spaten."

Das war ein Jubel. Wie der Wind waren sie fort. Langsam wanderten wir Männer zum Haff. Plötzlich bückte sich Herr Gronau und hob etwas auf, Steinchen, noch ein weißes Steinchen. Dann drehte er sich rund herum und meinte, hier müßten Gräber sein.

"Woraus wollen Sie das schließen?" fragte ich erstaunt. "Hier sehen Sie kalzinierte Knochen. Die Leichen wurden früher verbrannt. In der Hitze sprangen die Knochen in kleinen Stücke. Hier liegen sie wie gesät. Da muß ein Grab gewesen sein. Die Wagenräder haben es zermahlen.

"Gerhard weint", rief ein Mädchen. "Sind das wirklich Leichenknochen?" - "Natürlich", meinte Herr Gronau. - "Aber ich habe doch dran geleck. Muß ich nun sterben? Wir hielten sie für Steinchen. Wenn man sie naß machte, dann kleben sie so schön am Mund fest. Da hab ich mir den ganzen Mund voll geklebt, rund herum um die Lippen. Dann bin ich hinter den Mädchen hergelaufen, und die haben Angst gehabt, weil das so schrecklich aussah. Huhu, habe ich gemacht und nun sind das Leichenknochen. Huhuhu!" heulte er los.

Nun konnten wir uns nicht mehr halten vor Lachen. "Natürlich ist das völlig harmlos", meinte Herr Gronau. Da trocknete Gerhard die Tränen.

"Ihr dürft jetzt graben. Aber wenn ihr schwarze Erde findet, dann haltet ihr gleich an und sagt es mir", sagte Herr Gronau.

Die Kinder liefen auseinander und gruben eifrig. Mein 7-jähriger Sohn grub mit seinem kleinen Kinderspaten los, wo er gerade stand, mitten auf dem Wege. Plötzlich schrie er: "Papa, ganz schwarze Erde." Herr Gronau rief: "Anhalten! Da grabe ich weiter!" Alle Kinder kamen angelaufen. Herr Gronau hob etwa 30 cm weißen Sand ab. Eine schwarzgefärbte Erdplatte von etwa 1,50 m Durchmesser wurde freigelegt. Dann hörte er auf zu graben und meinte, erst müsse alles vermessen werden. Wir schippten alles wieder zu und merkten uns die Stelle.

"Ich komme bald wieder. Bis dahin rührt nichts an. Wenn ich aber wieder grabe, rufe ich euch, dann dürft ihr zusehen und mithelfen." Auf dem Heimweg sprach Herr Gronau die Vermutung aus, daß hier eine große Siedlung gewesen sein müsse.

Inzwischen war schon bekannt geworden, daß der Zimmerbudeweg zur Chaussee ausgebaut werden sollte. Da war der vorgeschichtliche Fund gefährdet. Aber erst nach Wochen kam der Leiter des Prussiamuseums, Dr. Gaerte. Die Kinder wurden wieder alarmiert. Als sie kamen, zeigte er schon Streufunde, die er in der kurzen Zeit gemacht hatte: Pferdezähne, 2 Steigbügel, 2 Nietnägeln mit flacher Kopfplatte und den Rest eines Sporns mit geradem Dorn. Er vermutete, daß hier keine Siedlung, sondern ein Gräberfeld gewesen sei; denn die alten Preußen hätten ihre Männer mit den Pferden begraben. Damals hätte der Reiter nur einen Sporn am rechten Fuß getragen. Das sei auch kein Rädchen gewesen wie heute, sondern ein fester, spitzer Dorn, der dem Pferde sehr weh tat. Und die Nietnägeln seien die Reste vom Schild, der mitbegraben wurde. Der Schild aus Leder oder Holz sei in den 1000 Jahren vergangen, die Nägel aus Eisen wären übrig geblieben.

Er wollte sehen, ob er richtig vermutet habe und fing mit seinen Mitarbeitern zu graben an. Erst zeichnete er einen Strich von Norden nach Süden. Dann wurde in nur zentimeterdicken Schichten gegraben. Zu oberst fanden sie eine Handvoll Knochenstückchen wie sie überall herumlagen. Dr. Gaerte erklärte: "Das ist Leichenbrand. Die Knochen wurden oben auf das vergrabene Pferd gelegt, als wenn der Tote reite. Die Pferde wurden nicht verbrannt. "

"Aber da liegt ja so ein großer Stein auf dem Pferde?"

"Da werden noch mehr herauskommen, wenn wir das ganze Grab aufdecken."

Nachdem alles vermessen und fotografiert worden war, grub man auch die andere Hälfte vorsichtig auf. Es kamen 2 Pferde zum Vorschein. Sie lagen mit dem Rücken aneinander, der Vorderteil des einen Pferdes

neben dem Schwanzteil des andern. Die Füße jeden Pferdes lagen so, als seien alle 4 Hufe zusammengebunden gewesen. Der Kopf war zwischen die Vorderbeine geklemmt. Dr. Gaerte erklärte:

Die Pferde sollten nach dem Glauben der Preußen den Toten in den Himmel tragen, ähnlich wie bei den Germanen. Das Pferd wurde lebendig begraben, da aber das Graben einer Grube mit den damaligen Werkzeugen nicht leicht war, wurde sie so klein wie möglich gemacht. Außerdem wehrten sich natürlich die Pferde. Darum band man ihnen die Beine zusammen, bog den Kopf zwischen die Vorderbeine und band ihn dort fest. Auf das Pferd warf man nun große Steine, die die Rippen eindrückten, so daß das Pferd erstickte. Das war eine grausame Art des Begrabens.

Die Kinder waren doch etwas erschüttert von der Schilderung.

Die Zeit dieses Grabes datierte Dr. Gaerte vor 900 n. Christi, also zur Zeit Karl des Großen. Wie sich aber später herausstellte, waren die Gräber noch 2-3 Jahrhunderte älter.

Für dieses Jahr war keine Grabung mehr zu erwarten.

Die geheimnisvolle StraÙe

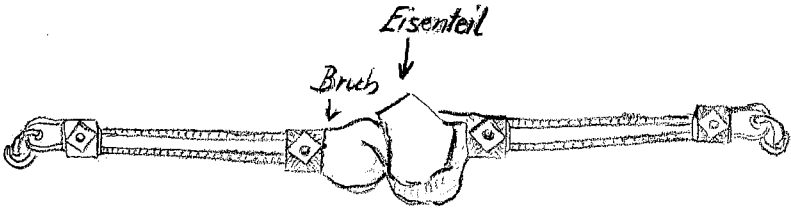
Der Sandweg von Widitten nach Zimmerbude sollte als StraÙe ausgebaut werden. Der StraÙenbauunternehmer Jander nutzte die milde Witterung des Spätherbstes 1934 aus, um die Vorflutgräben bei Widitten an der StraÙe entlang ziehen zu lassen. Am 4. Dezember rief er Dr. Gaerte an und teilte mit, daß beim Grabenbau vorgeschichtliche Scherben gefunden seien. Er bat um eine Untersuchung der Stelle, da er weiter arbeiten wolle. Schon am nächsten Tage erschien Herr Gronau und teilte den Kindern mit, daß er sofort anfangen wolle zu graben. Am ersten Tag war schlechtes Wetter, aber kein Kind ließ sich abhalten. Sobald die Schule aus war, ging es hinaus aufs Gräberfeld. Die Kinder zeigten Stellen, wo sie Anzeichen gefunden hatten, und dann deckten sie helle Erde ab, bis sie die Asche freigelegt hatten. Die eigentliche Ausgrabung erforderte viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Es durfte nur waagrecht gestochen werden. Beim kleinsten Widerstand wurde angehalten und mit der Hand oder mit dem Pinsel sondiert. Meist wühlten die Kinder die herausgeworfene Erde noch einmal durch und fanden noch manches. So war die Grabung zu einem Anliegen des ganzen Dorfes geworden.

Auf dem Pracherberge in der Nähe des Fischerviertels war eine Brandgrube 1,30 m im Durchmesser. Darin lagen mehrere spätheidnische

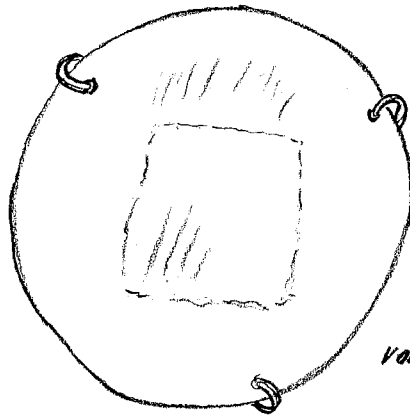
Bronzewaage.

Fischermettel

Beide Arme in der Mitte zerbrochen



Waagschale durch Hammerschlag in der Mitte eingeebnt



von der 2. Schale nur Stücke

2 Gewichte, oben u. unten durch 3 Punkte geeicht

Aufsicht

Seitliche



Scherben mit Rillenverzierung und Stempelmustern. Auch Pferdeknochen von mindestens 2 wenn nicht gar von 3 Pferden wurden gefunden, dazu 6 Steigbügel, Ringtrensen und Schnallen von Sätteln. Auch 2 schöne eiserne Speerspitzen wurden entdeckt. Dann kam aber etwas besonderes hervor: Ein bronzenener Waagebalken und 2 Waagschalen. Leider war der Waagebalken in der Mitte zerbrochen. An den wunderbar verzierten Armen der Waage hingen noch kleine Kettenglieder für die Schalen. Die eine Waagschale war noch ganz, aber durch einen Schlag mit einem Hammer eingebeult. Die Kinder fanden im weggeworfenen Sand 2 Gewichte aus Bronze, die mit je 3 Punkten geeicht waren. Herr Gronau erklärte, daß der dort Begrabene sicher ein Kaufmann gewesen war, sonst hätte man ihm nicht die Waage fürs Jenseits mitgegeben.

"Aber was kann man denn mit so einer kleinen Waage abwiegen?"

"Z.B. Silber. Silber war Geld. Früher hatte man das Silber zum Handeln nur in Stangen oder in dicken Drähten vorrätig. Die wickelte man sich um den Arm, damit sie nicht verloren gingen. Wenn man nun etwas kaufte, einigte man sich auf eine Menge Silber, das man von der Stange abbrach und auf der kleinen Waage nachwog. Für ein Pferd beispielsweise mußte man eine schöne Stange Geld opfern."

"Warum hat man aber die Waagschalen zerschlagen? So kann sie der Mann doch gar nicht im Jenseits gebrauchen!"

"Das sind Rätsel im Denken des damaligen Menschen, die man noch nicht ergründet hat. Man nimmt an, daß man mit den Grabbeigaben böse Erfahrungen durch Diebstähle gemacht hat. So hat man die Gegenstände unbrauchbar gemacht, in dem Glauben, daß sie im Jenseits leicht repariert werden könnten. Möglich ist auch, daß die mitgegebenen Dinge nur symbolischen Charakter hatten. So konnte sich dieser Tote als Kaufmann ausweisen, obgleich seine Waage unbrauchbar war. Aber er durfte nach dem Glauben der Vorfahren im Jenseits den ihm lieben Beruf auch ausüben.

So ist es vielleicht auch mit dem Pferd, das ihm mitgegeben wurde. Er erhielt ein Geisterpferd oder auch 2 oder 3, je nach Reichtum auf der Erde; denn schlechter als auf der Erde sollte er es im Jenseits auch nicht haben.

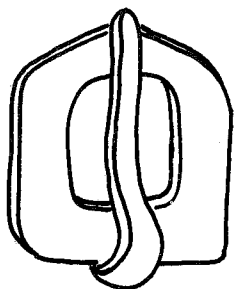
Die Wikinger, die auch um diese Zeit lebten, gaben sogar manchmal ihren Fürsten die Frau und die Dienerschaft und Hunde mit, wie wir es im Kaupwäldchen bei Cranz gefunden haben. Dort fanden wir 400 Gräber. "

"Aber wenn das ein Kaufmann gewesen ist, warum hat man ihm dann 2 Lanzenspitzen mitgegeben?"

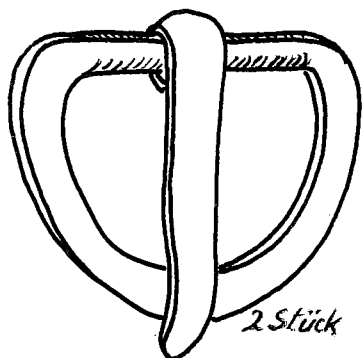


Schmalen aus Eisen.

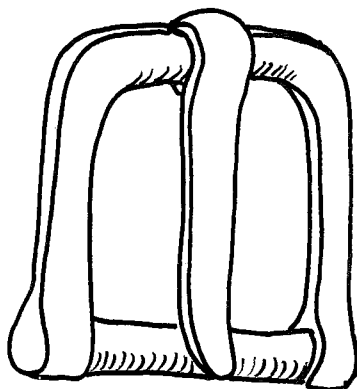
Fischerviertel.



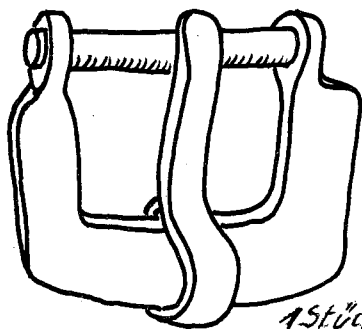
2 Stück



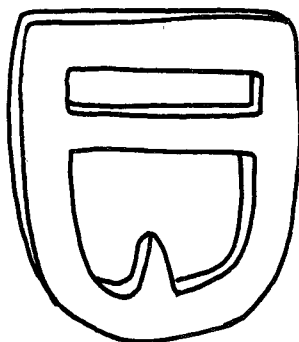
2 Stück



6 Stück



1 Stück



1 Stück

Herr Gronau erklärte.

Der Kaufmannsberuf war früher ganz anders als heute. Die Leute kamen nicht zum Kaufmann in den Läden, sondern er mußte ihnen die Waren hinbringen. Der Kaufmann ritt auf dem Pferde oft durch Wildnis, wo wilde Tiere hausten, und wo Räuber ihm auflauerten. Vielleicht war dieser Kaufmann sogar ein Wikinger, denn diese hatten hier im Preußenlande eine ganze Reihe Niederlassungen.

Am nächsten Grabungstag fanden wir ein Grab mit einem Menschenschädel. Der ließ sich durchstechen wie weiche Erde. Die Kinder sahen mit Grauen auf den Totenkopf und hatten viele Fragen. Auf dem Heimweg beantwortete Herr Gronau sie.

Dieser Tote sei viel später begraben worden. Das gehe daraus hervor, daß das darunterliegende Grab zerstört gewesen sei. Pferdeknochen, Steigbügel, Leichenbrand, alles liege durcheinander.

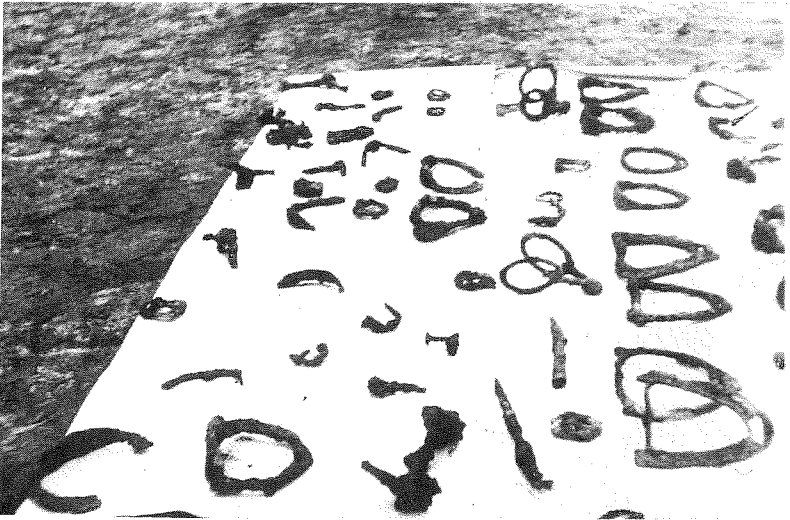
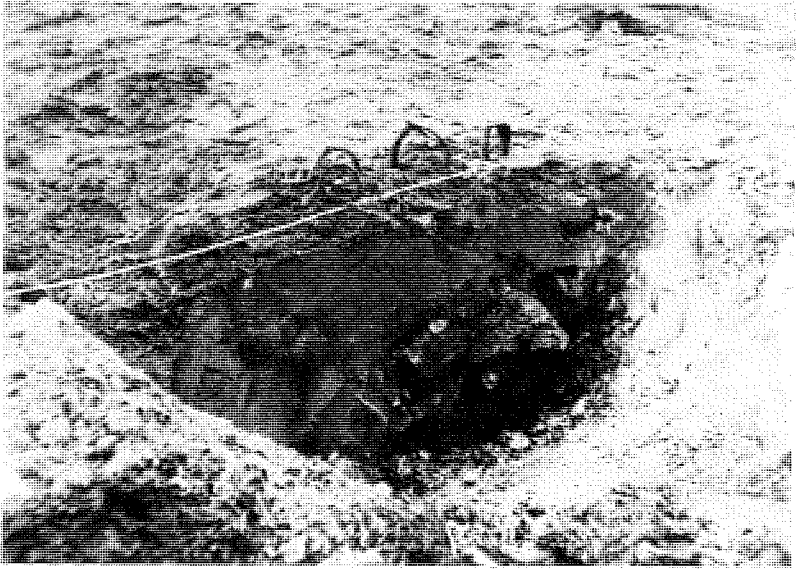
Wenn die Heiden Tote unverbrannt begruben, legten sie den Kopf nach Norden, damit er nach Süden in die Sonne sehen konnte. Die Christen aber zogen die Ost-Westrichtung vor, weil das Christentum von Osten kam, und die Sonne dort aufgeht.

Der Mensch, dessen Schädel wir gefunden hatten, war also in christlicher Zeit begraben worden. Vielleicht begrub man ihn absichtlich auf dem Heidefriedhof, um von einem Besuch abzuschrecken, es könnte ja ein Pesttoter von 1709 gewesen sein. Jedenfalls ist der Pracherberg verrufen gewesen.

Es könnte aber auch ein umgekommener Soldat aus der napoleonischen Rückzugsarmee gewesen sein, den man hier im "wüsten Acker" begraben hat. Der Schädel war so weich, weil er zu flach gelegen hat, Regen und Frost haben ihn mürbe gemacht.

In den nächsten Tagen wurde fleißig weiter gegraben. Drei Gräber, alle in Ost-Westrichtung waren ziemlich zerstört. Dann kam wieder ein gewöhnliches Grab mit Pferdebestattung. Aber nun entdeckten die Kinder mitten im Wege wieder eine schwarze Stelle, wo man einen wunderbar gedrehten Bronzering für einen Mannsfinger fand und Schildnieten. Am 11. Dezember wurde die Grabung wegen schlechten Wetters eingestellt.

Jetzt wurden in der Schulstube die Gegenstände auf weißem Papier auf den Bänken ausgebreitet und während der Weihnachtsferien ständig ausgestellt. Eine so reichhaltige Sammlung verschiedenster Gegenstände hatte niemand erwartet. Die Männer interessierten sich hauptsächlich für die Steigbügel, Schnallen und Trensen und kamen zu der Überzeugung, daß sich seit 1000 Jahren kaum etwas geändert

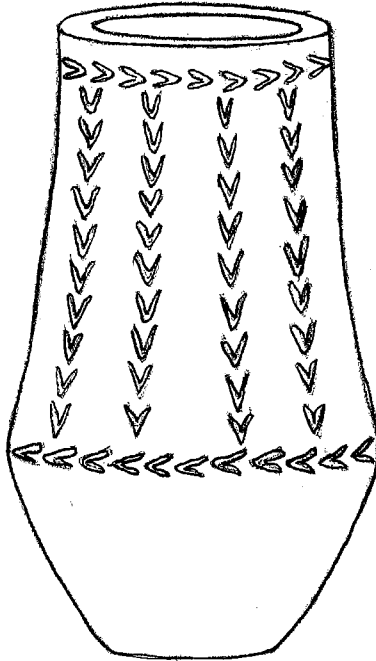


Am Wald.

Urne gefunden in Grab 1 am 24.1.35 vom Schachtmeister.

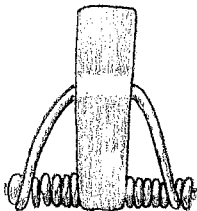
Oberer Rand schnitt mit der Erdoberfläche ab.

Farbe schieferschwartz, fettig glänzend.

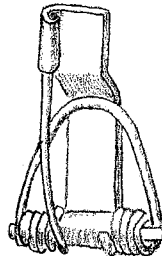


8 Reihen.

Bronzefibel
Oberseite



Unterseite



Eisefibel, stark verrostet.



Drabt der Feder
vierkantig.



hatte. Die Frauen bewunderten besonders die Ringe und fein ziselierten Ringfibeln.

Die Funde wurden in die Jahre um etwa 600 bis 700 n. Chr. datiert.

In der Spukecke

Wo der Elenskrüger Wald bis an die Straße Widitten-Zimmerbude und an das Haffufer vorstößt, soll es schon immer nicht recht geheuer gewesen sein. Ich erzählte davon Herrn Gronau und wollte dies mit einer Handbewegung abtun. Aber der sagte, sie hätten die Erfahrung gemacht, daß solche Erzählungen oft ein Hinweis für die Grabungen sind. Es scheint da ein dumpfes Erinnern an Vorgänge aus früherer Zeit vorhanden zu sein. Ich sollte abwarten, ob nicht beim Straßenbau etwas zum Vorschein komme.

Die Straßengräben wurden während des Winters 1934/35 bis zur Brücke über das Laukefließ erweitert. Eines Tages brachte einer der Wegearbeiter eine hohe Tonflasche, die mitten im Fußsteig am Waldrand in der Erde gestanden hatte. Sie war sehr schön mit 8 Reihen Winkelstichmustern verziert. Oben und unten schloß sich ein Kranz von gleichen Mustern an. Nun besahen wir, ich und mein Sohn die abgestochenen Grabenränder genau, und plötzlich zeigte der kleine Hellmut in der Grabenwand auf eine dunkelgrüne Stelle. Bei der Berührung fiel plötzlich ein Erdklumpen herunter, und nun sahen wir die Stirn eines Pferdes. Die grünen Stellen waren schmale Bronzebleche, die quer über der Stirn gelegen hatten wie der Stirnriemen des Zaumzeuges.

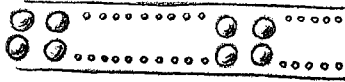
Das war am 24. Januar 1935. Bild und Meldung gingen sofort ans Prussiamuseum, und am 27. Januar kamen die Leute schon an.

Da der Boden gefroren war und durch das Entgegenkommen des Bauunternehmers der Wegrand unberührt bleiben sollte, wurden am 28.1. die Grabanlagen lediglich roh eingemessen und durch Kiefernzweige und Sand wieder zugedeckt.

Gegen April war der Boden völlig aufgetaut, und die Grabung wurde bis Anfang Mai und dann vom 23. bis 30. Mai fortgesetzt. So wurden noch etwa 20 Gräber aufgedeckt, die am Waldrand lagen. Es war fast noch interessanter als das erste Mal, weil gleichzeitig ganze Bänke zur Seite der Straße abgedeckt wurden. Zuerst kamen dann gewöhnlich die Packungen von großen Steinen auf den Pferdeleibern hervor, dann die Pferde selbst. Sonst schienen diese Gräber aber reicher ausgestattet gewesen zu sein als die am Fischerviertel. Es kamen eine

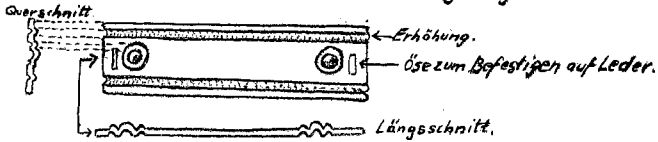
Bronzebeschlag für Zaumzeug

Shinband am Pferdeschädel des 2. Grabes. Am Wald.
(Siehe Sporn!)

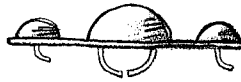
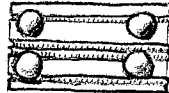
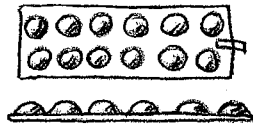


Keine Niete, sondern Beulen,
oben erhöht, unten vertieft.

Mit solchen Platten war das Zaumzeug belegt in Grab 4.



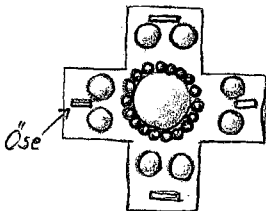
Zaumbeschlag aus Grab (4?)



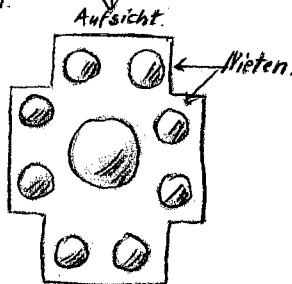
Querschnitt
Kreuzstück.
Die Köpfe der Niete sind hohl.

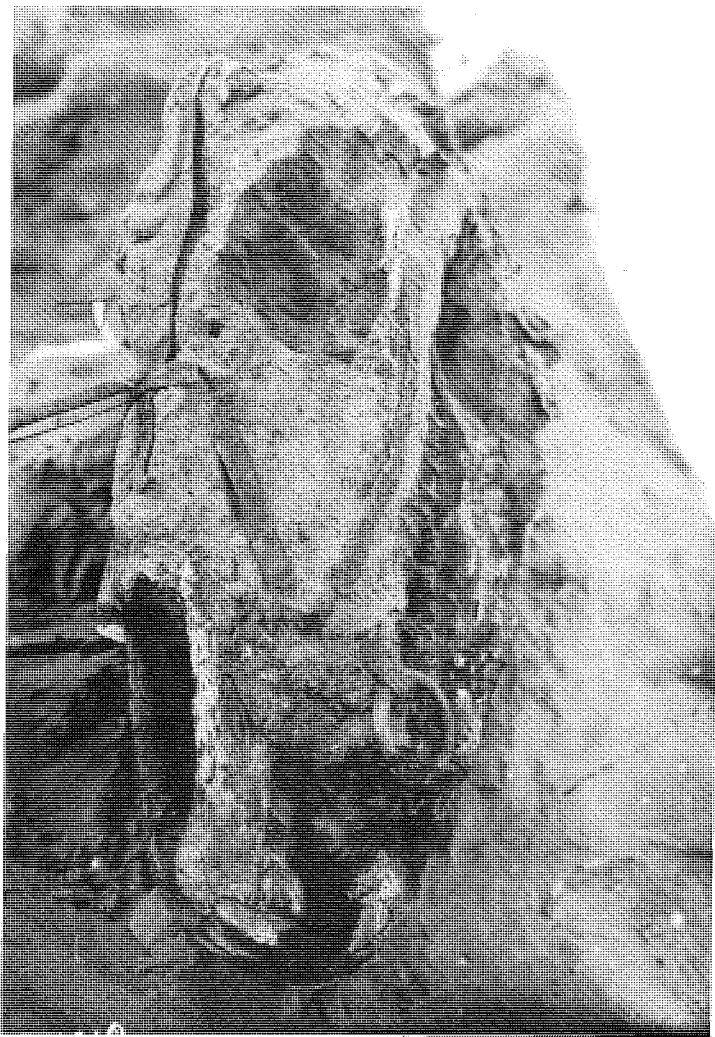
Lederrest → Andre Niete.

Kreuzstück ohne Niete.



Die Erhöhungen sind nur
aufgebeult.





Menge Gefäße für die mitgegebene Nahrung zum Vorschein. Die Trensenringe und Schnallen waren oft aus Bronze hergestellt. Daß die Vorfahren ihre Messer auch scharf machen konnten, ging daraus hervor, daß sie den Toten Wetzsteine, z.T. ganz abgeschliffene beigaben. Mehrere Spinnwirtel aus rotem Speckstein oder aus Ton deuteten auf die Beschäftigung der Frauen hin, desgleichen ein großer Mahlstein mit abgeplattetem Reibestein. Den größten Eindruck aber machten auf die Kinder die verschiedenen Fibeln aus Eisen oder Bronze, die Vorläufer unserer Sicherheitsnadel, mit denen die faltenreichen Gewänder auf der Schulter zusammengehalten wurden. Da gab es schönste Armbrustfibeln, solche mit umgeschlagenem Fuß und Viersprossenfibeln, von denen eine sogar durch einen kurzen Blechstreifen auf jeder Seite und mit 3 Nieten repariert war. Für den Schönheitssinn der damaligen Frauen sprachen mit Perlen bestickte Gewebestücke und tonnenförmige Bernsteinperlen. Viel bewundert wurden die reichen Verzierungen auf den bronzenen Vierpässen der Zaumbeschläge. Die Steigbügel wurden als die ältesten im baltischen Raum angesprochen. Ursprünglich haben ja die Reiter nur eine Lederschleufe für den Fuß gehabt. Sie wurde durch einen quergestellten Holzsteg verstärkt und offen gehalten. In den eisernen Formen spiegelte sich der Übergang aus der Lederschleufe zur späteren Rundform der Steigbügel deutlich wieder. Das war sehr aufschlußreich, und auch die Kinder bekamen eine Ahnung von der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Gebrauchsformen.

Am besten wurde das an der Fibel klar. Ursprünglich wurde eine Fischgräte oder ein Knochensplitter als Nadel benutzt. Weil diese Nadel aber oft herausrutschte, durchlochte man das dicke Ende und zog einen Faden hindurch, den man nach dem Feststecken des Kleides um die Spitze der Nadel, die an der anderen Seite herausschaute, wickelte. Das hielt schon besser. Zuletzt aber ersetzte man den Faden durch einen starken Draht, der mit einer Spiralfeder in die Nadel überging und in eine Öse auslief, wohinein die Spitze der Nadel nach dem Durchstechen des Stoffes gelegt wurde. So entstand die Fibel und unsere Sicherheitsnadel.

Die Kinder waren nun schon Fachleute, und die größeren belehrten die kleineren.

Durch die Presse sprachen sich die Ergebnisse der Grabungen in Widitten herum, und am 3. Mai 1935 erschienen 60 Lehrer auf Einladung des Museums. Zuerst hielt ich einen Vortrag über die Geschichte Widittens, dann erklärte Dr. Gaerte die Grabungsweise und weiter





führte der Grabungsleiter Dr. Kleemann die Grabung durch.

Die älteren Schulkinder machten Fremdenführer und ließen sich wegen ihrer Kenntnisse anstaunen.

Das Interesse der vielen Erwachsenen machte einen großen Eindruck auf die Kinder. Sie beteiligten sich in den folgenden Jahren immer wieder an den Ausgrabungen, im November 1935, Mai 1937, und Ende Mai 1938. Immer neue Dinge kamen zum Vorschein. Die Herren vom Museum waren jedes Jahr wochenlang meine Gäste. Auch Schulen aus der Umgebung kamen, sogar Fortbildungsschulen.

Die Gegenstände selbst wanderten samt und sonders ins Museum. Auch meine Bitte, wenigstens ein Stück jeder Art in der Schule als Anschauungsstück zu lassen, wurde abgeschlagen, obgleich das Landesmuseum gar nicht mehr in der Lage war, die Funde zu bewältigen. So blieb mir nur übrig, die wesentlichsten Stücke in natürlicher Größe abzuzeichnen oder zu fotografieren.

Das ganze Prussiamuseum mit seinem reichen Inhalt ist nach dem Kriege verloren gegangen. Ich aber rettete fast alle meine Aufzeichnungen und Bilder, indem ich sie an meine Verwandten nach Mitteldeutschland schickte.

Im Jahre 1954 meldete sich Herr Dr. Kleemann vom Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Bonn und bat mich um Auskunft über die Funde in Widitten. Meine Bilder und Berichte waren die einzigen Unterlagen. Sie wurden jetzt für eine Festschrift ausgewertet (Documenta Archeologica) unter dem Titel "Samländische Funde und die Frage der ältesten Steigbügel in Europa".

Auch Herr Gronau meldete sich aus Lübeck wieder. Bei einer Ausgrabung im Lahwalde bei Adenstedt im Kreise Peine traf ich auch den früheren Direktor Dr. Gaerte. So finden nicht nur die alten Freunde der Vorgeschichte zusammen, sondern die Arbeiten sind auch nicht umsonst gewesen.

Conowedit

Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg machte die Oberstufe mit Schlitten eine Winterfahrt durch den Wald nach Vierbrüderkrug. Diesen Krug kennt jeder Königsberger; denn er war einer der beliebtesten Ausflugsorte. Von Widitten aus lag er ungefähr auf dem halben Wege nach Königsberg mitten in der Caporner Heide, die keine Heide, sondern ein schöner, dichter Fichten- und Kiefernhochwald mit Elchbe-

stand war. Wir wanderten nach dem 2 km entfernten Dörfchen Margen an das Haff. Hier lag dicht am Dorfe der Schloßberg.

Ich erzählte nun den Kindern, daß die Altertumsforscher auf diese kleine Erhebung die Burg Conowedit verlegten, die in der Ordenschronik erwähnt wird. Gefunden habe man trotz mancher Grabung und trotz der Schatzsage, die um diese Stelle geisterte, aber noch nichts. Allerdings sei die Vierbrüdersäule ein Hinweis darauf, daß Conowedit hier gelegen haben müsse.

Als wir nach Vierbrüderkrug zurückkehrten, dachten die Bauern, die uns hergefahren hatten, noch gar nicht daran, zurückzufahren. Deshalb ließ ich ein Kind die Sage von der Vierbrüdersäule aus der Erinnerung erzählen.

Als der deutsche Ritterorden schon fast das ganze Preußenland besetzt hatte, leistete nur noch das Sudauerland, das heutige Masuren, Widerstand. Da zogen von überall Ritter hin, um das Land zu erobern. Auch Preußen, die Christen geworden waren, halfen mit. Sie wurden auch Brüder genannt, konnten aber nicht in den Orden aufgenommen werden. Man nannte sie Struter. Vier solche Struter, die dem Orden in Sudauen geholfen hatten wollten in ihre Heimatburg Conowedit zurückkehren. Nachdem sie den weiten Weg von Sudauen zum Samland zurückgelegt hatten, kamen sie eines Tages gegen Mittag hier an dieser Stelle an. Weil sie müde waren, legten sie sich unter einem Baum schlafen. Da wurden sie im Schlaf von nachfolgenden Sudauern erschlagen. Der Orden setzte diesen ermordeten Brüdern ein Denkmal und schrieb die Begebenheit auf eine Tafel, die an der Säule befestigt wurde.

Obgleich die Kinder diese Geschichte schon gehört hatten, waren sie an Ort und Stelle doch ziemlich beeindruckt. Ein Junge fragte, warum die vier Brüder eigentlich nicht gleich nach Hause gegangen seien, wo sie doch durch die Bäume ihre Burg schon sahen. Er hätte sich nicht hier in den Wald gelegt, wenn er monatelang von zu Hause fort gewesen wäre und nur noch 2 km Weg gehabt hätte.

Ich hatte darüber noch nicht nachgedacht und die Herren Vorgesichtsforscher wohl auch nicht. Sie waren alle auf den Schloßberg von Margen festgelegt. Die Kinder aber dachten vorurteilsfrei.

War es nicht auch unwahrscheinlich, daß die Burg Conowedit hieß, während das dicht daneben gelegene Dorf den Namen Margen hat, der auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit hatte. Welcher Name war denn so ähnlich? Widitten natürlich! Dazu paßte doch wunderbar Conowedit, vielleicht "Burg am kleinen Fluß".

Wenn die vier Brüder bei Vierbrüderkrug gelagert hatten und noch 12-14 km Weg vor sich hatten und müde waren, dann lohnte wohl noch ein Schläfchen zur Stärkung. Gab es nun für die Burg Anhaltspunkte? Schon in der Geschichte um den Heiligen Adalbert war ja von einer Burg die Rede. Außerdem war es wahrscheinlich, daß an dem vorzüglich gelegenen Handelsplatz mit seinem Bernsteinhandel tatsächlich ein Burgherr gewohnt haben mochte. Auch die Lage der Burg konnte man vermuten. Neben der Schule machte die ziemlich hohe Düne, die das Haff von Osten her begleitete, einen scharfen Knick nach Süden und lief nach Südwesten etwa 2-3 km bis zur Waldecke nach Zimmerbude. An diesem Knick kreuzten sich die alte Heeresstraße von Fischhausen nach Königsberg und die Haffstraße nach den 3 Hafforten Zimmerbude, Peyse und Nепlecken. Das war also ein strategisch wichtiger Punkt. Und dann die Lage zum Wasser, das ein paar Meter von dieser Stelle ab ins Haff floß.

Als ich mit dem Gastwirt Wenk, dem das Ackerland an dieser Stelle gehörte, über meine Vermutung sprach, erzählte der, daß er immer wieder auf Steine und Fundamente treffe, wenn er tiefer pflüge. Im nächsten Herbst gruben wir dort und legten bei einem halben Meter Tiefe eine Steinmauer bloß, die zum Fluß hinunter führte. Oben ging sie in einem scharfen Knick rechtwinklig herum. Conowedit war gefunden!

Wir meldeten das natürlich sofort dem Prussiamuseum und baten um Grabung. Aus Zeitgründen sollte die jedoch erst im nächsten Jahr erfolgen.

Da hatten also die Kinder eine alte Streitfrage ins Rollen gebracht und zur Entscheidung beigetragen. Widitten war noch mehr ins Licht der alten Geschichte gerückt. Aber zu der Ausgrabung ist es nicht mehr gekommen. Der Krieg kam und danach die Russen.

Die Schuhe der alten Preußen

Es war in den Spätsommertagen gegen den Herbst hin. Die Gräser im Walde waren lang und hart, und das Wandern durch das Unterholz machte müde. Gegen Mittag traten wir aus dem Walde und erstiegen einen nahen Hügel, den wir bisher noch nie gesehen hatten. Nach Nordosten zu ragte eine Windmühle in den Himmel. Dahinter mußte Bärwalde liegen. Nach Nordwesten hin aber grenzte eine dunkle Erhebung den Horizont ab, der Galtgarben, der heilige Berg der alten Preußen, Gailgarbo, auf dem eine Fliehbung gewesen war.

Ein Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit inmitten dieser Weite legte sich auf die Kinder, und sie waren still und in sich gekehrt. Ich führte sie über den Hügel bis zu einem alten Granitstein. Ein eingehauenes Kreuz und eine völlig verwitterte Jahreszahl waren noch zu erkennen aber nicht mehr zu lesen. War das vielleicht ein Sühnstein, ein Gedenkstein für ein Unglück oder das Überbleibsel eines Kirchhofes? Die Kinder konnten das Geheimnis nicht enträtseln. Schließlich legten sie sich unter dem großen Baume auf der Höhe nieder. Keiner sprach mehr ein Wort, und auch die Vögel schwiegen. Eine geheimnisvolle Märchenstimmung lag über der Landschaft und teilte sich den Kindern mit, und so träumten sie hinüber in den Schlaf.

Nach einer Weile erhob ich mich, um einen bequemen Weg zum Heimatdorf zu suchen. Da fand ich im niedrigen Tannendickicht eine fast zugewachsene Grube, in der eine Anzahl zerrissener Schuhe lagen. Sie waren schon zum Teil mit Moos überwachsen. Dann entdeckte ich einen Waldweg in Richtung Widitten und kehrte zu den Kindern zurück.

Als ich sie schon wach fand, kam mir ein seltsamer Gedanke, und ich fing an, leise zu erzählen:

"Dieses hier ist gewiß ein geheimnisvoller und verwunschener Ort,





daß ich nicht laut zu sprechen wage. Dieser Baum hat schon Jahrhunderte vergehen sehen. Jener alte, moosbewachsene Stein muß wohl eine besondere Bedeutung gehabt haben, sonst würde er nicht in dieser Einsamkeit stehen. Aber lange vor seiner Errichtung, als das Christenkreuz, das in ihn eingemeißelt ist, hier noch unbekannt war, lebten schon Menschen in dieser Gegend, die alten Preußen."

Ich wies mit der Hand nach den dunklen Bergen am Horizont:

"Dort drüben auf dem Galtgarben stand vor etwa 1000 Jahren eine Burg der alten Preußen. Wenn Feinde ins Land einbrachen, flüchteten alle Bewohner der Umgegend auf die hohe Burg und verteidigten sie. In friedlicheren Zeiten aber wurde sie von einem geachteten Manne verwaltet. Sein Vieh weidete unten im Tale auf saftigen Gründen weit weg von der Burg. Immer wieder aber zogen Räuberbanden besonders aus Litauen ins Preußenland und raubten das Vieh.

Eines Tages im Spätherbst hatte ein Trupp Litauer das Vieh des Burgherren geraubt. Als die Hirten am späten Nachmittag die Nachricht auf die Burg brachten, rief der Herr alle seine Knechte zusammen, und sie beschloßen, den Räubern am nächsten Morgen nachzuziehen.

Mit Speeren, Schwertern und Äxten bewaffnet zogen sie nach Osten. Es war aber schwer durch den Urwald zu kommen; denn es gab weder

Weg noch Steg. Dazu kam Schnee und deckte die Spuren zu, und sie verloren viel Zeit mit dem Suchen. An der litauischen Grenze waren die Räuber noch nicht eingeholt, aber sie waren alle sehr erschöpft. Von den Strapazen überanstrengt starb zudem ihr guter Herr. Nun mußten sie umkehren. Sie trugen den toten Herrn mit zurück, um ihn in der Heimat Erde zu begraben. Aber noch mehrere starben, und die konnten sie nicht mitnehmen und begruben sie in der Wildnis. Plötzlich fanden sich auch Wölfe ein. Jetzt mußte jede Nacht einer von den Männern wachen, um ein Feuer zu unterhalten, das die Wölfe abhielt.

Nach langem, mühseligem Marsche kamen sie eines Abends auf diesem Hügel an und sahen weit jenseits des Tales ihre Heimatburg. Aber sie waren zu müde zum Weiterwandern. Unter einem Baum machten sie ein Feuer, hoben ihren toten Herrn auf eine Astgabel und legten sich am Feuer schlafen. Einer der Männer sollte wachen und Holz nachlegen.

Von der Burg aus hatten die schon lange wartenden Menschen das Feuer gesehen. Als die Morgendämmerung anbrach machten sich einige Männer der Burgbesatzung auf den Weg. Nach stundenlangem Marsch kamen sie hier an. Aber was fanden sie? - Nur Kohlen von einem ausgegangenen Feuer und hoch im Baume den Leichnam ihres Herrn. Die Männer aber fanden sie nicht mehr, nur ein paar zerrissene Schuhe. Jedenfalls hatte die Nähe der heimatlichen Burg den Wächter sorglos gemacht, und er war, vom heimatlichen Herde träumend, eingeschlafen. Die Wölfe hatten die Männer im Schlaf überfallen. Der Schnee ringsum war rot von Blut."

Die Kinder waren gespannt der Erzählung gefolgt. Ich setzte leise hinzu: "Wollt ihr sie sehen, die zerrissenen Schuhe?" Ich sah, wie sie bleich wurden, erhob mich und winkte ihnen zu folgen. Vorsichtig folgten sie und standen plötzlich an der flachen Grube. Sie starrten auf die Schuhe und erlebten in Gedanken noch einmal die furchtbare Tragödie, von der die Beweisstücke da unten lagen.

Da sprang plötzlich die Frieda auf einen Schuh zu, hob ihn auf und rief: "Das sind ja alles Damenschuhe!" Jetzt schauten auch die andern Kinder erstaunt und stellten dasselbe fest. Es gab ein tolles Schreien und Lachen, der Bann war gebrochen.

Als sich die Kinder beruhigt hatten, sagte ich: "Ihr hättet euch doch denken können, daß die Schuhe in 1000 Jahren längst vergangen wären. Denkt doch an die Trensen und Sättel, die wir in den Gräbern

gesucht haben. Nichts vom Leder fanden wir, nur verrostetes Eisen. Das habt ihr nicht bedacht, weil ihr euch die 1000 Jahre gar nicht vorgestellt habt."

"Das stimmt", riefen die Kinder, "aber Sie haben uns doch belogen."

In einer Lehrersitzung in Königsberg habe ich von diesem Experiment berichtet, um zu beweisen, daß die Kinder keine Zeitvorstellung haben. Dabei erzählte ich die ausgedachte Geschichte genauso. Nach dem Vortrag kamen 2 Lehrerinnen und bekannten: "Wissen Sie, als Sie so lebhaft erzählten, da haben wir das von den Schuhen auch geglaubt."

Vor Gott und vielleicht vor Kindern sind 1000 Jahre eben wie ein Tag.

Geschichte einer Straße

Die Bedeutung einer Straße erklärt oft erst die Bedeutung eines Ortes und umgekehrt. So ist die Geschichte Widittens auch die Geschichte seiner Straße. Als die alte Straße den neuen Verkehrsmitteln nicht mehr genügte, als eine Straße für Autos und eine Schienenstraße weiter nördlich gebaut wurden, die den Ort nicht mehr berührten, sank Widitten in ein verträumtes Dasein. So lernte ich es noch kennen, als ich 1928 dort einzog.

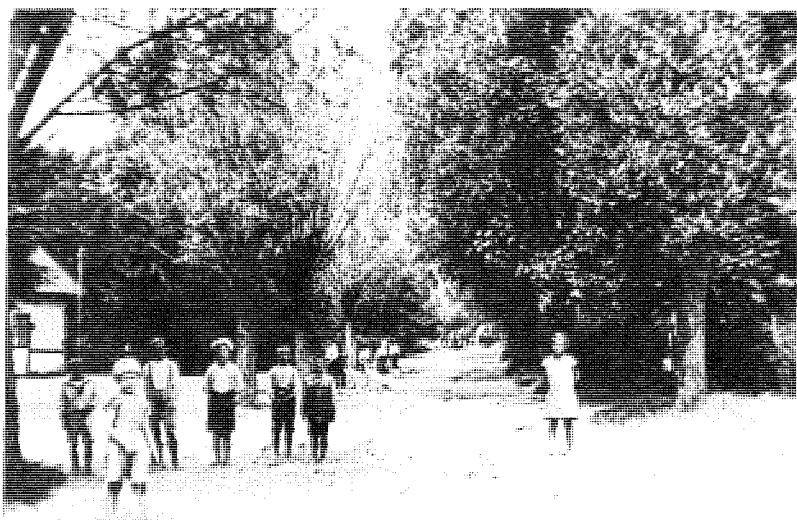
Damals begann oder endete die ausgebaute Straße 200 m hinter der Brücke über die Widitte, vor Marschenen. Widitten lag einsam im Sand zwischen Haff und Wald. Uralte Kopfweiden begrenzten den Weg, und wenn die Königsberger sich am Himmelfahrtstage mit ihrem Wagen bis Widitten hinauswagten, um die beliebten Schinkenbrote bei Mutter Wenk zu verzehren, dann priesen sie das Idyll des Weges, auf dem es sich so weich fuhr. Das war der Sand.

Autofahrer, die die 6 km Landweg zwischen Marschenen und Kobbeldude wagten, blieben gewöhnlich am "Berge" bei den drei Eichen vor Elenskrug elend im Sande stecken.

Im Herbst und Frühjahr aber wurde der Weg noch "idyllischer". Dann bildete sich vor der Schule eine Seenplatte, so daß selbst die Pferde nur ungern hindurchgingen, weil es bis über die Köpfe spritzte. Die Kinder allerdings konnten unbekümmert um den Verkehr in den großen Pfützen herumwatschen. An manchen Stellen schwammen sogar Enten und Gänse.

Die 300 m zwischen Dorf und Wald war der Weg am tiefsten ausgefahren, und die Wegränder lagen so hoch, daß das Wasser wochenlang





stehenblieb, ein breiter Kanal bis zu 60 cm tief. Wagemutige Autofahrer kamen ungefähr bis zur Mitte, zaghafte blieben schon am Rande stehen. Der nahe dabei wohnende Besitzer zog sie dann gegen eine Gebühr, je nach Güte des Autos, mit 2 Pferden aufs Trockene. Das war immer ein schöner Nebenverdienst in den Herbst- und Frühjahrswochen.

Der Posthalter von Widitten

Wenn wir heute einen Brief nach Japan oder Australien schicken wollen, dann schreiben wir nur die Adresse darauf, kleben eine kleine Briefmarke dazu und werfen den Brief in einen Kasten an der Straßenecke. Es kommt uns dabei gar nicht zum Bewußtsein, wie einfach und billig die Beförderung ist. Früher war das anders. Nur reiche Leute konnten sich einen Boten für die Beförderung eines Briefes leisten. Die anderen Leute konnten ihre Nachrichten nur durch zufällig dort hinreisende Leute wie wandernde Handwerksburschen mitschicken. Fürsten, Stadtverwaltungen und auch reiche Kaufleute unterhielten zum Teil eigene Posten und bedienten sich dabei meist herumziehender Metzger. Man nannte sie "Metzgerposten". Wenn die Metzger in einen neuen Ort kamen, gaben sie mit einem Kuhhorn ein Signal und machten bekannt, für wen sie Briefe mitgebracht hatten. Der Deutsche Ritterorden unterhielt in Preußen eine eigene Beförderungsanstalt für Briefe, einen "Bryfstall". Die Aufsicht darüber führte der Pferd demarschall des Ordens, daher der eigenartige Name der Anstalt. Immerhin ist das schon 600 Jahre her.

Beim Durchsuchen des Gerümpels auf dem Boden eines Bauernhauses fand ich unter Schutt und Staub eine merkwürdige "Post- Reise-Karte" aus dem Jahre 1836, bei Simon Schropp in Berlin gedruckt. Sie zeigte "Deutschland und die angrenzenden Staaten zwischen London und Lublin, Kopenhagen und Mantua". Zu aller Erstaunen waren im ganzen westlichen Samland nur die Orte Pillau, Fischhausen und Widitten verzeichnet; Widitten, dieser abgelegene kleine Ort, der nur 140 Einwohner hatte, war also früher Poststation gewesen, sicher wegen seiner Mittellage zwischen Königsberg und Fischhausen. Die Entfernung von Königsberg war mit $2 \frac{3}{4}$ Meilen angegeben (21 km), die von Fischhausen mit 2 Meilen (15 km). Die Angaben stimmen heute noch.

Dieser alten Karte nach ging die alte Poststraße von Königsberg

über Widitten - Fischhausen - Pillau - Neutief - Frische Nehrung - Polski - Kahlberg - Stuthof - Nickelswalde - Danzig, von da über Stolp - Schlawe - Köslin - Naugardt nach Stettin und Berlin. Widitten liegt an der kürzesten Verbindungsstraße zwischen Königsberg und Pillau. Diese Postlinie ist nach den Urkunden von großem Kurfürsten schon im Dreißigjährigen Kriege 1646 versuchsweise eingerichtet worden. Da sie sich bewährte, übernahm sie 1649 der Staat endgültig.

Die Postreiter waren kurfürstliche Dragoner, darum sprach man von der Dragonerpost. Die Soldaten setzten ihren ganzen Ehrgeiz ein, um recht schnell zu sein, und so wurde diese kurfürstliche Post als "fliegende Post" berühmt. Die Strecken waren genau eingeteilt, und zur Ablösung des Postreiters standen in den Posthaltereien stets Pferde und Männer bereit, die die Briefe von dem herangaloppierenden Dragoner übernahmen und zur nächsten Poststelle weiterbeförderten. Die örtlich abzuliefernde Post blieb bei dem betreffenden Posthalter und mußte vom Empfänger gegen Erstattung der Beförderungsgebühr abgeholt werden.

Weil die Strecken nur 2-3 Meilen lang waren, konnten die Pferde den Trab durchhalten, und so konnte die Strecke Königsberg-Berlin über die Nehrungsstraße in 4 Tagen bewältigt werden. Später verzweigte sich von Königsberg die Strecke nach Liebstadt, Hohenstein, Neidenburg und über Rastenburg - Ortelsburg nach Warschau.

Neben den Postreitern gab es seit 1649 noch Postkaleschen, die Personen beförderten. Das waren geschlossene Kutschwagen, die mit 4 Pferden bespannt waren und vom Postillion, dem "Schwager", betreut wurden. Zur Unterhaltung der Gäste blies er unterwegs auf seinem Posthorn schöne Lieder.

Besonders die Sandwege durch das südliche Samland waren damals meist schlecht. Da wurden die Reisenden oft schön durchgeschüttelt. Die Post bewährte sich so gut, daß sie 1654 über Königsberg hinaus nach Memel - Mitau - Riga - Reval und nach Moskau erweitert werden konnte. Seit 1712 gab es sogar Briefträger, die die Post ins Haus brachten.

Friedrich Wilhelm I. erweiterte in Ostpreußen die Zahl der Poststrecken beträchtlich. Der große Friedrich II. sorgte in gleicher Weise besonders für das neu eingegliederte Westpreußen. Napoleon wollte die Post nur bis Westpreußen durchlassen, um den geschlagenen König von Preußen in Memel von allen Nachrichten abzusperrern, aber

Auszug aus dem Grundbuch von Widitten

Band II Blatt Nr. 16, Grundstück Nr. 6/7, Größe 65, 9801 ha,
Grundsteuerreinertrag 246,71 Taler.

II. Abteilung Spalte Lasten:

Nr.1. In dem vom General-Postamt mit dem Posthalter Metzger den
29. Juni 1768 geschlossenen Erbpachtvertrag ist festge-
setzt, daß

1. dem General-Postamte das Obereigentum und dem Besitzer
nur der Nießbrauch von dem Grundstück zusteht,
2. die Reparaturen und Neubauten, letztere jedoch nur gegen
unentgeltliche Verabreichung des erforderlichen Holzes
aus der Forst nach einem auf Kosten des Besitzers durch
den Landbaumeister gefertigten Anschlag von dem Erbpäch-
ter übernommen werden müssen.
3. 10 Tlr. 21 Sgr. 5 Pfg. Grundzins an das Intendantur-Amt
Caporn für die zu diesem Grundstück gehörigen Wiesen und
Äcker von dem Erbpächter berichtet werden muß, der auch
das zum Ausschicken nötige Bier und Branntwein aus dem
Amte entnehmen und nach der ihm zu setzenden Taxe ver-
kaufen muß,
4. nur an Subjekten, die das Post-Fuhrwesen zu übernehmen
imstande sind und mit Genehmigung des Kgl. General-Post-
amtes die Veräußerung dieses Grundstücks geschehen kann
und wobei nur die Deteriorationen nicht aber Melioratio-
nen vergütet werden müssen,
5. wenn die Erben des Besitzers oder dessen Witwe die Post-
halterei zu übernehmen sich nicht getrauen sollten, das
General-Postamt berechtigt ist, gegen Erstattung des be-
zahlten Kaufgeldes von 300 Talern das Grundstück zurück-
zunehmen.
6. Erbpächter gegen eine billige Bezahlung die Passagiere
zu bewirten verbunden ist und die Postgebäude von der
Posthalterei nicht getrennt werden dürfen, sondern be-
ständig damit combinirt bleiben müssen, auch der Erb-
pächter berechtigt ist, die Erbpachtsgerechtigkeit auf-
zuheben, im Falle Erbpächter die übernommenen Verpflich-
tungen nicht erfüllen sollte;

welches auf Grund des gedachten Erbpachtvertrages ex
decreto vom 27. Juli 1827 vermerkt worden.

sie wurde heimlich doch weiterbefördert.

Ein Brief kostete damals von Königsberg nach Berlin 12 Mark Porto, also das Hundertfache wie 1939. Eine Person mußte in der Kalesche je Meile etwa 20 Mark bezahlen. Wir berechneten in der Schule so die Preise für einige Entfernungen und staunten. Von Königsberg bis Pillau mußte der Reisende 130 Mark bezahlen bei 11 Stunden Fahrzeit. Während ein Widitter für eine Fahrt nach Königsberg damals 50 Mark bezahlen mußte, kostete es 1939 ebenso viel Pfennige. Das war die "gute alte Zeit"!

Natürlich erzählten die Schulkinder alles auch zu Hause. Da brachte der alte Nachbar Bobeth einen alten Grundbuchauszug von seinem Grundstück, und bestätigte, daß Widitten tatsächlich im Jahre 1768 Poststelle war. Sein Grundstück war nämlich Posthalterstelle gewesen. Es war sogar festgelegt, woher der Posthalter das Bier und den Branntwein zu beziehen hatte, nämlich vom Kammeramt Caporn, 6 km entfernt in Richtung Königsberg. Aus Pietät hatte der Nachbar diese Eintragung ins Grundbuch nicht löschen lassen und zahlte jährlich noch immer den Grundzins von 8,04 Goldmark für die Posthalterstelle, obgleich er weder einen Ausschank noch eine Poststelle unterhielt.

Seitdem die Bahn 7 km nördlich von Widitten gebaut war wurde die Post von Großheidekrug ausgefahren. Widitten war jetzt zu ablegen. Die Hauptstraße ging jetzt von Königsberg über Fuchsberg - Wargen - Powayen nach Fischhausen und war 10 km länger als die über Widitten, führte aber an großen Gütern vorbei.

Die alte Heeresstraße

Der Herzog Albrecht I., der letzte Hochmeister des Ordens und der erste Herzog von Preußen ist wohl oft diese Straße entlang gefahren, um mit seinem Freunde und ständigen Vertreter, dem Bischof Wilhelm von Polentz in Fischhausen Rat zu pflegen. Nachdem der große Kurfürst Pillau zu seinem ersten Hafen und zu einer Festung ausgebaut hatte, wurde die Widitter Straße auch zur Heeres- und Handelsstraße. Der Seekanal bestand damals noch nicht, und das Haff war zu flach für Seeschiffe, so daß die Kaufmannsware entweder in flache Schuten oder auf Wagen umgeladen wurde.

Noch lebhafter mag es um 1701 auf unserer Straße hergegangen sein, weil die Königskrönung Warentransporte aus Brandenburg über Pillau nötig machte.

Friedrich Wilhelm I. schickte die Salzburger zum großen Teil über den Hafen Pillau nach Ostpreußen, wo sie dann mit ihren großen Planwagen durch den Widitter Sand nach ihrer neuen Heimat bei Gumbinnen zogen. Tausende mögen von den Widittern am Wege verpflegt oder zur Nacht aufgenommen worden sein. Schon hier mag es manchem der Vertriebenen gefallen haben; denn noch vor dem Kriege waren Nachkommen von Salzburgern in der Gegend von Fischhausen nachweisbar.

Schlimm ging es der Straße im Siebenjährigen Kriege, als 1758 eine russische Armee nach dem Hafen Pillau zog. Selbst den Russen, die bestimmt nicht durch gute Straßen verwöhnt waren, kam die Heeresstraße durch das südliche Samland so schlecht vor, daß der russische Gouverneur drohte, sie auf Kosten der umwohnenden Bauern ausbessern zu lassen, wenn sie die Arbeit nicht selbst tun würden.

1807 zog hier eine französische Armee entlang, um Pillau von der Landseite zu nehmen. Das gelang nicht, weil der alte Oberst Herrmann die Festung nicht lebendig übergeben wollte, und so blieb Pillau während des Unglücklichen Krieges Angriffsziel der Franzosen. Sie mögen bei ihren Hin- und Herfahrten nach Königsberg die Straße schön zerfahren haben. Nicht minder stolz sind sie 1812 auf diesem alten Wege nach Rußland gezogen. Auf ihrem Rückmarsch zu Fuß aber hat die Straße weniger gelitten.

Dann wurde es still auf dieser einst so belebten Straße. Sie wurde nur von den anliegenden wenigen Orten benutzt, weil nördlich eine Straße über Fuchsberg ausgebaut wurde. Seit 1865 hörten die wenigen Benutzer höchstens den Zug pfeifen, ein Signal für ein anbrechendes technisches Zeitalter. Die Walddörfer wurden zu entlegenen Winkeln, idyllisch und schön für ruhebedürftige Großstadtmenschen. Ein "Stäubchen im Weltall" nannte ein dorthin versetzter, schwindsüchtiger Großstadtlehrer Widitten in der Schulchronik.

Reichsstraße 131

Im Jahre 1931 wurde es in Widitten recht lebendig. Fremde Männer mit Äxten und Sägen gingen den alten Weidenbäumen der Heerstraße an die Wurzel. Einer nach dem andern fiel krachend um und wurde sofort zu Brennholz zersägt. Die Kinder brachten gewaltig dicke Maden, die Larven des Weidenschwärmers.

Als die Straße mit den weißroten Stangen abgesteckt war, ging man

an den Ausgleich der Erhöhungen und Vertiefungen. Die Männer legten vom Walde her Schmalspurschienen und schoben Kipploren darauf hin und her. Zuerst wurden damit die kleinen Löcher ausgefüllt. Für das Kanalbett am Walde aber brauchte man viel Erde. Darum wurde die Strecke bis an die Schule verlängert, und man fing an, am "Rodelberg" zu knabbern. Eine kleine Lokomotive zog die vollen Loren. Den Kindern wurde bange um ihren Berg; aber die Spaten fraßen sich immer weiter hinein, bis die 2 großen Eichen oben auf der Düne eines Tages krachend nach rückwärts umfielen. Der Rodelberg verschwand nicht nur ganz, sondern es entstand sogar eine Grube.

Der Platz vor der Schule war nun schön eben und trocken. Am Walde entstand ein Damm 2 m hoch. Die alte Straße wuchs bald mit Erlenbüschen zu, und die Brombeeren fingen dort an zu wuchern.

Dann wurden die Steine angefahren. Die Kinder fanden unheimlich viele Versteinerungen, meist Muscheln und Schnecken. Das war der Grundstock für eine Steinsammlung. Die helleren Kalksteine bargen merkwürdige Tierformen in sich. Die Kinder brachten mir kopfgroße Konglomerate, dicht besetzt mit versteinerten Tieren und Pflanzen, aber auch viele Kiesel, die bei Regen so glänzend aussahen wie Edelsteine, die ich aber heimlich wieder zum Fenster hinauswarf, weil ich nicht alles aufbewahren konnte. Ganze Sammlungen gaben wir den Jugendrotkreuzsendungen ins Ausland bei, wie wir es von einer australischen Schule gelernt hatten.

Nachdem die Steinklopfer wochenlang gearbeitet hatten, kam die 360 Zentner schwere Motorwalze und ebnete alles zu einer glatten Decke ein. Diese Walze war dauernd von Jungen umlagert, so daß der Walzenführer aus Ulm vor Fragen nicht zur Ruhe kam.

Im Frühjahr 1933 konnten schon der Kriegerverein und die SA einen Umzug auf der neuen Straße veranstalten. Sie erhielt die Bezeichnung **R e i c h s s t r a ß e 1 3 1 .**

Widitten war durch diese Straße an den weiteren Verkehr angeschlossen. Dankbar erkannten das die Dorfbewohner an. Die Gastwirte hatten höhere Einnahmen. Viele hatten schon beim Straßenbau gut verdient, die die Straßenarbeiter von weither in Pension gehabt hatten. Mehrere Bauern kauften sich ein Auto und fuhren an die See und die Berge im Samland.

Den wahren Wert der Straße aber erkannte man erst von deutscher und russischer Seite in den grauenvollen Tagen Anfang 1945. Als kein Dampfer mehr auf dem Seekanal fuhr, weil er durch Eis blockiert war,

als die Bahn über Powayen nach Fischhausen ausfiel, weil sie von den andringenden Russen beschossen und besetzt wurde, als alle nördlichen Straßen von feindlichen Truppen überflutet waren, da rollte der ganze Nachschub an Truppen, Munition und Verpflegung nach Königsberg auf dieser Reichsstraße 131. Hier zogen aber auch die Zivilisten, die Frauen und Kinder zurück nach Pillau. Als es hieß: "Rette sich, wer kann!" und die Lazarette in der belagerten Festung Königsberg geöffnet wurden, da wanderten und krochen tausende von Verwundeten auf Krücken und Beinstumpen diese gute Straße entlang und wurden, so weit möglich von den hin- und herfahrenden Militärfahrzeugen nach Pillau auf die rettenden Schiffe mitgenommen. Die Russen versuchten mehrere Male diese Straße abzuschneiden aber die deutschen Truppen kämpften sie immer wieder frei. Was wäre wohl die Folge gewesen, wenn es noch ein elender Sandweg gewesen wäre? Tausende wären am Wege umgekommen. Nun aber rettete die Straße Zehntausenden das Leben, weil durch sie Königsberg so lange zu halten war, bis sich die meisten Deutschen auf dieser Straße zurückgezogen hatten. Dabei erwies sich auch die später ausgebaute Stichstraße nach Zimmerbude von großem Wert, denn als bei Fischhausen der Kampf tobte, fuhren die meisten Fuhrwerke damals von Zimmerbude und Peyse direkt über das zugefrorene Haff nach dem rettenden Pillau.

Auch meine Frau mit unserer kranken Tochter wurden so gerettet. Man wird also verstehen, wie froh ich war, daß ich mich mit für den Bau dieser Straßen eingesetzt hatte.

Eine Rodelbahn wird gebaut

In einer Erdkundestunde fragte ich, wer schon einmal ein Gebirge gesehen hätte. Es meldeten sich mehrere Kinder und antworteten: "Bei unserer Schule." Ich war sehr erstaunt und ließ mir das Gebirge zeigen. Da führten mich die Kinder an die 3 m hohe Düne und behaupteten, für sie sei das ein Gebirge.

Als nun die Reichsstraße 131 gebaut worden war, war dieser Berg zum Rodeln verschwunden. Das tat den Kindern sehr leid. Aber in der näheren Umgebung gab es keine "Gebirge" mehr, und sie mußten jetzt einen Kilometer weit zum Fischerviertel wandern, wenn sie im Winter rodeln wollten. Dort ging es dann den steilen Abhang der Düne zum Haffufer hinunter gegen den Zaun des Spülfeldes. Das war gefährlich und gab Beulen. Meist flog der Schlitten quer und kippte um.



Um die Gefahr zu mildern, schlug ich vor, einen Weg schräg am Abhang abzugraben, der zwar nicht so steil, dafür aber länger und gleichmäßiger verlief. Nun gruben alle Kinder wochenlang an der abgesteckten Bahn. Es entstand eine 75 m lange, abfallende Bahn mit Auslauf parallel zum Drahtzaun. Als alles im Herbst 1934 fertig war, traten die Kinder dort mit geschulterten Spaten an und brachten ein Hoch auf sich selbst aus, wie das damals so üblich war.

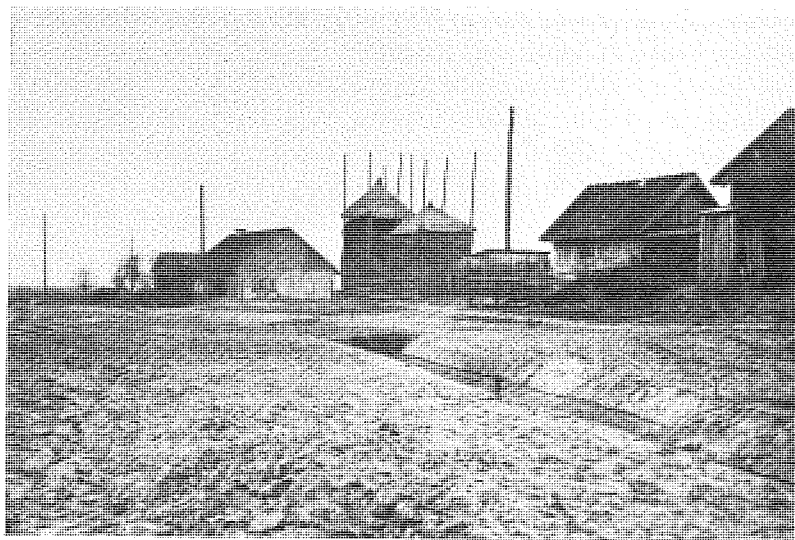
Leider war der Winter 1934/35 in Ostpreußen sehr mild und schnee-arm. Der Sand blieb zu trocken, und die Bahn wurde nicht fest genug. Nur ein paar Tage lang ging die Abfahrt gut. Die "Schieber" auf der Kuppe bekamen ordentlich zu tun und kamen ins Schwitzen. Aber in ein paar Tagen war die Herrlichkeit aus. Die Kinder trösteten sich mit dem nächsten Winter.

Da kam der Straßenbau am Zimmerbuder Weg, und die Rodelbahn verschwand genau wie die erste, weil die Düne für die Auffüllung der Chaussee verwendet wurde. Die Arbeit der Kinder war umsonst gewesen.

Die Haffstraße

Die einzige Verbindung der 3 Haffdörper Zimmerbude (1400 Einwohner), Peyse (1000 Einwohner) und Neplecken (500 Einwohner) war der Dampfer, der jeden Tag nach Königsberg fuhr und in Peyse stationiert war. Außer einigen schmalen Waldwegen gab es die Haffstraße, die am Ufer in großem Bogen entlang lief. Sie war ein breiter Sandweg, der immer breiter ausgefahren wurde, wenn die Wagengeleise allzu tief wurden. Es kam ja auf ein paar Quadratmeter Dünensand gar nicht an. Der Sand war zum Ackerbau doch nicht geeignet. Nur die genügsamen Kiefern mit ihren tiefen Pfahlwurzeln konnten da gedeihen. Auch sie litten unter den Stürmen und wuchsen schief oder ganz an der Erde entlang.

In den nassen Jahreszeiten war Zimmerbude früher nur durch den Dampfer erreichbar; denn das Wasser des Haffes vereinigte sich mit dem übergetretenen Laukefließ zu einem 2-3 km breiten, langen See, der sich über die Wiesen bis Elenskrug erstreckte und Zimmerbude ganz abschnürte. Später wurde ein meterhoher Damm durch die Wiesen aufgeschüttet und gepflastert, so daß das Haff nur bis an diese Pflasterstraße kommen konnte. Die überschwemmten Wiesen wurden dann durch ein Pumpwerk dicht beim Dorf entwässert, damit sie besser genutzt werden konnten.



Natürlich wollten die Zimmerbuder auch eine befestigte Straße. Als die Reichsstraße 131 fertig war, konnten die Wünsche der Zimmerbuder erfüllt werden. Im Jahre 1934 fing man an, die Straße zu vermessen. Die spitze Ecke vor der Schule wurde mehr rechtwinklig gemacht, indem man vom Garten der Villa Meckies ein Stück abschnitt.

Die Hauptsache war die Trockenlegung der Straße, und deshalb wurden zuerst die Vorflutgräben gebaut. Dann suchte man das Straßenniveau zu heben, und nun mußten die Schulkinder 1936 ihre kürzlich erbaute Rodelbahn opfern.

Beim Straßenbau entdeckte man das kilometerlange vorgeschichtliche Gräberfeld. Zum Schluß erhielt Zimmerbude eine Omnibusverbindung mit einer Haltestelle vor der Schule Widitten.



Unser Feld wird die Welt

*Alles lauscht dem Wunderbaren,
was die Welt erlebt, ersann.
Jeder schätzt den welterfahrenen,
weitgereisten klugen Mann.*

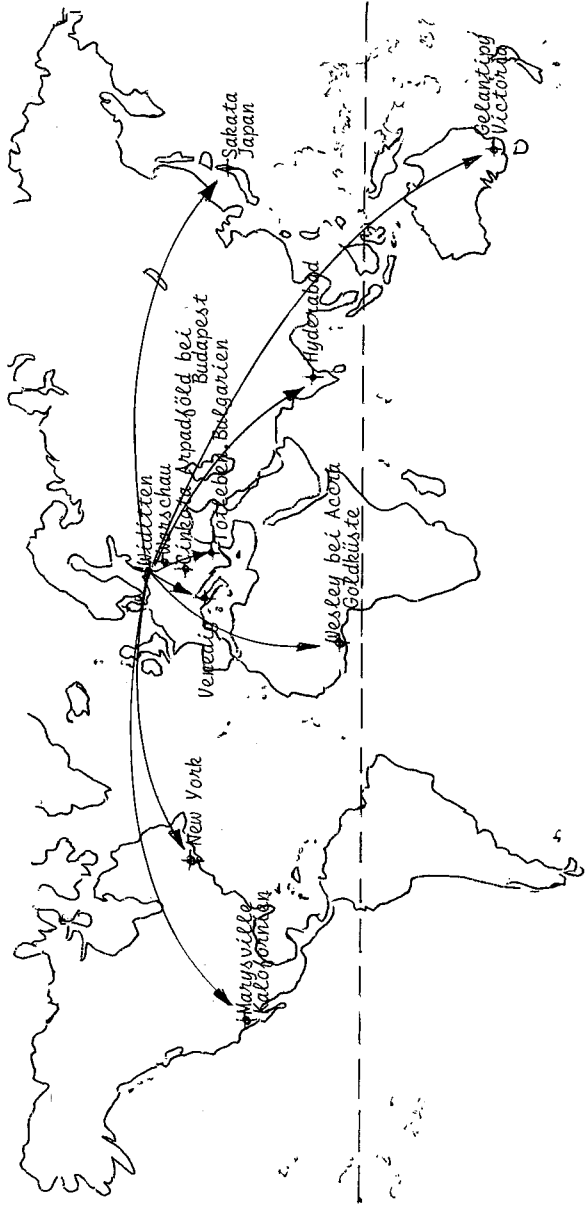
*Kannst du nicht die Fesseln sprengen,
die das Schicksal um dich schlug,
dennoch aus beschränkten Engen
trägt dich der Gedanken Flug.*

W. Hanemann

I N H A L T

Unser Feld ist die Welt	220
Japan	222
Wie eine Schulbriefsendung entstand	227
Ein Bild geht um die Welt	230
Amerika	231
Ungarn	232
Eine seltene Begegnung	234
Polen	238
Italien	240
Indien	242
Bulgarien	244
Afrika	244
Australien	245
Durch das Jugendrotkreuz eine moderne Schule	248

Unser Feld ist die Welt.



Schulen, mit denen die Schule in Wittitten in Schubriefverkehr stand.

Unser Feld ist die Welt

Die Kinder von Widitten hatten ihre Eltern für die Schule gewonnen. Nun wurde ihr Dorf mit der großen weiten Welt verbunden. Bilder, Beschreibungen und Erzählungen aus dem Dorf und der weiteren Heimat gingen hinaus in alle Erdteile, weckten Verständnis und Anteilnahme für die Heimat, und Antworten kamen zurück mit ähnlich werbenden Worten und Bildern. Durch ihre Andersartigkeit verdeutlichten sie den deutschen Kindern ihr eigenes Dasein und regten zu immer neuen Äußerungen an. Zuletzt standen die Kinder mit ihrem kleinen Dorf in einem Netz, dessen Fäden sie mit den äußersten Winkeln der Welt verbanden.

Das Mittel dazu war das Jugendrotkreuz mit seinen internationalen weltweiten Verbindungen und seinen vielen Millionen Mitgliedern. Sie alle wollten den Partner kennenlernen, um ihn verstehen zu können. Man erwartete, daß Kinder von sich, ihrer Schule und ihrem Vaterlande erzählten. Bulgarische Kinder beispielweise baten die Widitter: "Bitte schreibt uns etwas über eure Hauptstadt Berlin. Wir möchten sie gerne näher kennenlernen." So ermunterten auch die deutschen Kinder die fernen Freunde, von sich zu berichten, und gerade das Intime zog die Empfänger an, mehr als das schönste Buch.

Die kleine Gemeinschaft fühlte sich als Exponent des eigenen Volkes. Das war ein großes Wagnis; denn eine schwache Leistung konnte die fremde Meinung über das eigene Volk nachteilig beeinflussen. Deshalb arbeiteten die Kinder auch so sauber, daß die Arbeiten für würdig befunden wurden, in einer Reihe Ausstellungen, auch im Ausland, die deutsche Schularbeit zu demonstrieren. Der hauptsächlichste Grund des Schulbriefwechsels aber war, das andere Volk zu verstehen und um Verständnis für das eigene zu werben und so den Frieden in der Welt zu fördern. Das war das Ziel der Besten aller Völker von Anbeginn der Menschheitsgeschichte. Den Widitter Kindern gelang es nicht, den Frieden zu erhalten. Im ganzen Samland fand sich unseres Wissens keine zweite Schule für diese Arbeit bereit. Was nutzte es, wenn sie wie ein paar winzige Teilchen inmitten der Düne von Haß und Vorurteilen mitgeweht wurden, mochten sie sich auch noch so dagegen stemmen. In ganz Deutschland und sicher auf der ganzen Welt war es wohl ähnlich kümmerlich wie im Samland. Der gute Gedanke wurde anerkannt, getan wurde meist nichts. Der beste Beweis dafür ist die Tatsache, daß sich diese Zwergschule durch ihre Arbeit so stark heraushob.

Mit dem Schulbriefwechsel begannen wir in Widitten 1931. 1933 wurde er wegen seines internationalen Charakters verboten, nach kurzer Zeit aber wieder erlaubt, weil der Staat erkannt hatte, daß er sich durch das Verbot eines Propagandamittels beraubt hatte. Auch während des Verbotes arbeiteten wir an Schulbriefsendungen weiter, so daß wir nach Aufhebung gleich einige Antworten hinausgehen lassen konnten. Sie waren natürlich im gleichen völkerveröhnenden Sinne gehalten wie früher und wurden bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges so weitergeführt. Leider wurde durch staatlich unterstützte nationalsozialistische Schülerzeitschriften der "Deutschen Jugend", dem Blatt des Jugendrotkreuzes, das Wasser abgegraben, so daß diese schöne Zeitschrift eingehen mußte. So bestand nur noch briefliche Verbindung mit der Reichsstelle des DJRK in Berlin. Ich rettete in meinem letzten Urlaub Weihnachten 1944 die meisten Unterlagen, die mir mehr Wert waren als vieles andere, was mehr Geldwert hatte.

Als ich nach Widitten kam, bestand zwischen Eltern und Kindern einerseits und Lehrer und Schülern eine große Kluft. Durch gemeinsame Jugendrotkreuzarbeit kamen sich Kinder und Lehrer viel näher. Die Eltern wurden dann durch die Arbeitsfreudigkeit der Kinder für die Schule gewonnen. Für neue Impulse wurde der Schulbriefwechsel aufgenommen. Die gestellten Erwartungen wurden übererfüllt. Dadurch gewann die Schule an Ansehen, aber auch die Anforderungen, auch die materiellen wurden größer. Allenthalben fehlte es an Lehrmitteln, besonders im Erdkunde- und Naturkundeunterricht. Durch Sammeln von naturkundlichen Objekten wurde der Unterricht erleichtert.

Nun aber erhielt die Schule durch den Schulbriefwechsel jahrzehntelang eine Fülle von Material der verschiedensten Art. Das gab kurzweilige Unterrichtsstunden. Die Briefe und Aufschriften wurden schon in Berlin durch ausländische Studenten übersetzt.

Der Vorteil aller dieser Lehrmittel war, daß sie kindesgemäß waren, weil sie von Kindern hergestellt oder gesammelt waren. Einmal baten die Kinder ihre australischen Partner um eine Schlangenhaut, die prompt in einem Päckchen ankam. Die fremdartigen Gegenstände regten immer wieder zum Vergleich mit entsprechenden einheimischen Dingen an.

Bei der Wahl der Gegenstände für die Rückantwort mußten die Kinder sich in die Empfänger versetzen und manches erklären. Einem Kinder durfte man nicht ohne weiteres vom Schlittschuhlaufen oder von der Eisfischerei erzählen, weil er Schnee und Eis nicht kannte.

So lernten die Kinder viel, denn meistens lernt der Lehrende beim Erklären mehr als der Belehrtete.

Der Schulbriefwechsel war aber nicht nur die wirtschaftlichste Art zur Beschaffung von wertvollen Lehrmitteln, sondern die Kinder lernten auch neue Arbeitsmethoden kennen. Von kalifornischen Kindern lernten sie die schöne Gestaltung der Albendeckel, von Japanern das Reißen von Bildern und verschiedene Techniken bei der Bildgestaltung, auch Falten und Flechten, von den Italienern und Polen das Hervorheben eingeklebter Bilder durch passende Umrahmungen. Sogar die Schrift wurde besser. Ein Kind schrieb seinen Brief ein viertes Mal mit der Begründung: "Sie könnten es doch merken, daß ich einmal darin radiert habe !"

Im Briefeschreiben machten die Kinder wohl die größten Fortschritte. 50 Kinder bringen mehr Interessantes zusammen als ein einzelnes. Deshalb schläft der Einzelbriefwechsel meist bald wegen Mangel an Stoff ein.

Mit der Zeit entwickelten sich Arbeitsgrundsätze, der oberste war, daß die Eigenart der Kinder erhalten blieb. Dann war es wichtig, sich in die Kinder des Empfangslandes hineinzudenken. Sicher wollten die "drüben" ähnliches von uns erfahren, wie wir von ihnen. Ferner mußte man ich-bezogenes Denken verlassen und hervorheben, was man mit denen da drüben gemeinsam hatte. Trotzdem durfte es nichts Schematisches sein, sondern Typisches für den heimatlichen Kreis.

Vor allem sollte man lieber nichts als etwas Schlechtes schicken, besonders in der NS-Zeit, wo jede Kaffeefirma ihre Helden anbot.

Japan

Im März 1934 erhielt die Schule in Widitten ein Paket von der Maibara-Schule, Grafschaft Sakata, Shiga Prefektur, Japan. Eigentlich sollte es ein Weihnachtsgeschenk für 1933 sein. Es war nicht an die Widitter Kinder adressiert, aber die Zentrale des Roten Kreuzes in Berlin wollte ihnen eine Freude machen, weil sie so brav im Jugendrotkreuz mitgearbeitet hatten.

Eines Tages brachte ich das Kästchen mit in die Erdkundestunde. Ich öffnete es, heraus kam ein kleines Japanermädchen mit bunten Kleidern und schwarzen Haaren, und die Augen waren so ganz anders. Nun nahm ich auch die Mutter heraus. Sie war fein aus Porzellan,

mit langen Seidenkleidern, alles in Watte gepackt. Dann kam der Herr Papa, weniger vornehm aus Gips.

Schon jetzt hagelte es Fragen: "Warum sehen denn die Japaner so anders aus als wir? - Das liegt doch wohl an den Augen! - Ja, die sind schräg geschlitzt. - Mongolengesichter!"

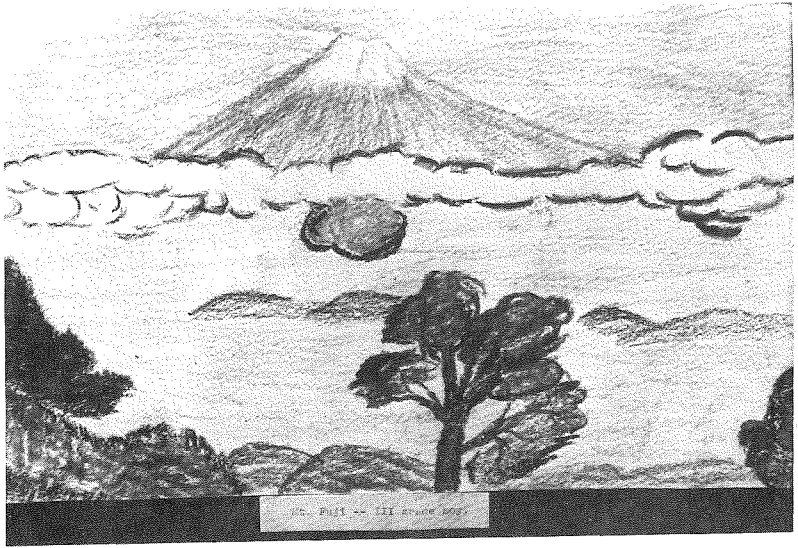
Die Kinder untersuchten die Kleidung der Frau und des Kindes. Der Ausdruck Kimono fiel und wurde erklärt. Zwei Streifen Seide wurden bewundert: Blumenmotive auf dem einen, die aufgehende Sonne, das Symbol Japans, auf dem anderen. War nicht der Ferne Osten Asiens, China, das Monopolland für Seide? Hieß nicht eine besondere Seidenart Crepe de Chine? Sven Hedin erzählte von der Seidenstraße durch Asien, Marco Polo hatte die Seidenraupe aus China herausgeschmuggelt. In der nächsten Naturkundestunde kam von selbst die Rede auf die Seidenraupenzucht.

Aber es gab noch mehr in der Kiste: Ein Kalender ganz mit schwarzen und gelben Karos mit echter Seide überzogen, ein anderer Wandkalender mit Blumen aus rotem und grünem Plüsch, auch auf seidnem Untergrund.

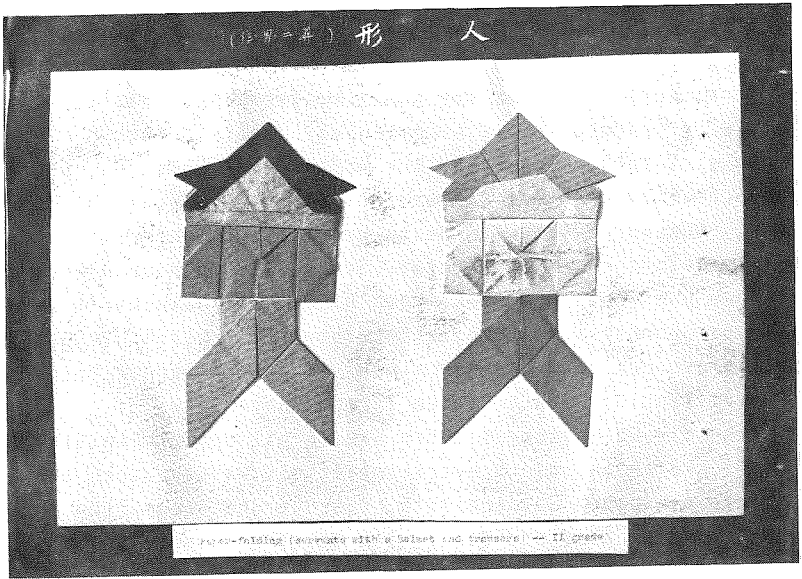
Auf dem Grunde der Kiste lag auch noch ein Album. "Aber das Buch haben sie ja verkehrt eingehftet, die Adresse steht ja auf dem hinteren Deckel! - Aber die Zeilen gehen ja gar nicht von links nach rechts, sondern von oben nach unten. - Da in der Zeitung sieht man es ganz deutlich. - Was für komische Buchstaben das sind, jeder anders als der andere."

Das gab viel zu bewundern, und ich mußte viel erklären, von Tausenden von Schriftzeichen der Bilderschrift, vom Schreiben mit dem Pinsel, usw. Nun wurde Seite um Seite umgeblättert und erst flüchtig, dann später eingehender betrachtet. Schließlich nahmen wir das Album auseinander, und jedes Kind bekam ein Blatt, das gewechselt wurde. Viele Fragen konnte ich auch nicht beantworten: Warum die Dächer so eigenartig gebogen sind, und warum mehrere übereinander folgen, warum Porzellanglöckchen an hohen Türmen hängen usw.

Wir sahen die Reisfelder mit den Bauern mit dem großen Strohhut, die Teepflückerinnen, die Schwertkämpfer mit Wattepanzern und Tanzmasken, die fahrbaren Götzenbilder, Drachen und Standarten, die Hausboote mit bunten Lampions, die vielen Gewässer, Berge und Vulkane, die schönen Mandelbäume und Blumen, Tulpenbäume und ungeheure Scharen schwarzer Kraniche, die empor geschwungenen Brücken, schräggestellten Tore, hausartigen Briefkästen und Laternen, die Rikschas und vieles



山 雲 湖 樹 (山 雲 湖 樹)



人 形 (形 人)

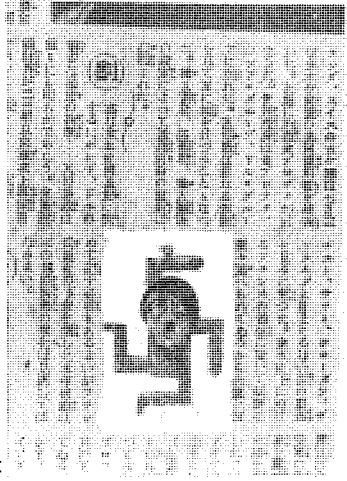
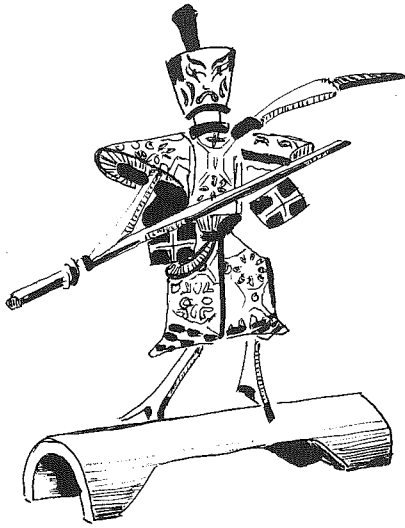
andere.

Für die Antwortsendung sammelten wir eine Menge Fotos aus dem Schulleben: Vom Schulweg an den drei riesen Eichen vorbei, von der Laukebrücke, von der Waldschule, den Spielen, der Arbeit an der Obstbaumallee, vom Walde und den Holzfällern, vom Baden in der Ostsee u.a. Dazu wurde, angeregt durch die japanische Sendung, Spielzeug verfertigt: Ein pickender Hahn, ein Turner am Reck, ein Wetterhäuschen. Zuletzt wurde alles unter bestimmte Gesichtspunkte geordnet, und als das Album fast fertig war, kam ein Brief von der Zentralstelle in Berlin, worin sie bat, die Antwortsendung möglichst bald abzuschicken. Sie schrieb in Tokio fände eine große Ausstellung statt, in der die Jugendrotkreuzabteilungen aller Länder der Welt vertreten wären. Besonderes Gewicht würde auf Schulbriefwechsellappen gelegt, die die Verbindung einzelner JRK-Gruppen anschaulich darstellen.

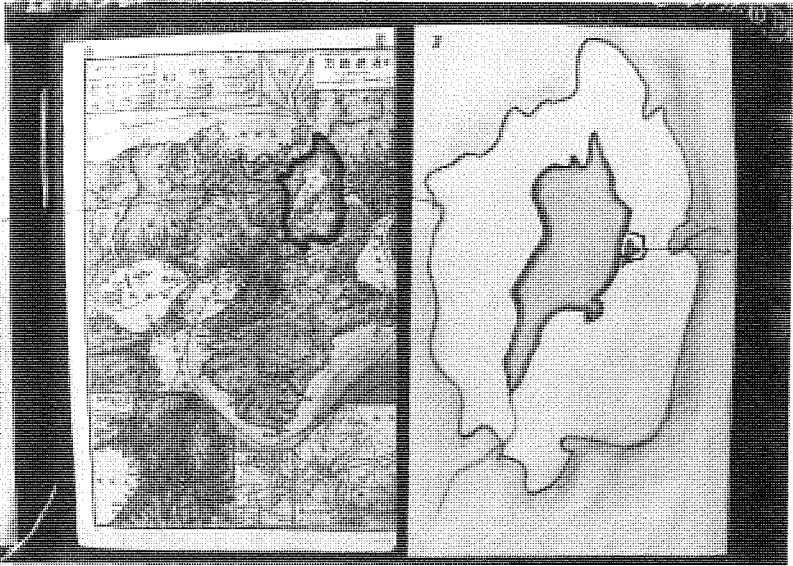
Das war eine große Überraschung für die Kinder, und sie meinten, daß sie sich noch mehr Mühe gegeben hätten, wenn sie vorher gewußt hätten, daß ihre Arbeiten vor sovielen Nationen ausgestellt werden sollten. Aber die Sendung mußte fort. 14 Tage darauf kam der Bescheid aus Berlin: "Wir bestätigen den Empfang der Sendung, die genau den Richtlinien entspricht, und über deren sorgfältige und liebevolle Zusammenstellung wir uns sehr freuten. Wir sind überzeugt, daß ihre Sendung im Ausland einen guten Eindruck der deutschen Schulen vermitteln wird. Deshalb freuen wir uns, ihren Wunsch nach weiterem Schulbriefwechsel mit ausländischen Schulen erfüllen zu können." Damit kamen Alben aus Ungarn und Kalifornien an.

Im März 1935 kündigte das Rote Kreuz eine neue Sendung aus Japan an. Für zollfreie Abfertigung mußten wir eine Erklärung abgeben. Durch diese Sendung kamen die Widitter Kinder mit der Danshi-Jugendrotkreuzgruppe in Verbindung. Die Geschenke waren so schön und wertvoll, daß die Kinder begeistert sofort an eine Antwortsendung gingen. Da sie besonders schön ausfallen sollte, dauerte es Monate bis sie fertig war. Inzwischen schrieb ich auf Anforderung für die "Deutsche Jugend" einen Bericht über die Arbeit über den Schulbriefwechsel, der sehr viel Zustimmung erhielt.

Dann kam die Antwortsendung aus Japan von der Maibara-Schule. Da waren sie wieder, die alten Bekannten aus Japan, und diesmal war die Sendung womöglich noch schöner als das erste Mal. Von einer großen Trachtenpuppe waren die Mädchen entzückt. Auch die Danshi-Schule hielt die Treue und schenkte in März 1936 ein zweites Album. Im



Samuraidkrieger aus Bambus geschnitzt



März 1937 erhielten die Widitter Kinder 40 Tüten mit japanischen Sämereien, darunter ganz seltene, z.B. vom Ginkobaum, der noch in Japan wild wächst. Es war gerade die rechte Zeit zum Aussähen. Die Anweisungen wurden soweit wie möglich befolgt, und die meisten Samen gingen auf. Was gab es da für merkwürdige Formen und Farben! Ein Beet mit einer Blattpflanze wirkte wie ein buntes Blütenbeet, obgleich keine Blüte, sondern nur bunte Blätter vorhanden waren. Mehrere Jahre hatten wir Freude an diesem bunten Anblick. Hier war auch der Kürbiskern, von dem schon berichtet wurde.

Dieser Schulbriefwechsel mit Japan reichte bis in den Zweiten Weltkrieg hinein. Welch eine Fülle von Gegenständen stand in den Unterrichtsstunden zur Verfügung!

Vor allem aber lernten die Widitter Kinder neue Arbeitsmethoden. Im Malen waren die Japaner ihnen überlegen, ebenso in Faltarbeiten, die einfach aber charakteristisch Frauen und Tieren, Häuser und Möbel darstellten. Dazu kamen farbenfreudige Flechtarbeiten mit Papierstreifen. Arbeiten mit Bambusrohr konnten die deutschen Kinder nicht nachmachen. Diese Arbeiten waren so kostbar, daß sie auf einer Schulausstellung in Königsberg abgelehnt wurden mit der Begründung, daß die Ausstellungsleitung sie nicht vor Diebstahl schützen könne.

Mit welcher Sorgfalt die Japaner um Verständnis warben zeigte das Landkartenalbum. Auf der großen Weltkarte war Japan rot eingezeichnet, auf der nächsten von Japan der Distrikt farbig hervorgehoben. Von hier führte ein roter Strich zur nächsten mit dem Wohnort und der Stelle, wo die Schule stand, und diese war dann durch ein großes Foto dargestellt. Genauer ging es nimmer.

Einmal entdeckten wir in einer Zeitung von 1935 eine Karikatur Hitlers als Hakenkreuzanhänger.

Wie eine Schulbriefsendung entstand

Als die erste Schulbriefsendung von der Maibara-Schule in Japan bewundert worden war, sagte die Hilde, die Klassenälteste, daß wir nun doch auch antworten müßten. - Aber wie? Jetzt begannen wir zu überlegen. Alles was uns fremd vorgekommen war, wird sie von uns auch interessieren, sogar die Häuser.

"Bei uns gibt es doch auch etwas, was die anderen Länder bestimmt nicht haben." - "Ja, der Bernstein und der Elch." - "Vom Bernstein können wir also jeder Sendung einige Stückchen beilegen, und vom Elch Fotos oder andere Bilder."

"Und wenn wir keine Bilder haben?" - "Dann zeichnen wir sie selbst." - "Aber so gut wie die Japaner können wir es nicht." - "Dann lernen wir es eben und zeichnen auf unsere Art. Das wird sie bestimmt auch interessieren." - "Auch Spielzeuge können wir anfertigen. Und sauber müssen wir eben auch sein."

"Wir betrachten sie als Vertreter ihres Volkes; so werden sie uns auch als Vertreter unseres Volkes betrachten, und darum müssen wir uns die größte Mühe geben", schloß ich die Aussprache.

So entstand die erste Antwortsendung der Jugendrotkreuzgruppe Widitten. Da nicht alle Kinder alles machen konnten, bildeten sich Gruppen, die je nach Begabung Sonderarbeiten ausführten.

Am Sammeln von Material beteiligten sich alle. Gesammelt wurden Fotos, Ansichtskarten, Landkarten, Zeichnungen, Tierbilder, Modellierbogen, Bilder des heimatlichen Lebens und Treibens aus Zeitschriften, Prospekten und Kalendern, Briefmarken, Bezugspapier, Stanniol, Bonbonpapier, Pflanzen, Blätter, Samen, Pappdeckel, Tapetenreste, Kistchen und farbige Bänder zum Einbinden. Schließlich war soviel Material vorhanden, daß ich bremsen mußte. Das Ordnen übernahmen später einige begabte Kinder.

Da die ein- und zweiklassige Schule viel Stillarbeit leisten muß, wenn eine Gruppe laut unterrichtet wird, wurden viele Arbeiten als Stillbeschäftigung durchgeführt. Das war viel beliebter als die ewigen Schreibübungen.

Nach 1933 wurde der Sonnabend als Staatsjugendtag der Jugend zur Verfügung gestellt, und an diesem Tage arbeiteten die Widitter Schulkinder intensiv für den Schulbriefwechsel.

Beim Aussuchen des Materials mußten alle Kinder mitarbeiten. Die Klasse fällte das Urteil, ob das Ausgesuchte gefiel oder nicht. Da mußte ich meine Wünsche oft zurückstecken, und lernte dabei den Geschmack meiner Kinder kennen. So erlangte ich eine später bei meinen Kollegen oft bewunderte Treffsicherheit in der Auswahl der Unterrichtsmittel. Aber auch die Kinder erkannten unsere deutsche Eigenart klarer, weil sie sie den Fremden gegenüber aufzeigen mußten.

Das Ordnen des Materials übte im Ordnen der eigenen Gedanken. Die vier Hauptpunkte in jeder Anfangssendung hießen:

Unser Dorf / Unser Samland / Unsere Provinz Ostpreußen / Unser deutsches Vaterland.

Was da nicht hineinpaßte, wurde fortgelassen, auch wenn es noch

so schön war.

Diese einfache, strenge Gliederung wurde von allen Kindern gut verstanden. Dazu kamen nun noch Sonderpunkte, die dem Adressaten angepaßt waren, wie für

Indien: Deutsche Jahreszeiten,

Amerika : Deutscher Sport, usw.

Anfangs klebten sie die Bilder in Zeichenhefte, später verfertigten sie besondere Mappen, die schöner wirkten. Alle Blätter wurden gleichgroß mit etwas größeren Deckeln, Größe etwa 24 x 32 cm, doppelt gelocht und mit farbigem Band zusammengebunden. Die Deckel beklebten sie mit schönem Bezugpapier, meist Vorsatzpapier vom Buchhändler oder mit Tapeten.

Die Fotografien aus dem Jugendrotkreuzleben, der Schule und der Ortschaft lieferte ich. So entstanden die Bilder vom Ährenlesen, Pilzesammeln, vom Elch, vom Helfen beim Hausbau und von Ausflügen.

Je nach Begabung bildeten sich Spezialisten heraus: Die Zuschneider, die Kleber, die Randmacher, die Zeichner, die Textschreiber und die Bastler. Bei den "Kunstmalern" waren besonders beliebte Themen: Unser Schulhaus, die Dorfstraße, der Dampfer, unsre Pferde am Haff usw. Diese Bilder aus der Umgebung waren den fremden Kindern besonders wertvoll, weil sie eben nur durch das Bild etwas erfahren konnten; denn manche Sprachen konnten nur schwer übersetzt werden. Da durfte man keine langen Aufsätze schreiben.

Ein besonderes Blatt wurde stets mit Briefmarken beklebt; denn auch die ausländischen Kinder waren eifrige Sammler.

Wenn dann eine feine Sendung entstanden war und abgeschickt werden sollte, dann merkten die Kinder erst, daß sie ein Opfer brachten; denn es tat weh. So lernten sie opfern. Zum Trost beschlossen sie, für sich auch solche schönen Mappen anzufertigen, und so ging die Arbeit von neuem an. Sie lernten und arbeiteten, ohne es als Last zu empfinden. Die Fortschritte waren staunenswert. Sie wirkten für ihr Volk ohne aufdringliche Propaganda. Sie wurden eine Gemeinschaft und dienten einander auf eine besondere Art.

Wir stehen in der Welt nicht allein da, sondern sind mit ihr auf Gedeih und Verderb verbunden. Auch damals bestanden viele Vorurteile gegen Deutschland. Die Kinder halfen sie ausräumen. Die ausländische Jugend lernte durch den Schulbriefwechsel die deutsche Jugend verstehen und achten.

Ein Bild geht um die Welt

Ich war nun schon fünf Jahre am Ort, und wir hatten die ganze Zeit in der Schule lebhaft im Jugendrotkreuz mitgearbeitet. Besonders durch den internationalen Schulbriefwechsel war das kleine Dörfchen aus seiner Abgeschlossenheit der weiten Welt näher gerückt.

Schon vor einem Jahr hatte die JRK-Zentrale in Berlin um ein Foto der Gruppe gebeten. Nun hatte ich endlich ein Bild von der Gruppe, wie sie dem alten Nachbar Bobeth das Dach decken half, und das Bild war nicht gestellt. Dachdecken lag zwar außerhalb des gesteckten Rahmens der Jugendrotkreuzarbeit, war es nicht aber gerade ein besonderer Beweis von Helferwillen, wenn die Hilfe in dieser ungewöhnlichen Form geleistet wurde?

Ich schrieb dazu vom Nachbarn, der an seinen alten Tagen noch ein Häuschen nebst Stall bauen mußte, weil er seine bisherige Wohnung aufgeben mußte. Das Geld war knapp, und die Kinder halfen, wie es für rechte Glieder des Jugendrotkreuzes selbstverständlich ist.

Als das Bild in der "Deutschen Jugend" mit vollem Wortlaut erschien, waren die Kinder sehr stolz. Jedes Kind im Dorf zeigte es Eltern und Geschwistern, und auch sie fühlten sich beachtet, und mancher Vater sagte schmunzelnd zu seinem Kinde: "Ihr macht Widitten noch berühmt!" Das sagten sie meistens wohl etwas ironisch.

Am 7. Mai 1934 schrieb das Rote Kreuz:

"Es wird Ihnen Freude machen, zu sehen, daß das Bild Ihrer Jugendrotkreuzgruppe ... hier in der beigelegten bulgarischen Jugendrotkreuz-Zeitschrift auftaucht. Das Heft können wir Ihnen überlassen."

Nun staunten wir, die Kinder und ich aber doch. Niemand konnte die kyrillischen Buchstaben lesen. Es war das 7. Heft des Jahrgangs 1933/34, in welchem auf Seite 104 die vergrößerte Aufnahme der Gruppe Widitten zu sehen war.

Auf meine Bitte nach weiteren Exemplaren erhielt ich folgenden kurzen Bescheid:

"Als Drucksache gehen Ihnen heute Ihrem Wunsche gemäß drei bulgarische und dazu noch eine australische Jugendrotkreuzzeitschrift zu, in denen das Bild Ihrer Gruppe aufgenommen ist."

Jetzt war auch ich sprachlos. Auf Seite 5 der australischen Jugendrotkreuzzeitschrift "I serve" (Ich Diene) von Mai 1934 fanden wir wieder unser Bild mit der Erklärung: Germany. These juniors are helping an old man in their village by handing him tales to make

his roof.

Da war also das Bild auf der anderen Seite der Erde gelandet und wer weiß, wo noch. Die Kinder mußten die Weltkarte zur Hand nehmen, um den Weg zu verfolgen, den das Bild gemacht hatte. Unser Dorf stand jetzt sogar mit der südlichen Erdhälfte in Verbindung.

Jetzt aber wollten die Kinder noch einige Exemplare. Weil die Nummer in Australien vergriffen war, bat das Rote Kreuz in Melbourne ihre Mitglieder um Rücksendung der Nummer, um einigen deutschen Kindern, die darin abgebildet wären, eine Freude zu bereiten. Dabei wurde das Bild nochmals veröffentlicht und dazu geschrieben: "Das Dorf, wo diese deutschen Kinder wohnen, werdet ihr nicht finden, aber ihr findet auf der Karte Königsberg, die Hauptstadt von Ostpreußen, die liegt nahe dabei."

Auf diese Weise erhielt Widitten noch 11 Exemplare geschenkt.

Amerika

"Amerika du hast es besser" so dachten auch die Widitter Schulkinder und suchten mit dem Erdteil Verbindung zu bekommen. Sie erfuhren, daß auch aus ihrem Dorf Leute nach den USA ausgewandert waren, z.B. Herr Fritz Mollenhauer. 1930 wurde also ein netter Brief nach New York, 138.E. 115.Str. geschrieben, und die Kinder baten um Auskunft, wie es in der großen Stadt aussehe. Herr Mollenhauer, anscheinend schon stark amerikanisiert, schrieb, daß er keine Zeit habe. Da ihn aber der Gruß aus der Heimat gefreut habe, wolle er den Kindern ein schönes Buch von seiner jetzigen Stadt und ein paar Zeitungen schicken: "Werde eine News, d.h. das Neueste vom Tage beilegen, damit ihr einen kleinen Begriff bekommt, wie es hier zugeht. Diese News gibt es fünfmal am Tage gleich mit den neuesten Abbildungen dabei. Ja, wer zum ersten Mal in das Land kommt, der bekommt einen ganz anderen Begriff. Hier gibt es nur ein Hasten, Rennen und Jagen. Man kommt sich vor, als wenn man in einer ganz anderen Welt ist."

Das Buch zeigte auf 60 Seiten Fotos aus der Welt größter Stadt. Es war überwältigend. Am eindruckvollsten war ein Panorama von Manhattan mit der Sammlung von Wolkenkratzern hinter dem Hafen. Wie klein nahmen sich dazwischen die Kirchen aus, die Trinity Church.

Nachdem wir uns bei Herrn Mollenhauer bedankt hatten, baten wir das

Rote Kreuz um ein Album aus Amerika. Es kam dann eins aus Kalifornien. Das was aber ein derartiger Gegensatz zu dem New York-Buch! Uns wurde klar, daß Amerika ein Land der großen Weiten und der unbegrenzten Möglichkeiten ist.

Die Mappe kam von der Elisabeth-Schule in Marysville, Kalifornien, eine Zwergschule mit 9 Kindern. Ihre Namen klangen so, als ob sie Nachkommen von deutschen Einwanderern waren. Der Präsident Hoover hatte ja auch Vorfahren, die Huber hießen und aus Württemberg stammten. Es war interessant, darüber nachzudenken.

Die Schule war klein und niedlich. Hier war nichts Überwältigendes wie in New York, aber viel Intimes. Die Kinder hatten wohl monatelang Bonbonpapiere gesammelt; denn der Deckel des Albums war damit beklebt. Sogar Schmetterlinge hatte man zusammengestellt. Die Widitter Kinder beschlossen, es auch so zu versuchen.

Die Abbildungen im Album zeigten Gebäude einer Landstadt, dann aber Flüsse und Seen in reicher Zahl und mit schönen Landschaften. Die Kinder hatten Zeichnungen von bunten Vögeln beigefügt.

Auch eine Goldwäscherei wurde gezeigt. Neu waren für uns Hundrennen, bei dem Schlitten, mit 10 Hunden bespannt, um die Wette fahren.

Ein Bild zeigte auch den riesigen Mammutbaum, den ich schon von einem Bild aus meiner Jugendzeit kannte. Damals fuhr eine Kutsche, jetzt ein Auto mit 8 Personen durch den hohlen Stamm.

Natürlich wurde diese Sendung bald beantwortet mit vielen Bildern aus dem deutschen Sportleben und über alte deutsche Städte und besonders Burgen; denn vor denen sollen die Amerikaner besonders großen Respekt haben.

Vielleicht aber war der Nachwuchs in dieser kleinen kalifornischen Schule zu schwach, jedenfalls kam in diesem Falle keine Antwort mehr, und das war schade.

Ungarn

*Ich glaube an einen Gott,
ich glaube an ein Vaterland,
an Gottes ew'ge Gerechtigkeit,
an Ungarns Auferstehung,
Unvergänglichkeit.*

Mit diesem Nationalgebet und den Noten dazu leiteten die Jugendrotkreuzmitglieder der ungarischen Schule Cinkota-Arpadföld ihr zweites Album an die Schule Widitten ein. Daneben war das ungarische

Wappen von Kinderhand nachgebildet. Die vielen geschichtlichen Bilder in den beiden Alben bewiesen immer wieder, daß die Ungarn sehr kirchlich und national eingestellt sind. Was wußten wir überhaupt von Ungarn? Von Land und der Geschichte des Volkes wußten wir sehr wenig. Und nun kam im Juli 1934 von den Kindern dieses Volkes ein Album, in dem es in beiliegendem Brief hieß:

Liebe Kameraden vom Roten Kreuze!

In diesem Jahr ist unsere Gruppe organisiert worden. Mit großer Freude gingen wir an die Arbeit. Wir beschlossen, Bilder für ein Album zu sammeln.... Unser Wunsch war, von allem etwas zu bieten und euch dadurch einen Begriff von unserem schönen Vaterland zu geben.... Wir würden uns glücklich schätzen, wenn euch unsere kleine Sammlung recht viel Freude machen könnte!

Mit Liebe Julia V., Schülerin der
4. Elementarklasse.

Die Übersetzung war vom Roten Kreuz gleich mitgeliefert und so konnten die Kinder die Sprache vergleichen und den Unterschied erkennen.

Die Widditer Kinder suchten vergeblich den Ort auf der Karte. Erst auf Anfrage schickten die Ungarnkinder im zweiten Album eine Karte von Budapest mit. Darauf hatten sie mit einem roten Strich einen Weg von der Elisabethbrücke mitten in der Hauptstadt am Donau-Ufer nach Arpadföld gezogen bis zur Schule, das waren 9 km. Demnach war es ein Vorort von Budapest. Ob sie ahnten, daß ich 7 Jahre später diese Straße in umgekehrter Richtung nach Budapest hineinfahren würde? Dabei sah ich den Wegweiser nach Arpadföld.

Vor allem interessierte uns die Hauptstadt Budapest. Die Donau fließt vom Norden nach Süden durch die ganze Stadt, die eigentlich aus 2 Städten besteht, das alte Ofen (Buda) auf der Westseite, das neue Pest im Osten. Verbunden sind sie mit 6 Brücken. Und was für schöne Hängebrücken! Wie breit mochte der Fluß sein? Vielleicht 1/2 km? Es mußte sich herrlich auf den Uferpromenaden wandern lassen mit den wundervollen Ausblicken auf die königliche Burg, die Fischerbastei, das Staatsarchiv und viele andere Bauten auf der hohen Westseite.

Im Namenverzeichnis fiel auf, daß viele Namen deutsch klangen, wie der Gellertberg und das Gellertbad, das Ratmuseum, die schönste Privatsammlung Budapests. Das hing doch wohl mit der Vergangenheit des ungarischen Staates zusammen; denn er gehörte bis 1918 zu Österreich.

Das Album zeigte auch viel aus ländlichen Gegenden, den See Balaton (Plattensee), der größte See in Mitteleuropa. Die Jungen entdeckten, daß die Männertrachten mit den vielen Querschnüren auf der Brust der deutschen Husarenuniform ähnelten, die ja tatsächlich dem ungarischen Trachtenschatz entnommen ist. Hier lernten die Kinder, wieviel die Völker von einander übernehmen, ohne daß es der Einzelne weiß.

Im Januar 1935 ging das erste Album aus Widitten als Antwort ab. Außer vielen Bildern von der Ostsee und einigen Faltarbeiten hatten die Kinder eine eingehende Geschichte über Adalbert von Prag mit Belegbildern zusammengetragen, weil sie erfahren hatten, daß das Nationalheiligtum der Ungarn, der Dom in Gran, dem heiligen Adalbert geweiht ist. Es war also anzunehmen, daß die Märtyrergeschichte, die sich z.T. in Widitten abgespielt hatte, die frommen Ungarnkinder interessieren würde, so daß sie wieder antworten würden. Die Antwort kam dann auch in Oktober 1936 in Form eines noch schöneren Albums, das mit reichen Randverzierungen geschmückt war.

Vor allem aber war dieses zweite Album der ungarischen Geschichte gewidmet. Nun sahen die Widitter etwas, wovon sie bisher keine Ahnung hatten. Am Anfang zeigten die Ungarn römische Ruinen bei Aquincum (Amphitheater und Wachtürme), die jetzt als Ausflugziele der Budapester dienen, mit der Geschichte Ungarns aber nichts zu tun haben. Die Ungarn waren damals in Europa noch unbekannt.

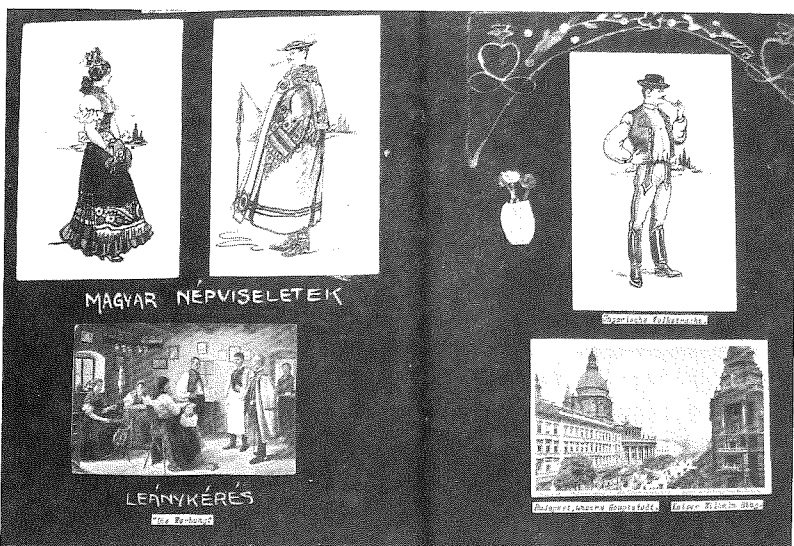
Zuletzt wurde dargestellt, wie beim Ausgang des 1. Weltkrieges Ungarn im Friedensvertrag von Trianon 2/3 seines Landes verlor. Seitdem wehte die Fahne auf Halbmast.

Es lagen noch Fotos der Jugendrotkreuzgruppe und der Pfadfindergruppe sowie der Wölflinge, ebenso Jugendzeitschriften bei. Auch 2 Geldscheine im Wert von 50 und 100 Pengö. Der Briefwechsel wurde bis in den 2. Weltkrieg fortgesetzt und war einer der ertragreichsten, den die Schule Widitten führte.

Eine seltene Begegnung

Als der Serbenfeldzug 1941 zu Ende war, mußte ich als Soldat meinen defekten Personenwagen, einen Skoda-Sechszylinder, zur Reparatur in die Skodawerke bringen. Nur 2 Gänge funktionierten, und die Öldruckbremsen faßten auch nur, wenn man mehrere Male pumpte.

So fuhren mein Fahrer und ich langsam die Hauptstraße nach Buda-



pest hinunter. Da stand ein Wegweiser: Cinkota-Arpadföld, 3 km. Blitzartig durchzuckte mich der Gedanke: "War das nicht die ungarische Schule, mit der meine Widitter Kinder jahrelang im Briefwechsel gestanden hatten?" Ich überlegte. Der Abstecher lohnte wohl. Wir kamen in ein Dorf, wo ich einen Einwohner nach der Schule fragte: Schule - Skola - Gymnasium - Studio? - Dabei zeigte ich mit der Hand in Kinderhöhe. Der Mann verstand und wies auf einen villenartigen Bau. Im Schulflur kam uns ein würdiger Herr entgegen, grüßte gemessen und schaute uns abwartend an. Ich redete ihn Deutsch an, aber er zuckte nur die Schultern. Es entstand eine peinliche Pause. Ich sah mich hilfesuchend um.

Plötzlich sah ich in einem dort stehenden Schulspind durch die Glasscheibe einige Alben. Es waren die Schulbriefalben meiner Widitter Kinder. Darin stand ja auch meine Adresse. Auf die wies ich den Ungarn hin, zeigte dann mein Soldbuch und ließ Namen und Adresse vergleichen. Da hellte sich das Gesicht des Schuldirektors auf, er schlug sich vor die Stirn, lachte laut auf und lud uns in seine Wohnung ein. Dort rief er seine 12-jährige Tochter, flüsterte ihr etwas zu, und das Mädchen lief hinaus. Aus der Nebenstube erschien eine hübsche rundliche Frau, begrüßte uns und holte Kaffee und Kuchen, und wir beiden Soldaten griffen auch tapfer zu. Die ganze Unterhaltung bestand in einem freundlichen Anlachen und Zunicken.

Da wurde die Tür aufgerissen, und ein junger Mann stürmte mit der Tochter herein, und wandte sich dann aufgeregt an uns Deutsche: "Wer sind Sie? Wo kommen Sie her?" Ich antwortete: "Ich bin der Lehrer von der Schule, mit der Sie so lange im Briefwechsel gestanden haben. Nun wollte ich Sie persönlich kennenlernen, weil ich gerade hier durchkomme." Der Dolmetscher übersetzte, und nun kam es zu einem wahren Aufstand. Alle stürmten in ihrer lebhaften ungarischen Art auf mich ein, die Männer umarmten mich, die Frauen schüttelten mir immer wieder die Hände. Mein Fahrer machte ein etwas verdutztes Gesicht und fragte, woher wir uns denn kennen. Es sieht ja so aus, als ob sie alte Bekannten wären. Man hält sie ja für einen guten Freund.

Der Dolmetscher übersetzte die Worte, und nun gab es ein neues Hallo. Es wurden allerhand Leckereien aufgetragen, die ein Landser kaum mehr kannte: Keckse, Waffeln, Schokolade und Torten, die anscheinend soeben aus einem Konditorladen geholt worden waren. Es entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch.

Nachdem die kleine Gesellschaft sich eine Stunde angeregt unterhalten hatte wie bei einer Geburtstagsfeier, ertönte draußen vor der Tür ein vielstimmiger Gesang. Der Schuldirektor faßte mich unter den Arm und geleitete mich feierlich hinaus. Da standen die Schulkinder in Reih und Glied und dahinter die Erwachsenen Kopf an Kopf, und darüber rauschte die aufgezoogene ungarische Flagge. Kinder und Erwachsene sangen ungarische Lieder, und obgleich wir kein Wort verstanden, so verstanden wir doch den Sinn. Viele hatten vor lauter Feierlichkeit Tränen in den Augen. Ein Kind sagte etwas, was wie ein Gruß klang, und der junge ungarische Dolmetscher übersetzte es auch so. Als ich dann auch einige Worte des Grußes und des Dankes übersetzen ließ, kannte der Jubel keine Grenzen. Wie einfach ist es doch, Freude zu machen, wenn das Herz führt.

Nun bat die ganze Gesellschaft um ein Bild mit uns Deutschen. Da ich keinen Selbstausröser hatte, mußte ein ungarisches Mädchen die Aufnahme machen. Als die Aufnahmen später entwickelt wurden, waren sie alle bis auf eine verwackelt. Anscheinend ist die kleine Ungarin doch zu aufgereggt gewesen.

Drei Tage lang durften wir uns in Budapest aufhalten, und die beiden ungarischen Lehrer waren treue Führer. Wir bekamen zu sehen, was nicht jeder zu sehen bekommt und kamen so zu der Überzeugung, daß Budapest die schönste Stadt ist, Prag, Wien und Paris miteinander geschlossen, und das will schon was heißen.

Als dann der Abschied kam, stand wieder das ganze Dorf am Wege. Wir beiden konnten kaum ins Auto, so voll Geschenke hatten die Dorfbewohner unter Führung der Lehrerfrau die Sitze gestopft, so daß wir mehrere Tage keine Verpflegung zu empfangen brauchten und noch Kameraden mit Kuchen und Schokolade beglücken konnten. Uns Abfahrenden rief der junge Lehrer noch zu: "Grüßen Sie Ihre Jugendrotkreuzkinder und sagen Sie ihnen, daß sie 100 Freunde hier haben. Vielleicht können Sie alle einmal unsere Gäste für ein paar Wochen sein."

Das war aus dem Herzen gesprochen. Und dieses wunderbare Erlebnis allein durch einen unscheinbaren Schulbrief.

Polen

Ende 1934 kam von einer Schule in Warschau ein Paket an die Widitter Schule. Es enthielt eine Puppe, ein Mädchen in polnischer Nationaltracht: Hellroter Mantel mit Pelzbesatz, ebenso besetzte rote Stiefel, auf dem blonden Haar mit Zöpfen die Federewka, die viereckige Polenmütze. Die Kinder waren voller Bewunderung und Freude über die schöne Tracht und das hübsche Gesicht des Püppchens.

Plötzlich aber rief ein Mädchen verwundert: "Seht bloß was hier auf dem Puppenkarton steht!" Auf einem aufgeklebten Fabrikzettel am Karton stand in deutscher Schrift:

Steh-Sitzbaby "Mein Stolz", D.R.G.M. Made in Germany.

Deutsche Wertarbeit, als polnisches Erzeugnis in die Welt geschickt. Nur hatte man vergessen, den Zettel zu entfernen, vielleicht weil ihn keiner hatte lesen können.

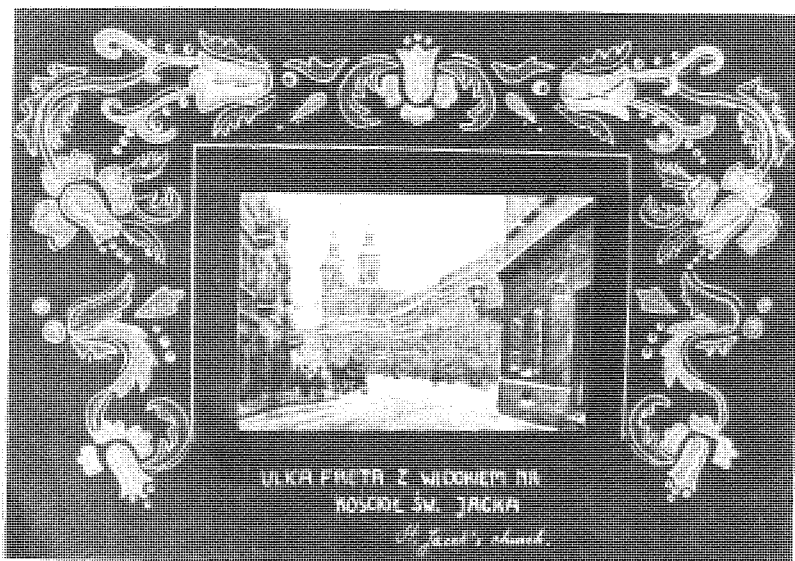
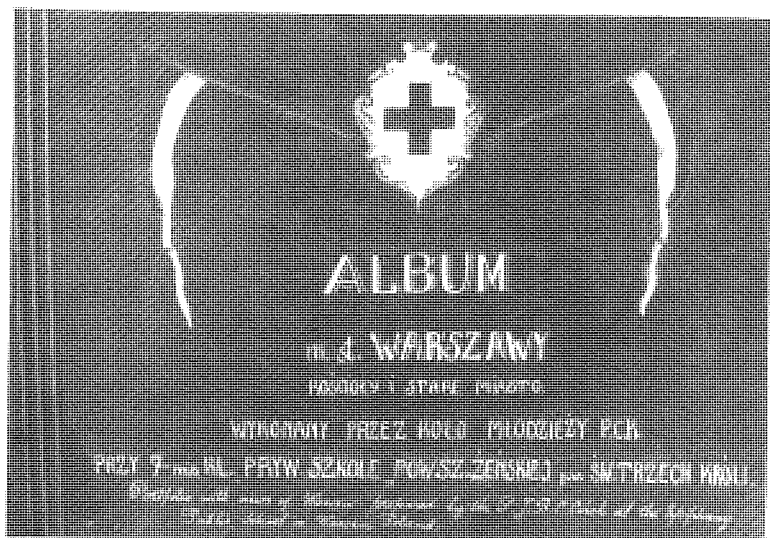
Auch solche Erfahrungen sind wertvoll. Die Kinder schlossen von selbst auf die Rückständigkeit der polnischen Spielzeugfabrikation. Sofort wurde beschlossen, den Warschauer J.R.K.-Kindern auch eine Trachtenpuppe hinzuschicken, über deren deutschen Abstammung kein Zweifel aufkommen könnte.

Dazu wurde aber auch noch ein feines Album angefertigt, das in schönen Bildern einen Ausflug der Schule nach der Ostsee bei Tenkitten schilderte und auch eine Aufnahme vom Adalbertsdenkmal mit der Anschrift des Namens der polnischen Gräfen Wielopolska brachte, die das Denkmal gestiftet haben soll.

Diese Sendung muß sehr gut angesprochen haben; denn sie wurde in Berlin 1935 ausgestellt. Auch die Warschauer Kinder müssen sich gefreut haben, als ihnen das Rote Kreuz nach der Ausstellung das Album zustellte; denn sie schrieben: "Liebe Kameraden! Wir danken euch vielmals für eure Mappe, die wir sehr bewunderten, besonders die schönen Ansichten von der Ostsee. Wir senden euch nun eine Mappe mit Ansichten von Warschau.... "

Das Album mit den Bildern schien nicht billig gewesen zu sein. Schon äußerlich war es etwas besonders Gutes, Wertvolles. Die Kinder aber sahen den Deckel gar nicht an. Merkten sie, daß es ein gekauftes Album war? Jedenfalls interessierte sie das Äußere gar nicht, ganz im Gegensatz beispielsweise zu dem einfachen Album von Indien.

Der Inhalt entsprach dem Äußeren. Die Bilder waren von Künstlern hergestellt und hervorragend farbig, in zarten Tönen, alles



Ansichten aus dem alten Warschau: Vom Rathaus und einer Brücke über die Weichsel, von Kirchen und einigen Ansichten vom alten Markt. Die Kinder blätterten das Buch neugierig durch und meinten: "Lauter alte Kirchen und Häuser", und legten es fort.

Ich mußte an die wertvollen Karten, das teure Album, die saubere Arbeit und die aufgewandte Mühe denken. Aber mein Bemühen um das Interesse der Kinder war vergeblich. Das von Kindern Geschaffene war ihnen viel interessanter. Die hohe Vollendung des Polenalbums überzeugte die Widitter Kinder, daß die Arbeit nicht von Kindern stammen konnte; denn das hätten ihre besten Mitschüler auch nicht annähernd fertig gebracht. "Das hat der Lehrer gemacht", sagten sie, und deshalb sprach sie das auch nicht an.

Manche Kollegen hielten mir vor, daß die Arbeiten der Kinder zu unvollkommen wären, so daß man sie nicht in fremde Länder schicken dürfte. Sie müßten mindestens schön sein. Ich meinte: "So schön wie möglich, aber schön für die Kinder. Für sie ist nicht dasselbe schön, was die Erwachsenen dafür ansehen."

Darin hatte auch der Irrtum der Lehrer in Warschau bestanden. Und es war für mich eine gewisse Genugtuung, daß mir die Hauptverwaltung des Roten Kreuzes aus Berlin 1935 schrieb: "Die Sendungen ihrer Schule gehören tatsächlich mit zu den besten, die wir erhalten, weil sie bei allem Bewußtsein der besonderen Arbeit doch die ursprüngliche Haltung der Kinder bewahren...."

Der Briefwechsel mit der Warschauer Schule wurde eingestellt.

Italien

*Hell glänzt das Mondenlicht am Himmelsbogen,
kühl wehn die Lüfte, still sind die Wogen;
Mein Nacken harret hier, kommt steigt ein zu mir!
Santa Lucia, Santa Lucia!*

Etwas von dieser Stimmung des italienischen Volksliedes mußte doch auch im Album sein, das im Frühjahr 1939 aus Venedig in Widitten ankam. Die Sehnsucht nach dem sonnigen Süden mit dem ewig blauen Himmel und dem azurblauen Meer liegt ja dem Deutschen seit jeher im Blut.

Aber der erste Teil des Albums enttäuschte:

"Liebe Kameraden! Nachdem wir in freundschaftlichem Briefaustausch mit den Mitgliedern der Jugendrotkreuzgruppe von Kyoyo-Akaiwa, Japan stehen, empfinden wir lebhafter als je den Wunsch, auch mit euch,

der starken Jugend unserer mächtigen Freundesnation, in eine Briefwechselverbindung zu treten. Deutschland, Italien, Japan: das ist der gefürchtete Block gegen den Kommunismus! Italien und Deutschland: das sind die beiden großen befreundeten Völker, bestimmt dazu, Europa zu retten.

Nun schicken wir Euch Ansichten unserer wunderbaren Stadt, unserer Schultätigkeit und von begeisternden Szenen aus unserem Leben, dem Leben der jungen Söhne des Liktoren, die unter dem Schatten unserer "gagliardetti" hoffen, auch die starke Disziplin zu erreichen, die unser Duce wünscht. ... Der Direktor."

Nun, er war wenigstens ehrlich, dieser Direktor, aber er hatte vergessen, daß dieses ja ein Schülerbriefwechsel sein sollte. Waren nicht um 1938 auch in Deutschland die Menschen überfüttert mit politischen und unverstandenen Schlagworten? Deckten sich nicht gerade jene, die der Diktatur innerlich fernstanden, indem sie ihr 150 prozentig zustimmten? Ist es nicht heute noch in Osteuropa so?

Das Rote Kreuz warnte in einem besonderen Schreiben vor übertriebener Propaganda, vor Sammlungen von NS-"Führern" aus Zigarettens- und Kaffeeschrotpackungen, die in JRK-Alben reihenweise erschienen, und die keinen Ausländer interessierten. Abgesehen davon, daß solche politische Propaganda völlig unkindlich war, ging sie auch total an der Zielsetzung des Schulbriefwechsels vorbei; denn dieser wollte völkerversöhnend und -verbindend wirken, wollte deshalb Verständnis erwecken und suchte andere Völker zu verstehen.

In unseren Alben gab es keine Hinweise auf den "Führer" oder den Nationalsozialismus, noch das "Heil Hitler!". Deshalb stieß uns auch das Faschistenalbum aus Italien ab: Mussolini von hinten und von vorne, seine Kinderdivisionen der "Balilla" mit den weißen Koppeln und den gekreuzten Schulterriemen in dunklen Uniformen, der kleine König und der lange Kronprinz inmitten von Generälen und Regimentsfahnen und Legionären, die Kriegsschiffe und Flugzeuge, die propagandistischen "Kinderzeichnungen", die nur deshalb so genannt werden durften, weil sie Kinder darstellten: je ein deutsches, italienisches und japanisches Kind, wie sie mit ihren Landesflaggen gegen den russischen Bären vorgehen und sprechen: "Una belva che non fa piu paura ai bimbi!" (Ein wildes Tier, das dem Kinde nicht mehr Angst macht!). Und immer wieder rufen die kleinen "Italiener des Liktoren": "Ecco il Duce!" (Heil dem Duce!)

Der zweite Teil des Albums machte vieles wett durch die schönen,

abwechslungsreichen Fotos und Zeichnungen aus dem Leben und Treiben in Venedig: den eigenartigen Gondeln auf den Kanälen und in der Bucht San Marco, die Feste bei Nacht mit bunten Lampions und Feuerwerk, die geschwungenen Brücken und Brückchen, die Inseln mit den Erholungsstätten und Ferienkolonien, die herrlichen Kirchen und Paläste, aber auch die Fabrikation venezianischer Spitzen und Gläser. Es lohnte, sich mehr mit dieser "Stadt im Meer" zu beschäftigen, und deshalb machten die Kinder eine Reise dorthin und durchstreiften die wunderbare Stadt, natürlich nur in Gedanken. Aber auch das war schön.

Natürlich mußte auch an die Antwort gedacht werden. Der erste, nationalistische Teil wurde aus dem Album ausgeheftet. Wir wußten nicht, wie wir ihn beantworten sollten. Da kam der Krieg, ich wurde eingezogen, und so schloß der Briefwechsel ein.

Indien

Auch aus Indien, dem Wunderland kam ein interessantes Album von der Nava Vidyalaya High School in Hyderabad Sind am Ufer des Indus. Es war eine große Schule mit etwa 1000 Jungen, von denen 150 im Jugendrotkreuz mitarbeiteten. Hyderabad hat 100 000 Einwohner. Da gab es natürlich größere und imposantere Gebäude als in Widitten: Tempel, Türme, Brücken und sogar christliche Kirchen.

Sieben schöne Pastellzeichnungen von natürlichen Landschaften hatten die indischen Kinder angefertigt. Sie berichteten, daß sie an jedem Sonntag zum Krankenhaus gehen und Milch, Blumen und Früchte an die Kranken verschenken, auch Lieder singen, daß sie aber auch oft in die umliegenden Dörfer wandern, um der armen Bevölkerung bei Krankheitsfällen zu helfen. Ein Foto zeigte eine solche Gruppe auf dem Wege: 3 Jungen auf dem Rade mit Paketen beladen. Die Widitter Kinder waren erstaunt: "Daß die Inder auch Rad fahren! Wir dachten, da wären nur Dschungeln, und dort ließen sich die Inder von den Tigern fressen!" Jetzt lernten die Kinder, daß die Inder auch kultivierte Leute sind. Sie schrieben sich genauso Gratulationskarten wie wir zum Geburtstag und hatten eine solche Karte gleich beigelegt. Die sahen natürlich anders aus bei uns. Ein Moslem hatte sie mit arabischen Schriftzeichen geschrieben. Auch die Nase wischen sie sich wie unsere Kinder; denn auch das Taschentuch lag bei, auch recht

bunt. "Kriegen wir nicht Aussatz, wenn wir es anfassen?" fragten die Kinder. Welche Vorstellung!

Eine kleine Stoffpuppe mit viel Flitter und Perlen erregte die Bewunderung der Mädchen, ebenso die wundervolle Pfauenfeder. Die Jungen aber staunten den Tiger an, der als Jagdtrophäe abgebildet war. Den größten Eindruck aber machte der riesige Elefant auf dem Albumdeckel. Da regnete es Fragen: "Warum hat der Elefant abgesägte Stoßzähne? - Wird der Elefant ausgerottet? - Kann man ihn auch im Alter zahm machen? - Warum trägt die Frau einen Ring durch die Nase? Warum trägt sie 2 Töpfe auf dem Kopf?" usw.

Dieses Album war nicht besonders gut gearbeitet: 2 Kartondeckel, außen mit knallrotem Glanzpapier, innen mit Tapeten bezogen, auf dem hinteren Deckel sogar 2 verschiedene Tapetenstücke, alles zusammengehalten durch 2 Schlüsselringe.

Die indischen Kinder aber hatten das Gefühl, daß das Kinder für sie gemacht hatten, darum waren sie gleich dafür eingenommen. Ja, die Lösung mit den Schlüsselringen als Albumverschluß bewunderten sie. Auch die Tapeten störten sie nicht, nur hätten sie schönere ausgesucht.

Als es nun an die Ausarbeitung der Antwort ging, mußte den Kindern klargemacht werden, daß die Inder ganz andere Vorstellungen in vielen Dingen hatten als die ostpreußischen Kinder. Ich erzählte die Geschichte von dem sarazenischen Emir, der einen christlichen Ritter für einen Lügner erklärte, weil der erzählte, er wäre mit seinem Roß über einen See geritten, ohne die Hufe naß zu machen. Der Emir kannte nämlich kein Eis. Ging es den indischen Kindern vielleicht ebenso? Konnte man also einem Inder ohne weiteres vom Schlittschuhlaufen erzählen? Was lag da näher, als den indischen Kindern von den vier Jahreszeiten zu erzählen. Besonders viele Abbildungen wurden vom Winter in Deutschland in das Album gebracht, dazu von der Arbeit der deutschen Bauern. Auch Blätter und Früchte schickten wir mit.

Die indischen Kinder müssen sich wohl sehr darüber gefreut haben, denn sie schrieben bald einen Dankbrief und teilten mit, daß sie schon an einer neuen Sendung arbeiteten.

Bulgarien

Es war sehr schade, daß die Sendung aus Tottleben bei Pleven, Bulgarien, erst im Juni 1939 in Widitten anlangte, so daß sie nicht beantwortet wurde, weil der Krieg ausbrach. Damals ahnte ich noch nicht, daß ich im Frühjahr 1941 dieses bulgarischen Dorf besuchen würde, als wir über den Paß Araba Konak bei Pleven nach Sofia zogen. Wie geheimnisvoll wurden doch manchmal die Schicksalsfäden gesponnen. Fast alles, was die bulgarischen Jugendrotkreuzkinder von ihrem Lande in schönen Bildern dargestellt hatten, sah ich später mit eigenen Augen und brachte viele Aufnahmen heim, die ich vorher im Album gesehen hatte: Die prächtige Alexander Nevsky-Kathedrale in Sofia, die größte Kirche des Balkans mit den goldenen Kuppeln und den Marmorwänden im Innern und mit 5000 Plätzen, die Oper von Sofia, das Schloß des Königs Boris III, die Schafhirtinnen mit den Spinrocken auf Stäben wie im Märchen von Dornröschen, die einfachen Ackergeräte (Holzpflüge, Sicheln), die wunderbaren Nationaltrachten mit den reichen Stickereien. Ich sah und fotografierte noch viel mehr und schickte die Aufnahmen meinen Schulkindern, die durch das Album schon sehr an diesem Lande interessiert waren. Das Döschen Rosenöl, das ich nach Hause schickte, berauschte durch seinen Duft mehr als die schönen Bilder von der Rosenölernte im bulgarischen Rosental. Von den vielen Früchten, die das Album in Abbildungen gebracht hatte, konnte ich meinen Schulkindern auch nur erzählen.

Das Album hatte das Interesse der Kinder für dieses Ostpreußen so verwandte Bauernland geweckt.

Afrika

Besonders große Freude machte der Schulbriefwechsel mit Kindern aus Afrika. Von dort hatten wir eine Sendung der Mädchenschule in Wesley an der Goldküste in der Nähe von Accra erhalten. So konnten wir aus erster Hand etwas über den "dunklen" Erdteil erfahren; denn wir hatten nur dunkle Vorstellungen von diesem Land und diesen Leuten. Wir erbatn darum auch Gegenstände aus dem Leben der Neger und schickten unsererseits ein Kistchen mit allerhand Spielsachen, Früchten und Federn an die afrikanische Schule, dazu ein schönes Album. Leider wurde der Briefwechsel durch den Krieg unterbrochen, aber nach dem Kriege fragte ich aus meiner neuen Schule in West-

Deutschland an, ob die afrikanischen Freunde den Briefwechsel fortsetzen möchten. Ich erhielt ein begeistertes Antwortschreiben, in welchem die Afrikaner die Hoffnung aussprachen, daß nie wieder ein böser Krieg die Verbindung unterbrechen möge.

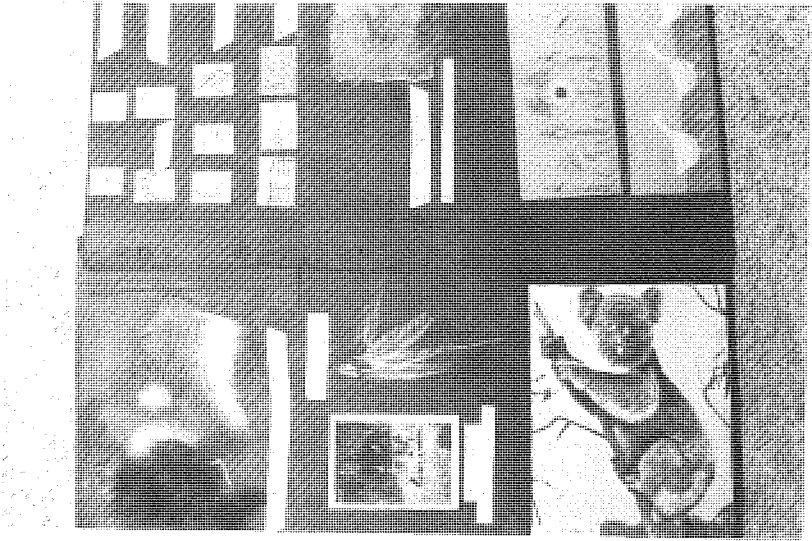
Der Schulbriefwechsel brachte immer wieder Gelegenheiten, um sich mit Afrika und den Afrikanern zu beschäftigen. Über viele Fragen mußte allerdings anderweitig Auskunft geholt werden. So entstand ein ganz anderes Bild dieses Teils von Afrika als das aus den bisherigen Vorstellungen.

Die Aschantis, wie man die Neger in diesem Teil Afrikas nennt, bewohnen keinen Urwald sondern ein schönes Land, das terrassenartig vom Meer zu einem Hochland mit mildem Klima wie in Italien ansteigt, aber mit 2 Sommern und 2 Regenzeiten; denn zweimal zieht die Sonne über dieses Äquatorland. Der schwarze, fruchtbare Boden läßt das Gras 4 Fuß hoch wachsen. Wiesen und Wälder wechseln in herrlicher Fülle. Weintrauben und Feigen wachsen wild. Aus den Früchten der Palme gewinnt der Neger Öl, Butter und berauschenden Wein. In gepflegten Hainen reifen Bananen, Apfelsinen und Zitronen. Auf den Feldern werden Ananas, Reis, Baumwolle und Flachs angebaut. Ganz besonders gehegt wird die Hauptnahrung, die Yamswurzel pflanze.

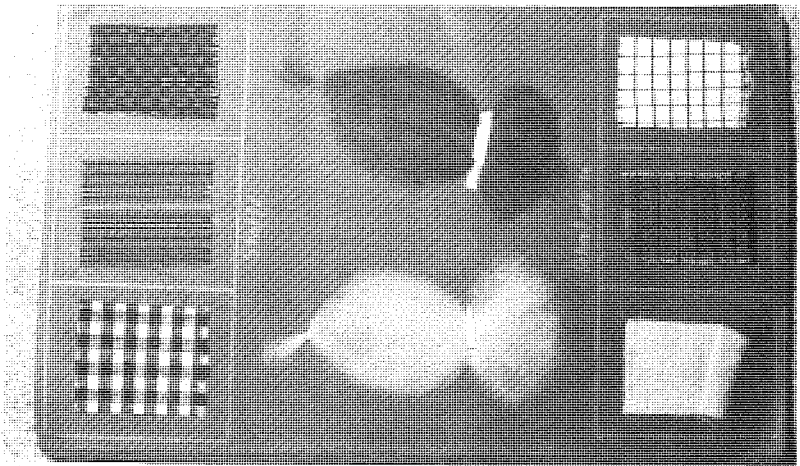
Australien

Wohl keine andere Schulbriefsendung erregte die Anteilnahme der Kinder so stark wie die aus Australien. Dahin hatten die Widitter aufs Geratewohl ein Album geschickt, und es war in Gelantipy im Staate Victoria gelandet, in einer Zwergschule mit 14 Kindern. Sie lag 2500 Fuß über dem Meeresspiegel am Fuße eines Berges von 7328 Fuß Höhe. Gewiß waren es Farmerkinder, die jeden Morgen auf ihren Pferden zur Schule ritten, dort ihre Pferde auf der Schulwiese weiden ließen, bis der Unterricht zu Ende war. Auf einem Foto war zu sehen, daß die 14 Kinder sich auf 5 Pferde verteilten, immer ein großes Kind und 2 kleine auf einen Pferderücken. Wie sie dabei fröhlich lachten! Die Widitter Kinder beneideten sie geradezu um das Vergnügen, tagtäglich den weiten Schulweg wie Cowboys und Cowgirls reiten zu können.

Feine Marinowollproben hatten die Australier mitgeschickt. Alles ging in Australien ins Große: Die Mähdrescher mit 10 starken Pferden davor, die riesigen Stapel mit Weizensäcken am Bahnhof im Freien,



Australien



Bulgarien

die gewaltigen Eukalyptusbäume, die auf Fuhrwerken mit 20 Ochsen davor aus dem Walde abtransportiert wurden. Gepreßte Zweige mit Blättern und Blüten von Eukalyptus, gelbblühenden echten Akazien und rotblütigen Gummibäumen lagen im Album.

Am meisten bestaunten die Kinder aber die Bilder von der altertümlichen australischen Tierwelt: Der Emu, eine Straußenart von dem Federn beigegeben waren, der Vogel Kooka Burra, der wie ein Mensch lachen kann, die bunten Kakadus, der Leiervogel mit dem wunderbaren Schwanz, das Schnabeltier, das eierlegende Säugetier mit dichtem Pelz und Entenschnabel, das Beutelmurmeltier Wombat, der niedliche Koalabär, mit dem die Kinder so gern spielen, der Dingo, den man als Hund einführte, und der nun verwildert zur Landplage geworden ist.

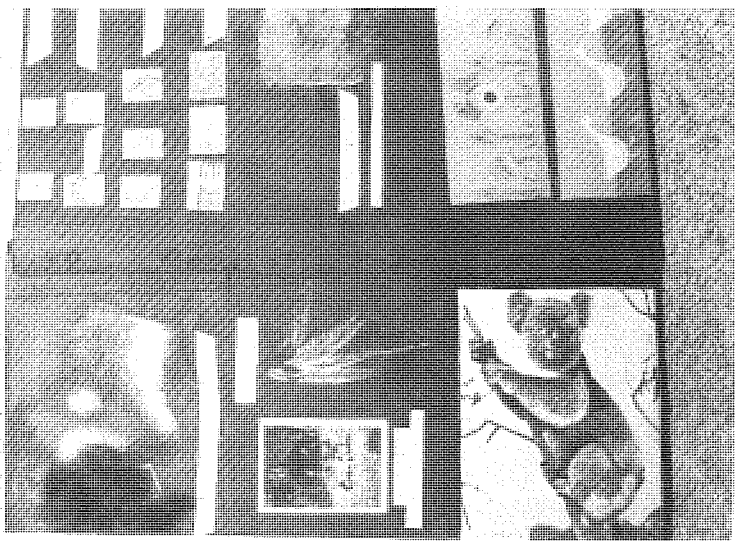
Die australischen Kinder hatten sich wohl gedacht, daß man die Weichheit eines Felles nicht durch Bilder darstellen kann, und deshalb Fellstücke vom Känguruh, Beuteldachs, und Opossum beigelegt. Wie oft sind diese Felle von den deutschen Kindern gestreichelt worden! Man versuche einmal einen Stachenschweinkiel im Laden zu kaufen, um ihn den Kindern zu zeigen. Die Widitter Kinder erhielten gleich eine ganze Sammlung solcher Kiele.

Alle diese Tiere waren auch in den schönen Briefmarken dargestellt, dazu die australischen Ureinwohner, die auch in anderen Bildern beim Feuerbohren und auf der Jagd gezeigt wurden.

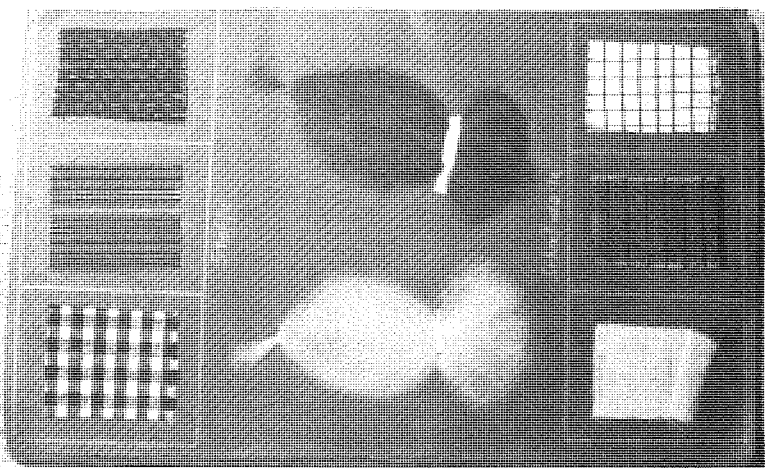
Neben dieser Ur-Natur lernten wir auch moderne Städte kennen: Sydney mit seinem blauen Hafen, Melbourne mit den breiten Straßen, Adelaide, eingebettet in weite Parks, Canberra, die Gartenstadt und Bundeshauptstadt Australiens. Was uns aber wunderte war am Rücken des Albums: Made in Japan. Australien führte also Industrieprodukte aus Japan ein.

Mehrere Sendungen gingen so zwischen Widitten und Victoria hin und her. Einmal schickten die Widitter Kinder ihren Jugendrotkreuzfreunden eine zusammengebastelte Jugendherberge, die Australier antworteten mit einem Kästchen mit allerhand Samen, gedrehten Schneckenhäusern, Versteinerungen, Münzen und vor allem Erze. Echte Goldkörner in Kupfererz gebettet waren dabei. Der letzte Gruß kam zu Weihnachten 1938: Eine Weihnachtskarte mit einem Mistelzweig.

Nach dem zweiten Weltkrieg wollte ich diese schöne Verbindung mit meiner neuen Schule im Westen wieder aufnehmen, aber die Kinder aus Australien antworteten nicht.



Australien



Bulgarien

die gewaltigen Eukalyptusbäume, die auf Fuhrwerken mit 20 Ochsen davor aus dem Walde abtransportiert wurden. Gepreßte Zweige mit Blättern und Blüten von Eukalyptus, gelbblühenden echten Akazien und rotblütigen Gummibäumen lagen im Album.

Am meisten bestaunten die Kinder aber die Bilder von der altertümlichen australischen Tierwelt: Der Emu, eine Straußenart von dem Federn beigegeben waren, der Vogel Kooka Burra, der wie ein Mensch lachen kann, die bunten Kakadus, der Leiervogel mit dem wunderbaren Schwanz, das Schnabeltier, das eierlegende Säugetier mit dichtem Pelz und Entenschnabel, das Beutelmurmeltier Wombat, der niedliche Koalabär, mit dem die Kinder so gern spielen, der Dingo, den man als Hund einführte, und der nun verwildert zur Landplage geworden ist.

Die australischen Kinder hatten sich wohl gedacht, daß man die Weichheit eines Felles nicht durch Bilder darstellen kann, und deshalb Fellstücke vom Känguruh, Beuteldachs, und Opossum beigelegt. Wie oft sind diese Felle von den deutschen Kindern gestreichelt worden! Man versuche einmal einen Stachenschweinkiel im Laden zu kaufen, um ihn den Kindern zu zeigen. Die Widitter Kinder erhielten gleich eine ganze Sammlung solcher Kiele.

Alle diese Tiere waren auch in den schönen Briefmarken dargestellt, dazu die australischen Ureinwohner, die auch in anderen Bildern beim Feuerbohren und auf der Jagd gezeigt wurden.

Neben dieser Ur-Natur lernten wir auch moderne Städte kennen: Sydney mit seinem blauen Hafen, Melbourne mit den breiten Straßen, Adelaide, eingebettet in weite Parks, Canberra, die Gartenstadt und Bundeshauptstadt Australiens. Was uns aber wunderte war am Rücken des Albums: Made in Japan. Australien führte also Industrieprodukte aus Japan ein.

Mehrere Sendungen gingen so zwischen Widitten und Victoria hin und her. Einmal schickten die Widitter Kinder ihren Jugendrotkreuzfreunden eine zusammengebastelte Jugendherberge, die Australier antworteten mit einem Kästchen mit allerhand Samen, gedrehten Schneckenhäusern, Versteinerungen, Münzen und vor allem Erze. Echte Goldkörner in Kupfererz gebettet waren dabei. Der letzte Gruß kam zu Weihnachten 1938: Eine Weihnachtskarte mit einem Mistelzweig.

Nach dem zweiten Weltkrieg wollte ich diese schöne Verbindung mit meiner neuen Schule im Westen wieder aufnehmen, aber die Kinder aus Australien antworteten nicht.

Durch das Jugendrotkreuz eine moderne Schule

Im Jahre 1928 übernahm ich die Schule in Widitten mit 35 Kindern. Der Vorgänger hatte beim Tiefststand 17 Kinder gehabt. So glaubte ich fast auf dem Höhepunkt angelangt zu sein; denn das Klassenzimmer konnte nur 36 Kinder aufnehmen. Die Kinderzahl stieg jedoch jedes Jahr weiter, und zwar gewaltig. Im nächsten Jahre schon mußte ich die Klasse teilen und die sogenannte Halbtagschule einführen, nämlich die Unterstufe 2 Stunden, die Oberstufe 3 Stunden unterrichten, jede für sich. Der Schulrat sträubte sich gegen diese Regelung, weil die Oberstufe nur 18 Stunden in der Woche hatte, aber ich setzte mich durch, indem ich versprach, durch intensivere Arbeit den Verlust an Stunden wettzumachen.

Dann aber kletterte die Zahl der Kinder auf 70 und im übernächsten Jahre auf 83. Jetzt mußte notgedrungen in 3 Partien unterrichtet werden. Im Sommer zog ich ins Freie, aber im Winter ging das nicht. Das Klassenzimmer mit einer Größe von 5,3 m x 6 m konnte die größere Zahl einfach nicht aufnehmen, obgleich die Bänke quer durch die ganze Klasse gingen, und die Kinder über die Tische steigen mußten. Es half auch wenig, daß die Regierung nun eine Lehrerin zur Hilfe schickte. Nur insofern war es eine Erleichterung, als bei schönem Wetter eine Partie immer drinnen, eine andere gleichzeitig draußen unterrichtet werden konnte, so daß sich die Stunden nicht zu weit in den Nachmittag zogen.

Die Ursachen für diesen plötzlichen Anstieg der Schülerzahl waren erstens, daß die Kinder volle 8 Jahre in der Schule blieben, zweitens der Zuzug kinderreicher Familien, wie Familie Dommel mit 7 (sieben!) schulpflichtigen Kindern.

Jedenfalls stellte ich einen Antrag auf die Erweiterung der Schule. Der Antrag wurde abgelehnt. Es war zum Verzweifeln, mit welcher Geringschätzung man die einklassigen Schulen und ihre Lehrer behandelte.

Als der Arzt bei mir dann typische Überarbeitung feststellte, stellte ich wieder einen Antrag an die Regierung um einen neuen Schulbau. Dabei wies ich auf die persönlichen Folgen der Überarbeitung, und diesmal beschloß die Behörde einen Anbau an die Klasse für 3000 Mark. Die Schulstube sollte nach der Straße hin erweitert werden. Da sie aber nur 4 m vom Weg abstand, wäre sie ganz

an den Straßenrand gekommen, und daher erhob ich Einspruch mit der Begründung, daß schon jetzt beim Vorbeifahren eines Wagens kein Wort in der Klasse zu verstehen sei. Es müßte ein neues Schulhaus gebaut werden. Der Platz dafür sei inzwischen von der Schule beschafft worden. Dort könnte das neue Schulhaus sehr abgesetzt von der Straße gebaut werden.

Die Regierung schickte einen Vertreter heraus, und der war bald von der Richtigkeit des Vorschlags überzeugt, besonders als er den schönen Spielplatz sah. Es war doch gut, daß der Platz schon da war, und das war der aufopfernden Arbeit der Jugendrotkreuzgruppe zu verdanken.

Aber diese Zielstrebigkeit brachte noch weiterhin große Vorteile; denn der Jugendrotkreuzarbeit war es zu danken, daß nicht eine Notlösung, eine möglichst einfache Landschule geschaffen, sondern eine Musterschule gebaut wurde.

Anfangs wollte man nur 2 Klassenräume bauen. Eines Tages besichtigte der Schulrat, der Regierungsschulrat und der Regierungsbaurat vom Hochbauamt aus Königsberg den Platz noch einmal und hielten abschließende Besprechungen. Als sie mich fragten, ob ich noch einen Wunsch hätte, meinte ich schüchtern: Ein Lehrmittelzimmer.

"Ein Lehrmittelzimmer steht Ihnen nicht zu. Nur Schulen mit mehr als 3 Klassen können eins beanspruchen", entschied der Regierungsrat. "Übrigens haben Sie ja wohl kaum Lehrmittel" - "Ich habe mehr Lehrmittel als Sie vielleicht vermuten", meinte ich und führte die Herren in mein Arbeitszimmer. Dort zeigte ich ihnen erst die Dinge, die ich mit meinen Schulkindern gesammelt und zu einer Art Heimatmuseum zusammengetragen hatte: Viele Bilder und Fotos aus der näheren Umgebung, Zeichnungen, vorgeschichtliche Funde, Briefmarken, Inflationsgeld, Gesteinsarten, haltbare Früchte wie Kastanien, Eichen, Kiefernzapfen, usw. Auch eine Menge Spielzeug war von den Kindern als Stillbeschäftigung gebastelt worden, beispielsweise Turner aus Holz, pickende Hühner, Bauernhöfe aus Streichholzschachteln und kleine Figuren dazu aus Bohnen, Erbsen und Kastanien. Die sahen allerliebste aus. Die meisten dieser gesammelten Dinge waren mehrfach vorhanden; denn sie sollten im Austausch gegen andere aus fremden Ländern und Erdteilen an diese geliefert werden. Dazu die vielen schönen Gegenstände aus anderen Ländern, vor allem Alben aus Ungarn, Polen, Italien, Amerika, Afrika, Australien, Indien und vor allem aus Japan, wunderbare Bambusschnitzereien aus Japan, Wandkalender

von der Goldküste, aus USA und Japan, Kästen mit Mineralien, Muscheln und Samen aus Australien, eine Menge Stoffmuster aus japanischer Seide, Schlangenhäute, Fellstücke vom Känguruh, Stachelschweinkiele, usw., usw.

Wohl 2 Stunden hielten sich die Herren mit diesen Dingen auf. Sie wurden selbst wieder wie neugierige Kinder, nahmen vieles betrachtend in die Hand, stöberten in den Alben, lasen die fremden Briefe, stellten unzählige Fragen und waren so ganz in Schauen und Betrachten versunken, daß sie den eigentlichen Zweck dieses Hierseins vergessen hatten. Als sich endlich der Regierungsrat losriß, meinte er zu den anderen Herren: "Da müssen wir wohl ein Lehrmittelzimmer einbauen. Hier ist es tatsächlich gerechtfertigt. Was meinen Sie, Herr Baurat?"

"Die Schule müßte also ein ausgebautes Obergeschoß bekommen, und darüber müßte dann der eigentliche Boden sein. Was fangen wir aber mit dem übrigen Raum im Obergeschoß an?"

"Da wüßte ich Rat", warf ich voller Hoffnung ein. "Wir könnten sehr gut eine Kochküche gebrauchen, etwa für 15 Mädchen. Die könnten dann das Gemüse im Schülergarten verwerten."

"Sehr gut, aber der andere Raum?"

"Ein Werkraum. Da würden wir die Dinge für die Jugendrotkreuzkinder basteln, die uns so reich beschenkt haben."

"Auch das wäre hier angebracht. Und doch bliebe noch Raum übrig." Nach einigem Nachdenken meinte ich: "Das wäre eine schöne Wohnung für die Lehrerin."

"Das ist die Lösung", rief der Regierungsrat. "Und in den Keller bauen wir eine Badeeinrichtung mit Dusche. Nun wird es eine wahre Musterschule. Eine Musterschule auch der Lage nach. Und das haben Sie nur diesen Dingen da zu verdanken, die Sie uns gezeigt haben, diesen Sachen vom Jugendrotkreuz." Damit verabschiedeten sich die Herren.

Im August 1937 wurde tatsächlich mit dem Bau der neuen Schule angefangen trotz der Unken, die prophezeiten, aus dem Bau würde im Leben nichts werden. Als die Fundamente zum Baderaum gelegt waren, sollte der Graben für die Wasserleitung zum alten Schulhaus gelegt werden. Diese Arbeit war nicht eingeplant, deshalb erbot ich mich, den Graben selbst zu ziehen. Als die Jungen sahen, daß ihr Lehrer an den Nachmittagen in der Erde wühlte, griffen sie ungeheiß zu, und in kurzer Zeit war diese Arbeit geschafft. So bekam auch die

alte Schule auf ihre alten Tage noch Leitungswasser, Spülklosett und Bad. Die Kinder aber zeigten, daß sie jetzt in einem ganz anderen Verhältnis zum Lehrer standen als früher. Ebenso zeigte das die ganze Gemeinde.

Für den nicht unterkellerten Teil der Schule wurde viel Erde gebraucht. Da taten sich die Bauern zusammen und stellten ihre Fuhrwerke unentgeltlich zur Verfügung. Weil es Erntezeit war, fuhren sie am Sonntag. Das ganze Dorf rückte an mit Kind und Kegel, Spaten und Pferden und schanzte bis in den Abend. Der Pfarrer aus Großheidekrug hatte seine sonst so fleißigen Kirchgänger vermißt und kam am Nachmittag heraus, um nachzusehen was in Widitten passiert sei. Mahnend sprach er von der Sonntagsheiligung. Ich aber erinnerte ihn an den Pfarrer Oberlin im Steintal, der am Sonntag seine ganze Gemeinde von der Kanzel herab aufforderte, den Gottesdienst ausfallen zu lassen und einer kranken Witwe den Garten umzugraben. Das sah der Pfarrer ein, und so griff er zum Spaten und half mit.

So konnte im Herbst 1937 noch das Richtfest gefeiert werden. Dann aber nahm die Inneneinrichtung viel Zeit in Anspruch. Da es nun eine Musterschule werden sollte, wurden auch alle Schulmöbel neu angeschafft, die alten Bänke aber stellte ich in den Schulwald und unterrichtete dort, wenn es das Wetter zuließ. Die neuen Klassenzimmer waren 9 x 6 m groß und mit den modernsten Kachelöfen mit Eiseneinsatz zur schnellen Erwärmung eingerichtet.

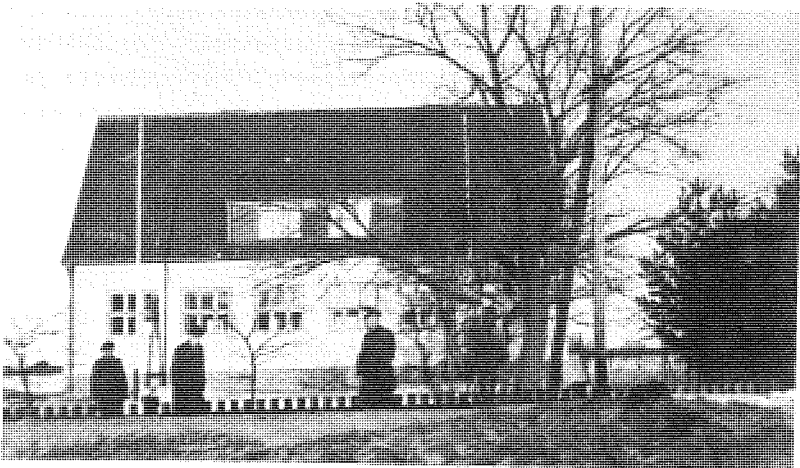
Das alte Schulzimmer kam zur Lehrerwohnung, und ich hatte jetzt mehr Raum als notwendig, 7 Zimmer, eine Kochküche, eine Waschküche, ein Badezimmer und ein Spülklosett. Sogar einen zweiten Garten hatte man bewilligt. Der langgewünschte Holzstall stand auf einmal in Riesengröße dar. Die Aborte verschwanden vom Wirtschaftshof, und ein Zaun wurde gegen das eigentliche Schulgrundstück gezogen. Das alte Lehrerhaus wurde auch äußerlich der neuen Schule angepaßt, erhielt mehr und größere Fenster, eine noble Treppe und eine schöne Haustür zur Straße. Die Schule war nun das schönste Haus im Dorf. Der Schulplatz mit der Obstbaumallee und dem Schulwald, dem großen grünen Rasenplatz vor dem Gebäude und dem interessanten Schülergarten, dahinter der herrlichste Tummelplatz war der liebste Aufenthalt für die Kinder, und alle Leute sprachen stolz: Das ist unsere Schule.

Allerdings hatte sie nicht, wie vorher veranschlagt worden war, 25.000 Mark gekostet, sondern über 70.000. Davon wurden aber 20.000

allein durch freiwillige Hilfe der Dorfbewohner aufgebracht. Die Gemeinde brauchte nur 660 Mark in bar dazuzuzahlen.

Ist ein derartiger Aufwand für eine Schule nun gerechtfertigt? Die Kinder bringen doch ein Viertel ihrer ganzen Zeit in der Schule zu. Außerdem merkten die Eltern, wie sich ihre Kinder mit der kultivierten Umgebung wandelten, wie sie netter, höflicher und hilfsbereiter wurden und auch freudiger lernten. Ich glaubte anfangs in die Hölle versetzt worden zu sein, jetzt aber fühlte ich mich wie im Himmel. Wie war das gekommen? Ich behauptete, das hätten die Kinder fertiggebracht. Gewiß hatte es eines Anstoßes bedurft, wie vom Jugendrotkreuz als Gedanke des Dienens. Den setzten sie in die Tat um, anfangs sogar gegen ihre Eltern. Die machten aber mit, als die Erfolge überzeugten, daß es eine gute Sache sei.

In Widitten jedenfalls bewiesen die Kinder, daß sie ein Dorf verwandeln und sogar in der Welt zu einer gewissen Geltung bringen können. Was einer kleinen Gemeinschaft gelang, müßte einer großen noch leichter fallen. Würde der Gedanke des Dienens und der Friedensbereitschaft mehr an die Kinder herangetragen, so hätten wir nicht nur erträglichere Verhältnisse in den Schulen zwischen Schülern und Lehrern, zwischen Eltern und Schulen, sondern auch mit der Zeit zwischen den Völkern.



Ausklang

. . . und ihr sollt ja nicht nur leiden,
sondern auch tun.
Und alles, was ihr tut, sollt ihr ja tun,
um das Leid zu mildern.
Laßt die am Besitz Hängenden ihre Häuser und ihren
Hausrat ausgraben aus dem Schutt der Zerstörung.
Ihr aber sollt etwas andres ausgraben, was tiefer liegt
als dieses;
Ihr sollt Gott ausgraben unter den Trümmern des Anti-Christ,
gleichviel, welchen Name, ihr ihm gebt.
Und ihr sollt die Liebe ausgraben unter den Trümmern
des Hasses.
Und ihr sollt die Wahrheit wieder ausgraben
und das Recht und die Freiheit
und vor den Augen der Kinder die Bilder wieder aufrichten,
zu denen die Besten aller Zeiten emporgeblickt haben
aus dem Staub ihres schweren Weges.

Ernst Wiechert.

I N H A L T

Die Sieger	254
Letzte Weihnacht	255
Das Ende in Widitten	257
Fern im Osten	271
Neubeginn im Westen	272
Nachwort	275

Die Sieger

"Tötet! Tötet! Es gibt nichts, was an den Deutschen un-
schuldig ist, die Lebenden nicht und die Ungeborenen nicht!
Folgt der Weisung des Genossen Stalin und zerstampft für
immer das faschistische Tier in seiner Höhle!
Brecht mit Gewalt den Rassehochmut der germanischen Frauen!
Nehmt sie als rechtmäßige Beute!"

Dieses von Ilja Ehrenburg verfaßte Flugblatt ließ Stalin vor dem
Einmarsch in Deutschland an seine Soldaten verteilen, um mit der
Aufstachelung ihrer Begierden den Krieg zu gewinnen. Die russischen
Soldaten haben den Auftrag nur zu gut erfüllt.

Die nicht beabsichtigte Folge war, daß sich alle Deutschen mit
Abscheu von diesen "Befreiern" abwandten und dem Westen in die Arme
warfen. So wurden diese skrupellosen Sowjetführer die Totengräber
ihrer eigenen Hoffnung, ganz Deutschland sowjetisch - "soziali-
stisch" zu machen.

Es ist ein Trost, daß die Geschichte über solche grausamen Macht-
haber und ihre Helfershelfer hinweggeht und sie nur als unangenehme
Erinnerung übernimmt. Stalin, der Grausame, ist tot. Berija, der
die wolgadeutsche Kolonie mit Hinterlist und Tücke vernichtete,
wurde von seinen eigenen Genossen umgebracht. Seine Helfer Malen-
kow und Molotow sind in die Wüste geschickt. Ilja Ehrenburg ist
schon bei Lebzeiten bedeutungslos geworden, obgleich er den Mantel
immer wieder nach dem Winde zu drehen versucht. Die anderen Mit-
schuldigen werden folgen und gern vergessen werden.

Aber die, die in unmenschlichen Leiden ihre menschliche Würde
bewahrten und halfen, wo sie nur konnten, sollen nicht vergessen
werden.

Letzte Weihnacht

Weihnachten 1944 bekam ich Urlaub. Am Heiligabend kam ich am Bahnhof Powayan an. Von dort rief ich Frau Wenk an und bat sie, heimlich ein Fuhrwerk zur Bahn zu schicken und saß nach einer halben Stunde schon im Schlitten, der mich mit Schellengeläut nach Widitten brachte. Bald darauf konnte ich mich in der warmen Gaststube an einem frischen Schweinebraten stärken. Währenddessen holte Frau Wenk allerhand Utensilien herbei, die ein Weihnachtsmann zur Ausstaffierung braucht. Die Geschenke wurden in einen Rucksack verstaut, und dann führte sie den Weihnachtsmann über die Straße in unsere Wohnung. Sie selbst blieb beobachtend draußen am Fenster stehen.

Ich klopfte an die Haustür, und meine Frau öffnete verwundert wegen des späten Besuches. Sie erschrak und kreischte auf, aber ich ging schnurstracks vorbei in die Wohnstube und sah mich dort um, als suche ich Kinder. "Wer mochte das sein?" fragte sich meine Frau. "Vielleicht einer von den fremden Soldaten, der den Kindern in Abwesenheit des Vaters eine Freude machen wollte? Die Stiefel deuteten darauf hin."

Am Tisch saß mein Sohn, der für die Feiertage Urlaub bekommen hatte von Heidemaulen, jenseits des Haffes, wo er Flakhelfer war. "Was schreibt denn der junge Mann?" brummte der Weihnachtsmann. "Aha, einen Brief an seinen Bruder! Sehr schön!" Als Hellmut sich erheben wollte, drückte ich ihn auf den Stuhl zurück und langte eine Handvoll Süßigkeiten aus dem Rucksack: Schokolade und Bonbons, seltene Dinge in dieser bitteren Zeit. Die zwölfjährige Ilse erhielt noch mehr, auch ein kleines Flüchtlingsmädchen aus der oberen Wohnung erhielt seinen Teil.

Als ich meine Frau in den Arm nehmen wollte, wick sie lachend zurück, und als ich ihr folgte, gelang es ihr, mir die Maske vom Gesicht zu reißen. Da stieß sie einen lauten Schrei aus und fiel mir lachend um den Hals. So kam es, daß das kleine Flüchtlingsmädchen die Treppe hinauflief und ihrer Mutter zurief: "Die Frau Lehrer küßt den fremden Weihnachtsmann."

So fröhlich der Weihnachtsabend bei uns verlief, so bedrückt waren wir in den nächsten Tagen durch die Rundfunkmeldungen. Zwar siegte Goebbels immer noch, aber die Russen standen in Ostpreußen. Zwischen Weihnachten und Neujahr packte ich viele Dinge, die für mich wertvoll waren und schickte sie zu meinen Verwandten nach Ur-

bach am Harz, meiner Geburtsheimat. Die Postpakete sind alle angekommen, auch die Unterlagen für dieses Buch. Meine Frau hat sie dann, als die Russen die Zonengrenze besetzten, in sechzehn gewagten Grenzübertritten bei Nacht auf dem Rücken in die Westzone gebracht. Die Pakete aber, die mit der Bahn verschickt wurden, sind alle verloren gegangen. Beim Einmarsch der Russen sollen die Schuppen des Güterbahnhofs in Königsberg bis unter die Decke mit Paketen vollgepfropft gewesen sein.

Als der Urlaub Anfang Januar 1945 zu Ende war, war der Abschied schwerer als die bisherigen. In den Schränken und Regalen standen etwa 2000 Bücher, von denen ich ein Drittel noch nicht gelesen hatte. Da stand der sechsendreißigbändige Goethe, den ich mir für die Zeit nach dem Kriege aufgespart hatte, ebenso Schiller, aber auch die anderen Klassiker, die ich schon gründlich studiert hatte: Hebbel, Uhland, Mörike, Kleist u.a. Daneben warteten die zehn riesigen Bände von Brehms Tierleben, dann die wunderbaren Hielttscherbände mit Fotos aus aller Herren Länder, die immer wieder die Sehnsucht nach der weiten Welt weckten, und viele andre Freunde aus der literarischen Umwelt. Auf dem Schrank lagen die alte Schulgeige und zwei andere, die ich für meine Söhne gekauft hatte. In der Ecke stand das Harmonium, auf dem wir die Lieder zu den Bibelstunden gespielt hatten. Einige Wochen später landete es auf einem Misthaufen in der Nachbarschaft, weil die Russen nichts mit ihm anzufangen wußten.

Auf meiner Abschiedsrunde wanderte ich noch einmal durch den Obstgarten mit den beiden hohen Linden. Im neuen Schulgarten sahen die Beete der Kinder jetzt im Schnee wie Gräberreihen aus. An der Obstbaumallee vorbei, die die Kinder für sich angelegt hatten, stieg ich die Treppe mit dem schwingenden Möwenmuster im Geländer hinan zur neuen Schule mit den beiden steinernen Kinderköpfen über der Eingangstür. Im Flur mit den Kinderbildern auf den Türen von Vögeln, Tieren und Blumen, vorbei am ziegelroten Trinkstrahlbrunnen ging ich in die Klassen mit den blanken Buchenbänken. Die behäbigen Kachelöfen standen tot da. Im Keller waren die Wasserrohre, der Boiler und die Radiatoren für die Heizung des Duschraumes zerfroren, weil man es vergessen hatte, das Wasser bei dem starken Frost abzulassen. Das würde alles wieder in Gang kommen, wenn der Krieg zu Ende sein würde.

Dann stieg ich zum Oberstock hinauf. Die Kochküche der Mädchen

blitzte und blinkte; denn hier waltete die Vertreterin. Aber mein Werkraum lag tot da, verstaubt und unberührt. Die kurz vor dem Kriege bestellte Hobelbank stand unausgepackt da, ebenso die elektrischen Apparate und die elektrische Drehbank. Die Werkzeuge ruhten wohlverschlossen in dem großen Wandschrank. Mit ihnen würden wir das, was wir bisher mit einfachen Behelfsmitteln für die Schulbriefsendungen geschaffen hatten, nach dem Kriege vollkommener und leichter herstellen, zur Freude der Partnerkinder in aller Welt.

Als ich dann am hohen Fenster stand und über das Dorf hin zum Walde und Wasser blickte, da kam mir zum Bewußtsein, wie glücklich ich hier gewesen war. Hier wollte ich wieder arbeiten. Die Russen würden wohl arg hausen, aber wir würden alles wieder zurechtbiegen.

Dann ging ich zur Nachbarin, der Witwe meines Freundes Hermann Wenk, der mich seinerzeit in Hemdsärmeln empfangen hatte, dann aber überall unterstützt hatte. Ich schilderte ihr schonungslos, was sie bei einer russischen Invasion zu erwarten hatte und nahm ihr das Versprechen ab, bei einer Flucht meine Frau und meine Tochter mitzunehmen. So fuhr ich etwas beruhigter zur Front nach Tschentstochau zurück.

Frau Wenk hat ihr Versprechen gehalten. Später sagte sie: "Hätten Sie mir damals nicht so die Hölle ausgemalt, wenn die Russen kämen, dann wäre ich nicht gegangen; denn ich konnte mich fast nicht von meinem Grundstück trennen. Dann läge ich heute auch da, wo sie alle liegen, die damals dort geblieben sind, die Familie von Albert Wenk, von Peter, der alte Lammert, der Groll, der Sonnenberg u.a. Daß ich fortgegangen bin, habe ich Ihnen zu danken, und damit sind wir quitt ..."

Das Ende in Widitten

Während ich bei der Truppe war, die in Schlesien in schwere Rückzugsgefechte verwickelt war, ging das Samland verloren.

In den ganzen Wochen, in denen um die Hauptstadt Königsberg gekämpft wurde, zogen durch Widitten unzählige Flüchtlinge. Die alte und die neue Schule waren bis unter das Dach vollgepfropft von Menschen. Zuletzt, als die Lazarette geräumt werden mußten, kamen noch die Verwundeten aus Königsberg. Auf Krücken und sogar auf Bein-
stümpfen flüchteten sie von Dorf zu Dorf und blieben oft total erschöpft am Wege liegen, bis jemand sie mitnahm. Das Elend war unbe-

schreiblich. Sämtliche Leute im Dorf halfen so gut sie konnten und verpflegten die Flüchtenden mit ihren Vorräten.

Am 30. Januar 1945 abends gegen 11 Uhr kamen zwei deutsche Soldaten und berichteten, daß in der Nacht Spähtrupps der Russen zu erwarten seien. Meine Frau lief zur Nachbarin Wenk, um sich mit ihr zu beraten. Der Himmel war in Richtung Galtgarben an verschiedenen Stellen gerötet. Das waren die brennenden Dörfer in der Nachbarschaft. Wenks schlugen vor, zur Sicherheit in den Wald zu fahren. Alle anderen Dorfbewohner außer Wenks und dem Bürgermeister waren schon am Tage weggefahren. Meine Frau zögerte noch, denn unsere Tochter war an Gelenkrheuma erkrankt und konnte sich kaum bewegen. Aber die anderen drängten zur Abfahrt. So stellte meine Frau die wertvollsten Sachen in einem Koffer in den Keller, um sie vor Bomben und Granaten zu schützen.

In der Annahme, daß alle am anderen Morgen wieder zurück sein würden, wurde unsere Tochter in Betten gewickelt, die mit Riemen verschnürt wurden und in den großen Wagen mit den Gummirädern getragen. Unter dem wertvollsten Teppich aus Wenks großer Stube als Dach saßen alle, die Widitten als letzte verließen. Ein polnischer Knecht lenkte die Pferde. Hellmut Wenk fuhr mit einem vollbeladenen Schlitten voraus. Das Dorf war gespenstisch still. Nur zwei Soldaten verlegten ein Fernsprechkabel hinter unserer Scheune.

Es ging in den Hochwald, dann den Landweg nach Zimmerbude nach Süden. Meine Frau war seit Wochen kaum zum Schlafen gekommen und fiel in einen leichten Dämmer Schlaf. So fiel es ihr nicht auf, daß der ganze Wagen mit Säcken voll Getreide, etwa 50 Zentner, und Lebensmitteln beladen war. Die ganze Nacht ging die Fahrt weiter, immer stockender, denn mittlerweile hatten sich immer mehr Fahrzeuge eingefunden. Kurz vor Neplecken kam der Kutscher so ungeschickt an den Straßenrand, daß der Wagen zu kippen drohte. Helmut Wenk mußte mit seinem Schlitten zurückgeholt werden, um das schwere Gefährt wieder herauszuziehen. Ein Wagen aus Bärwalde kippte um, und dabei fiel einer Frau aus Königsberg eine Kiste auf den Leib, daß sie kurz darauf starb.

Auf einem Wagen des Stadtgutes Dorotheenhof mit etwa 30 Personen saß auch der Ortsgruppenleiter mit seiner jungen Frau. Was mochte in ihm vorgehen? Früher hatte er vielen Leuten gedroht, daß sie noch einmal auf den Knien vor ihm liegen und um ihr Leben winseln würden. Plötzlich zog er einen kleinen Browning, erschob die junge

Frau und gleich darauf sich. Die beiden Toten wurden am Wege in den Schnee gelegt. Noch viele verloren die Nerven und beendeten ihr Leben auf ähnliche Art.

Von Neflecken konnte man nicht mehr nach Fischhausen durchkommen. So mußten am nächsten Morgen alle Fahrzeuge umkehren. Gegen 9 Uhr trafen sich die Widitter alle wieder in Zimmerbude, und um 10 Uhr ging es auf das Eis des Haffs in Richtung Pillau. Dorthin strebten tausende von Fuhrwerken. Dann kamen die russischen Flieger und schossen in die Flüchtlingskolonnen, deutsche Flakbatterien feuerten dazwischen, die Hölle schien losgelassen.

Die Männer gingen neben den Fahrzeugen, um sofort zu retten, wenn das Eis brach. Schließlich stiegen auch die Frauen ab, um sich zur Seite zu retten, wenn die Fahrzeuge einbrachen. Als ein Lastauto einbrach, konnten die Fahrer gerade noch auf festes Eis springen, mußten jedoch zusehen, wie die Menschen im geschlossenen Wagen versanken. Sie sahen noch wie die Insassen sich vergeblich bemühten, die Riemen der Plane zu lösen. Schreiend versanken Frauen und Kinder. Eine Frau stand mit ihren sieben Kindern auf dem Eise neben dem gefallenem Gaul und rief die Vorbeihastenden an, sich ihrer zu erbarmen und sie nicht hier liegen zu lassen. Aber jeder dachte nur an seine eigene Sicherheit.

Meine Frau blieb auf dem Wagen, weil sie ihre Tochter nicht alleinlassen wollte, lieber wollte sie mit ihr zusammen untergehen. Es schien unmöglich, diesem Chaos zu entinnen. Von oben vom Wagen sah sie: Dort fiel ein Pferd und riß das andere nieder, da brach ein Getroffener blutend zusammen. Eine Frau riß sich die Kleider vom Leibe, um mit ihnen ihr Kind vor dem Verbluten zu retten, dem von einem Flieger ein Bein abgeschossen war. Da und dort in einiger Entfernung versanken ganze Fahrzeuge mit schreienden Menschen. Das Ziel aber, die Stadt Pillau, brannte an vielen Stellen und erbebte immer wieder von einschlagenden Bomben und Granaten.

Als sie dann endlich gegen vier Uhr nachmittags festen Boden unter den Füßen hatten, trachtete meine Frau darnach, so schnell wie möglich auf ein Schiff zu kommen oder mit über die Nehrung zu fahren. Aber die Fähre wurde von Bomben getroffen, sodaß man nicht mehr über das Tief kam. Später erfuhr man, daß diese Nehrungsstraße dauernd bombardiert und von jenseits des Haffes beschossen worden ist. Da sie wenig Deckung bot, war sie bald besät mit Toten. In den Kie-

fern hingen zerfetzte Gliedmaßen der Toten, emporgeschleudert von der Wucht der Explosionen. Wehrlose Menschen wurden Opfer unmenschlicher Rache der Russen.

Täglich kamen in Pillau bis zu 10 000 Flüchtende an, aber nur 3 000 konnten zur Not abtransportiert werden. Der Hafen war ein Leichenfeld. Täglich wurden Ertrunkene angeschwemmt, einmal sogar etwa 600. Auf dem Friedhof wurden in die gefrorene Erde Löcher gesprengt, Massengräber für jeweils bis 30 Tote.

Königsberg wehrte sich verzweifelt und unendlich hart gegen seine Belagerer. Widitten wurde wieder freigekämpft, weil man die Straße nach Pillau für den Zu- und Abtransport brauchte. Die Bauern, die in Pillau geblieben waren, fuhren sofort in ihr Dorf zurück, denn inzwischen war es Zeit geworden, an die nächste Bestellung zu denken.

In Pillau aber ging die Tragödie weiter. Die abtransportierten Familien konnten nur ihr Leben retten, ihr Hab und Gut verkam im Straßengraben. Die Pferde, an die Wagen gekoppelt, fraßen die Deichseln und verhungerten. 40 000 Menschen warteten schließlich auf die rettenden Schiffe. Die "Wilhelm Gustloff" war torpediert worden, aber das hielt die Leute nicht ab, auf die Schiffe zu fliehen. Die Hoffnung, ihr Leben zu retten war hier viel größer, als wenn sie den Russen in die Hände fielen. Die Brücken brachen, und die andrängenden Menschen fielen ins Wasser und ertranken. Aber die anderen drängten weiter.

Am 10. Februar hielt ein Rotkreuzauto vor dem Quartier meiner Frau in Kamstigall, und Sanitäter luden unsere kranke Tochter mit ihrer Mutter ein und fuhren zum Schiff. Weinend nahm die zurückbleibende Nachbarin Abschied. Erst nach vielen Jahren sollten wir uns wiedersehen.

Die Kranke wurde samt ihrer Trage mit einem Kran in hohem Bogen vom Land auf das Schiff geladen. Meine Frau mußte inzwischen mit Tausenden an der Anlegebrücke auf die Erlaubnis warten, aufs Schiff gehen zu können. Wenn nur die Übernahme nicht gestoppt werden mußte! Viele Familien waren auf diese Weise auseinandergerissen worden. Nach mehreren Stunden durfte sie endlich hinauf und begab sich auf die Suche nach ihrer Tochter. In einer dunklen Ecke fand sie sie weinend am Boden liegen, ein Matrose sprach mit ihr, um sie zu trösten. Daneben lag ein alter Mann, der gestorben war.

Abends um 7 Uhr setzte sich der große Kohlentransporter endlich in

Fahrt. Auf dem ganzen Schiff waren kein Arzt und keine Krankenschwester. Am nächsten Morgen sah man rundherum auf der See elf Transportschiffe, die aus Angst vor Minen und Torpedos vor Anker lagen. Am Tage vorher war ein Schiff mit 3 000 Soldaten auf eine Mine gelaufen und untergegangen.

Langsam fuhr dann das Schiff weiter. Bis Danzig brauchte es zwei Tage und zwei Nächte. In der dritten Nacht legten drei Schiffe zugleich in Neufahrwasser an. Alle Flüchtlinge wurden in einer großen Reithalle untergebracht. Zwischen Sterbenden und Toten spielten unbekümmert die kleinen Kinder. Ein schwer verwundeter Schäfer aus Pobethen erzählte meiner Frau, daß sein Heimatort innerhalb von 10 Tagen siebenmal den Besitzer wechselte. Er hatte sich mit seiner Frau in einer Miete versteckt, war dann aber doch schwer getroffen worden. Über das Schicksal seiner Frau wußte es nichts.

In Germau hatten die Russen die Frauen in die Kirche getrieben und dort Nacht für Nacht vergewaltigt. Aber die Frauen konnten alle befreit werden, als die Deutschen nach acht Tagen das Dorf zurückeroberten. Ein sechzigjähriger Mann wurde erschossen, als er seine Tochter vor den Russen schützen wollte. So erzählten sich die Geflüchteten alle die grauenhaften Dinge, um sie loszuwerden.

Am nächsten Mittag konnte meine Frau zusammen mit 3 000 Flüchtlingen in einem Güterzug weiterfahren. Nach zwei Tagen kamen sie in Köslin an, wurden dort vom Roten Kreuz gepflegt und sollten auf ein Dorf gebracht werden. Niemand glaubte, daß die Russen hierher kommen könnten. Meine Frau aber wollte weiter und fand einen freundlichen Arzt, der ihr zu einem Platz in einem vorbeifahrenden Munitionszug verhalf. Man saß oder schlief auf den Kisten mit den Fliegerbomben. In der Mitte des Waggons stand ein Kanonenofen, den die Begleitsoldaten tüchtig feuerten, sodaß er manchmal richtig glühte. Sie meinten, es würde nichts passieren, weil die Bomben noch keine Zünder hätten. Aber sehr beruhigend war es nicht, inmitten von 55 Waggons voll Munition durch die fliegerbedrohte Gegend zu reisen. Bei Anklam übernahm sie ein Lazarettzug bis Halle, der so übervoll war, daß unsere kranke Tochter im engen Gang auf der Lokomotive lag. Von Halle führen dann die Flüchtlinge im Personenzug nach Aumühle bei Nordhausen. Als sie dort von einem Vetter von mir abgeholt und nach Urbach gebracht wurden, hielt der unsere Tochter für eine Sterbende, so sehr hatten sie die Strapazen dieser Flucht mitgenommen.

In Urbach erholte sie sich jedoch, und die ganze Familie fand sich nach und nach zusammen, ein Glück, das die meisten Ostpreußen nicht erleben konnten.

Die meisten Bauern kehrten Mitte Februar, als die Straße nach Königsberg freigekämpft wurde, von Pillau wieder nach Widitten zurück. Im Dorf fanden sie außer einem lebenden Hund nur Tote. Vier alte Männer waren von den Russen erschossen und am Wege liegengelassen worden. In unserem Hause fand man fremde Frauen tot auf den Betten liegen, andere in der Kiesgrube neben dem Gasthaus Elenskrug. Was mochte sich da abgespielt haben! In der Försterei hatte ein russischer Soldat die sechzehnjährige Schwester der Försterfrau zu Tode gequält und war dann von einem hinzukommenden Offizier standrechtlich erschossen worden. Nun lagen sie beide, das Mädchen und sein Mörder im gleichen Grabe.

Und zwischen all der grausamen Wirklichkeit dachten die Bauern an die Bestellung. Inmitten der Verwüstung, der durch Bomben zertrümmerten und zum Teil abgebrannten Gehöfte fingen sie an, die Felder zu bestellen, auf denen noch die Kanonen standen und an deren Rändern sich die Schützenlinien entlangzogen.

Als dann Anfang April Königsberg fiel, und die russische Walze über die letzten Reste des Samlandes hinwegging, kamen nicht mehr alle aus dem Kessel heraus. Diejenigen, die mit einem Schiff gerettet werden konnten, landeten meist in Dänemark und mußten dort jahrelang in Lagern leben, bis die meisten in die Gegend Hamburg - Lüneburg geschickt wurden, wo die Widitter heute noch leben: Frau Wenk mit ihrem Sohn Helmut (der ältere Sohn fiel), der Gemeindevorsteher Emil Köck, sein Bruder Albert Köck mit dem einzig übriggebliebenen Sohn, der durch Einheirat wieder Bauer geworden ist, die Anna mit ihren Geschwistern und Eltern, die Familie des Haumeisters Neumann, die Fischer Lammert und Karl Schöttke u. a.

Karl Schöttke ist mit seiner Frau erst viel später als die anderen in Westdeutschland angekommen. Unter den Russen war er nach Zimmerbude gezogen, um näher am Wasser zum Fischen zu sein. Mit seinen Fischen konnte er noch manchen Menschen vor dem Hungertode retten. Er berichtete viel Trauriges:

Die gesamte Familie Peter ist verhungert.

Der Schmied Saager wurde von den Russen erschossen, und seine Schwester ist verhungert.

Die Familie Timm ist umgekommen.

Albert Köcks Frau, ihr jüngster Sohn und ihre Mutter sind an Vergiftung gestorben, nachdem sie in ihrem Hunger Silofutter gegessen hatten.

Kein Mensch mehr hat die Toten begraben, weil keiner mehr lebte. Als Karl Schöttke nach einem halben Jahr noch einmal nach Widitten kam, lagen die Toten noch immer in den Stuben, und da er auch nicht mehr die Kraft hatte, sie zu beerdigen, sind sie so liegengeblieben.

So ist nun das schöne Dorf im Walde heute leer und tot, aber unvergessen in der Erinnerung seiner einstigen Bewohner.

Von den übrigen Widittern ist zu berichten:

Der jüngste Bruder des Bürgermeisters Köck ist noch in den letzten Tagen des Krieges verschollen.

Der "alte Bartels" lebt als ältester Bewohner Widittens im Schwarzwald bei seiner Tochter.

Mein Nachbar Bobeth starb schon im Kriege. Seine Töchter leben im Westen.

Albert Sonnenberg lebt in Kanada. Seine zahlreichen Geschwister wohnen im norddeutschen Raum. Ihre Mutter besuchte mich und hat berichtet, wie ihr Mann, der den Russen so vertraute, weil er ihre Sprache beherrschte, von ihnen umgebracht wurde.

Die Lehrerin von Widitten, die im Kriege die Schule leitete, meldete sich aus dem Wendland an der Elbe, wo sie wieder eine Lehrerstelle hat.

"Buttermilch" und "Licht" waren tüchtige Kerle geworden. Sie sind bei der Verteidigung der Heimat gefallen. Nur ihre Mutter lebt noch.

Pfarrer Lange mit dem Dreihütepatent ist Taubstummenpfarrer in Württemberg. Schon in Großheidekrug hatte er sich mit der Gebärdensprache befaßt. Manche, die ihn dabei beobachtet hatten, erklärten ihn für übergeschnappt.

Sein Nachfolger, Pastor Friedrich, ist Professor an der Universität in Erlangen.

Unbeschreiblich aber sind das Elend und die schrecklichen Grausamkeiten, die die erleiden mußten, die nicht rechtzeitig fliehen konnten. Folgender Brief einer ehemaligen Schülerin gibt uns einen Einblick in die Not, ist aber auch ein Beispiel aufopfernder Hilfsbereitschaft derer, für die Menschlichkeit kein leerer Begriff ist.

Lieber Herr Lehrer!

Als ich Ihren Brief bekam, war ich sehr erstaunt und noch mehr erfreut. Er erinnerte mich an meine schöne Schulzeit in Widitten. Ich ging so gerne zu Ihnen zur Schule; denn sie waren zu mir wie ein Vater. Deshalb war ich froh darüber, daß sie das vertraute Du gebrauchten, ganz so wie früher. Ich habe das eigentlich auch gar nicht anders erwartet, nur meinem Mann, der Sie ja gar nicht kennt, kam das komisch vor, und er hänselte mich: "Nun bist du wieder ein Schulmädchen!" Dabei lachte er; denn ich bin doch nun schon 30 Jahre alt und habe wirklich "manchen Sturm erlebt." Aber 30 Jahre sind doch noch kein Alter, und ich fühle mich auch wieder ganz jung trotz meiner grauen Haare. Ja, graue Haare habe ich schon, aber das ist gar kein Wunder nach alledem, was hinter mir liegt. Ich kann es manchmal selbst nicht begreifen, daß ich das alles aushalten konnte, und daß ich jetzt wieder froh sein kann. Wäre ich nur für mich allein gewesen, so hätte ich diese schreckliche Zeit gar nicht durchgehalten. Ich mußte jedoch für meinen kleinen Hartmut leben und für meine Mutter sorgen, sonst wären die ja umgekommen, und diese Sorge um die Lieben hat mich meine eigene Not vergessen lassen. Ich kam nicht zum Nachdenken über meinen eigenen Zustand, sondern dachte nur immer darüber nach, wie ich, die Stärkste, die Schwachen durchbringe. Sie haben uns Kindern einmal von zwei Indern erzählt, die in den kalten Himalayabergen auf einem Wege einen halberfrorenen Mann fanden. Der eine Inder lief weiter, um bald nach Hause zu kommen. Der andre aber hatte Mitleid und lud sich den Halbtoten auf und schleppte ihn mit. Trotz der eisigen Luft kam der Träger bald ins Schwitzen und wärmte so den Erfrorenen auf seinem Rücken. Als er ihn nach Stunden anstrengenden Marsches zu Hause absetzte, war der Erfrorene wieder munter, der Helfer schrecklich müde, aber gesund. Am andern Tage aber fand man den andern Inder in der Frostluft erfroren. Der schwere Liebesdienst hatte auch dem Helfer das Leben gerettet. An diese Erzählung muß ich manchmal denken, wenn ich mein Leben überdenke. Die Sorge und Mühe, die ich um meine beiden schwachen Lieben hatte, haben mir wahrscheinlich das Leben gerettet; denn sie bewahrten mich vor dem Nachdenken und der Verzweiflung.

Ogleich man es lange nicht so schildern kann, wie schrecklich es wirklich war, will ich Ihnen doch gern einen kleinen Überblick über mein Erleben geben.

Mein Mann hat mir später oft Vorwürfe darüber gemacht, daß ich nicht früher von zu Hause fortgegangen bin. Ich hätte es gerne getan, aber Mutter hat auf mich eingeredet, und sie barmte und bat, dazubleiben. Zu verdenken war es ihr nicht; denn sie war krank und fürchtete sich vor den Strapazen der Reise. Ich habe ihr auch nie Vorwürfe darüber gemacht, daß wir dann überrascht wurden.

Ende Januar 1945 kamen aufregende Nachrichten von der Front. Die Vorsichtigen packten ihr wertvollstes Hab und Gut zusammen und fuhren mit den Schiffen fort,

oder sie gingen über die Nehrung nach Mitteldeutschland. Tagelang kamen dann deutsche Soldaten durch unser entlegenes Dorf im Walde. Die Männer hatten das Grauen und Elend der Landstraßen gesehen und stärkten Mutter in ihrem Entschluß, zu Hause zu bleiben.

Zuletzt kam die Front bedenklich nahe. Der Kanonendonner rollte unaufhörlich, und die feindlichen Flieger rummelten in der Luft und ängstigten uns Menschen. Da entschlossen wir uns im letzten Augenblick doch noch zur Flucht. Unser Gutsherr hatte Schiffskarten besorgt, und am Morgen des 31. Januar sollte es in aller Frühe auf Schlitten losgehen. Es war ziemlich kalt. Am Abend vorher gingen wir früh schlafen, um am andern Tage frisch zu sein. Es war ein schreckliches Gefühl, alles stehen und liegen lassen zu müssen, was einem lieb und wert war, und nur noch eine Nacht in den vertrauten Wänden verbringen zu dürfen.

Kurz vor Mitternacht wurde ich wach von Motorengeräusch, und plötzlich sprang unsere Tür mit einem Krach auf. Sechs feindliche Soldaten standen im Zimmer. Mir stand der Verstand still. Ich konnte gar nichts denken. Die Mutter stöhnte vor Schreck. Nur der kleine Hartmut schlief ruhig weiter. Die Kerle durchstöberten nun das Zimmer nach Uhren und Schnaps. Sie warfen alles aus den Kisten und Koffern, die wir gepackt hatten, räumten die Spinde aus, und so entstand ein fürchterliches Durcheinander. Im ganzen Dorf war es plötzlich lebendig geworden.

Plötzlich gab es einen furchtbaren Knall, daß das Haus zitterte, als wolle es einstürzen. Der Putz bröckelte von den Wänden und von der Decke. Das wiederholte sich immer wieder, und alles schrie durcheinander und flüchtete aus den Häusern. Wir dachten, die Welt ginge unter. Da sahen wir, daß im Walde das große Munitionslager in die Luft flog. Es war ein grausiger Anblick, wie die Stichflammen hochzuckten. Das Krachen war so schrecklich, daß ich Mutter unter den Arm nahm, den kleinen Jungen auf den andern Arm riß und mit den andern Leuten in den bombensicheren Gutskeller floh. Wie haben wir da vor Kälte und Furcht gezittert! Stundenlang dauerten die Detonationen, und es rollte manchmal minutenlang. Immer wieder mußte ich meine schluchzende Mutter beruhigen und meinen schreienden Jungen trösten. Dabei vergaß ich mich zuletzt selbst, weil ich sah, wie sie sich auf mich verließen. Sie klammerten sich an mich. Ich wurde ganz stark bei dem Gedanken, daß man jetzt etwas von mir erwartete.

Als endlich der Morgen nach dieser schrecklichen Nacht tagte, wollten wir in unsere Häuser. Aber nur die Männer wurden hinausgelassen, und wir haben sie nie wieder gesehen. Wir Frauen und Kinder blieben in dem Gefängnis. Erst mittags ließen die Soldaten auch uns hinaus. Aber was mußten wir entdecken? In unsere Wohnung konnten wir nicht hinein. Allerlei Gegenstände türmten sich vor der Tür. Wir mußten durchs Fenster steigen. Meine brave Nähmaschine war mitten durchgebrochen. Unser schöner Radioapparat lag zerschmettert am Boden. Alle Bilder

waren von den Wänden gerissen und zertreten. Die Wanduhr trauerte zerbeult in einer Ecke. Vom Geschirr waren nur noch Scherben übrig, und dazwischen und darüber entdeckten wir unsre Kleider, unsre Wäsche und unsre Betten, zerrissen und beschmutzt mit Lehm und Kot. Ein höllisches Durcheinander! Ein schreckliches Bild! Mutter war untröstlich, als sie ihre Lebensarbeit vernichtet sah, und am liebsten hätte sie sich hingelegt und wäre gestorben. Sie rief: "Ach, wären wir doch gegangen! Ach, hätte ich doch auf dich gehört, mein Kind!" Ich war auch sehr erschüttert, aber ich sprach ihr immer wieder Mut zu, suchte nach einem Stück Brot, holte Kartoffeln und kochte etwas Warmes. Dann richtete ich aus den Lumpen ein Lager her und bettete die Mutter und den Jungen hinein, daß sie sich wieder erholten. Ich selbst legte mich gegen Abend auch hin; denn ich war totmüde. Aber in der Nacht kamen fremde Soldaten, quälten uns, jagten uns fluchend hinaus und legten sich ins warme Bett. Und so ging es noch zwei Tage und Nächte. Aus einem Haus wurden wir ins andre gehetzt. Meine Nachbarin wehrte sich gegen die Mißhandlung und erhielt eine Kugel in den Leib, daß sie starb. Ich suchte immer wieder einen Winkel, wo ich meine Lieben betten konnte. Auch für das Essen mußte ich sorgen. Dabei habe ich viel Schläge, Püffe und Tritte bekommen und wurde scheußlich mißhandelt, aber ich wurde nicht müde, für Mutter und Sohn zu sorgen. Wenn sie mich von Mutter und Kind fortrissen, fand ich hinten herum immer wieder zu ihnen zurück. Oft habe ich dabei mein Leben aufs Spiel setzen müssen, aber Gott war mir immer zur Seite.

Dann wurden wir eines Morgens zusammengetrieben und wie eine Schafherde fortgeleitet. Wohin, das wußte keiner. Manche nahmen noch einiges Hab und Gut mit, was sie tragen konnten. Ich rettete nur meine größten Schätze: meine Mutter und meinen Jungen. Daran hatte ich genug zu tragen. Zum Glück ging es nur bis ins kleine Nachbardorf. Dort blieben wir und richteten uns für die Dauer ein. Aber am zwölften Tage begann der große Treck in die Fremde und ins Elend. Es gab jetzt keine längere Ruhepause mehr. Mein kleiner Hartmut war krank geworden, den mußte ich immer tragen, mal auf dem Arm, mal auf dem Rücken. Mutter stützte ich; denn der Ärmsten fiel doch das Gehen so schwer. Sie bat mich immer wieder um ihre Tabletten, die sie mir mitgegeben hatte für ihre Schmerzen, die aber in größerer Menge genossen zum Tode führten. Ich verweigerte sie ihr und sagte: "Nein, Mutter, du darfst sie nicht nehmen; denn du mußt leben. Wenn du stirbst, hat das Leben für mich keinen Sinn mehr, und dann halte ich diese Strapazen auch nicht mehr aus. Um meinewillen mußt du leben. Es ist auch Gottes Wille." "Ich kann nicht mehr!" stöhnte sie. - "Gott wird dich erlösen, wenn er es für gut findet", tröstete ich sie. "Wir haben kein Recht, ihm vorzugreifen." So hielt sie dann doch immer wieder durch.

Wir kamen über Wargen, Sorgehnen, Prowehren. Goldschmiede, Fuchsberg nach NeuhoF. Unterwegs wurden wir immer wieder ausgeplündert, und man nahm uns, was wir früher für nichts geachtet hatten. Es gefiel ihnen immer noch etwas. Oft kamen wir in stockfinsterner Nacht an, wurden dann noch verhört, wobei es so manchen Rippenstoß gab. Dann suchten wir eine Unterkunft und kamen doch nie zur Ruhe. Die ganze Nacht war ein Gehen und Kommen. Zuletzt wurde auch das Essen knapp. Wenn halt gemacht wurde, ging ich sofort auf Kartoffelsuche. Dann machte ich draußen bei Wind und Wetter zwischen ein paar Steinen ein Feuer und kochte Essen. Wir schliefen dann, ob naß oder trocken, wie die Heringe am Fußboden.

So ging es Tag um Tag unter der Aufsicht von Posten weiter, meistens 20 bis 25 km. Oft entdeckten wir, daß wir nach einem tüchtigen Tagesmarsch abends wieder da waren, wo wir morgens losmarschiert waren. Das machte uns am meisten müde, weil man auf diese Art nie zu Ende kommt.

Wir hatten wieder einige Orte durchlaufen: Wanghusen, Nautzken, Kaymen und Labiau und waren in Hindenburg angekommen. Das lag in zwei Häuserzeilen etwa zwei km an einem Kanal entlang. Inzwischen war es Ende Februar geworden. Hier lagen wir nun vier Wochen, und wir Frauen, die noch etwas bei Kräften waren, wurden jeden Tag zur Stadt geholt, um dort zu arbeiten. Es gab aber nicht ein Gramm Brot. Da habe ich denn gebettelt und gesucht, bis ich etwas fand. Mein Hartmut mußte in der Zeit, wo ich fort war, meine Mutter versorgen; denn die lag fest vor Schwäche und Erschöpfung.

Eines Tages machte ich eine schreckliche Entdeckung bei ihr: Kleider- und Kopfpläuse. Auch bei Hartmut und mir entdeckte ich die ekligen Tiere. Jetzt mußte ich jeden Tag vor und nach der Arbeit meine Familie entlausen. Es war entsetzlich. Wir kannten doch so etwas nicht.

Noch schlimmer aber erschien mir die Gefahr, verschleppt zu werden. Was wäre dann aus Mutter und Kind geworden? Sie wären verhungert. Oft hatten mich die Soldaten schon in der Kolonne zum Abtransport, doch ich bin immer wieder ausgerückt. Ich habe gedacht: "Kriegen sie mich, dann ist mein Leben zu Ende. Gehe ich aber mit, dann gehen Mutter und Hartmut zugrunde."

Als ich einmal von der Arbeit zu Hause geblieben war, um zu waschen, kam ein Wagen mit zwei Offizieren und einem Dolmetscher vorgefahren. Zehn Frauen marschierten weinend hinterher. Sie hielten vor unserm Haus, und die Offiziere forderten mich auf, sofort mitzukommen. Ich aber lief ins Haus auf den Boden. Sie fanden mich aber und jagten mich runter. Ich lief aber nicht wieder ins Haus, sondern über den Hof hinter einen Bretterzaun. Jetzt fingen sie an zu toben und brüllten nach mir. Da wurde mirs unheimlich. Ich sah mich um. 200 Meter weit weg lag der Friedhof. So schnell ich konnte, rannte ich dahin. Da

warf ich mich hinter ein Grab. Drüben tobten und schimpften sie weiter, zogen dann aber ab. Mir hatte das Herz bis zum Halse geschlagen, aber Mutter war halb tot vor Angst.

Ein andermal hatten sie mich doch gefaßt. Ich mußte mit. Meine Gedanken aber beschäftigten sich nur mit der Flucht. An jedem Hause wurde halt gemacht, und die Frauen wurden herausgeholt. Ein Posten bewachte uns, einer ging ins Haus. Einen Augenblick schaute unser Posten auch ins Haus, und da war ich weg. Ich rannte durch ein Haus, über einen Hof und versteckte mich hinter einem Holzschuppen. Von da aus konnte ich beobachten, was auf der Straße vorging. Die Posten zählten die Frauen und entdeckten, daß eine weg war. Da wurden sie wild, zogen die Pistolen und riefen: "Erschießen! Erschießen!" Da bin ich auf der Hinterseite der Gehöfte in gebückter Stellung zu meinem Hause etwa einen halben Kilometer zurückgerannt. Dort bin ich ins Stroh gekrochen und habe Gott gedankt, daß er mir wieder einmal geholfen hat. Als ich abends hervorkam, fand ich Mutter und Hartmut weinend im Hause. Ihre Freude war unbeschreiblich, daß ich wieder da war.

Eines Abends hatten sie mich doch schon auf dem Lastauto zum Abtransport. Im Dunkeln aber sprang ich vom Wagen herunter und lief zurück.

Am 26. März feierten wir Mutters Gebutstag, und gerade an diesem Abend mußten wir aus Hindenburg heraus. Wir sind die ganze Nacht und den folgenden Tag gegangen. Der Treck bestand aus 3000 Frauen und Kindern. Gegen Abend kamen wir in ein Dorf, das hieß Waldwinkel. Wir durften aber nicht in die leeren Häuser, sondern mußten in ein Lager am Dorfsende. Mit letzter Kraft kamen wir dort an und fanden nur eine Wiese am Waldrande vor. Das sollte unser Nachtlager sein. Mutter brach mir auf der Stelle zusammen. Sie war ganz verzweifelt, weinte und betete, Gott möge doch ihrem Leben endlich ein Ende machen. Aber es war nicht Gottes Wille. Ich habe Stroh aus einer Scheune geholt und Mutter und Hartmut darauf gebettet. In der Nacht erhob sich jedoch ein rasender Sturm, und es fing an zu regnen, daß wir in die Häuser flüchteten. Die Posten aber trieben uns wieder auf die Wiese zurück. Vier Tage haben wir dort im Regen gelegen.

Dort verlebten wir auch Ostern, das Auferstehungsfest. Hartmut war so schwach, daß er nicht gehen konnte. Er war nur Haut und Knochen und hatte das Sprechen ganz verlernt. Wenn ein fremder Soldat kam, dann klammerte er sich so fest an mich, daß man ihn nicht losreißen konnte, und so wurde er oft mein Retter. Jetzt mußte ich ihn tragen und Mutter führen. Ich freute mich, daß ich noch die Kraft dazu hatte. Andern Müttern sind die Kinder auf dem Arm gestorben, oder sie mußten sie am Wege liegen lassen, weil sie keine Kraft mehr hatten und doch unbarmherzig weitergetrieben wurden. Viele Alte hauchten ihr Leben

am Straßenrand aus. Es war eine Straße des Todes. Ausruhen gab es nicht, dann gab es Kolbenstöße. Mutter flehte mich an, sie liegen zu lassen, ich aber zog sie immer wieder mit.

So waren wir 120 Kilometer von unserer Heimat weggewandert, da konnte Mutter keinen Schritt mehr tun. Ich brachte sie unbemerkt in ein kleines, abgelegenes Häuschen an der Straße. Der ganze Treck bezog Quartier im Ort. Wir schliefen eine Nacht ruhig. Als wir am andern Morgen aufwachten, war der Treck weiter, und uns hatte kein Posten gerufen. Es war wie von Gott gewollt. Da haben wir ihm unsern Dank gestammelt.

Nach ein paar Tagen kam ein Wagen mit fremden Soldaten, die suchten Arbeiter für ein Pferdelazarett, das drei Kilometer weit weg war. Wir hatten zwar mächtig Angst, aber wir mußten mit. Da haben wir zum ersten Male ein Stück trocken Brot fürs Arbeiten bekommen. Wie das schmeckte! Dann wurden auch oft Pferde, die zu schwer verwundet waren, erschossen. Da bekamen wir manchmal ein Stück Fleisch mit. Hartmut erholte sich wieder, und auch Mutter ging es besser.

Am 9. Mai erzählten uns die fremden Soldaten, daß der Krieg zu Ende wäre. Als Mutter das hörte, sagte sie: "Ach, wie gerne wäre ich jetzt zu Hause! Da würde ich mich auch noch erholen." Die Zuversicht gab ihr neue Kraft. Sie stand auf, und ich machte jeden Tag mit ihr Gehversuche. Sie konnte aber nicht mehr und knickte stets zusammen.

Mein Entschluß war aber gefaßt: Ich mußte Mutters Wunsch erfüllen. Als ich einmal zur Arbeit ging, sah ich am Straßenrand eine eiserne Karre vom Straßenwärtler. Da kam mir der Gedanke: "Du fährst Mutter auf dieser Karre nach Hause." Hartmut konnte ja schon wieder laufen, oder wenn nicht, setzte ich ihn auch rauf. Ich teilte Mutter meinen Plan mit, und sie ging voll Freude darauf ein.

Es war aber doch schwieriger, als ich gedacht hatte; denn Mutter war ein schwerer Körper. Es war auch für sie eine Strapaze, den ganzen Tag so in der kleinen Karre zu sitzen. Oft war ich auch so schwach, daß ich die Karre nicht mehr im Gleichgewicht halten konnte, und sie umkippte. Dann mußte ich versuchen, Mutter wieder hineinzusetzen oder mußte einen Vorübergehenden um Hilfe bitten. Wenn Hartmut nicht mehr konnte, schob ich beide. Ich habe so bis 13 Kilometer am Tag geschafft. Man hielt mich nicht auf, wenn ich mit der Karre vorbeischob, aber man nahm mir den letzten Flicker fort. Hartmut wurde seine Schuhe los, und ich trippelte auch barfuß weiter. Mutter hat sich gefreut, daß sie nun nach Hause käme, ich aber war innerlich manchmal fast verzweifelt. Ich durfte es aber der Mutter nicht zeigen, doch ich glaube, sie hat es doch gemerkt; denn mehrere Male hat sie mich getröstet. Einmal sagte sie: "Mein Kind, ich kann es dir nicht mehr vergelten. Aber der liebe Gott wird es tun. Du hast an mir getan,

was kein zweites Kind für seine Mutter tun kann."

Am 21. Mai kamen wir in Königsberg an. In der Litzmannstraße machte ich am Wasserwerk für uns Quartier. Wir legten uns schlafen.

Am andern Morgen wachte Mutter nicht mehr auf. Ich konnte lange darüber nicht fertig werden. War denn nun doch alles umsonst gewesen?

Ich habe dann eine Schaufel gesucht und ein Grab gegraben. Es lag auf einem schönen Rasenplatz, wo man aufs Wasser und auf die Bäume schaut. Dort habe ich sie in eine Decke gewickelt und still beerdigt. Es litt mich nun nicht mehr an dem Platz, wo ich meinen liebsten Menschen verloren hatte.

Ich bin mit meinem Jungen auf dem Arm weitergezogen durch menschenleere und verbrannte Dörfer. Endlich kam ich nach Hause. Aber da stand nicht Haus und nicht Stall, kein Stein war mehr auf dem andern. Da mußte ich denken: "Es war doch wohl gut, daß Mutter das nicht mehr sah. Vielleicht wäre sie darüber irre geworden."

Weinend bin ich von den Trümmern fortgewandert in ein Nachbardorf, wo ich bei fremden Soldaten Arbeit und Brot bekam. Ich nähte. Aber ich war jetzt selbst zu erschöpft und bekam Typhus. Ein halbes Jahr schwebte ich zwischen Tod und Leben. Einige Frauen, die auch dort arbeiteten, pflegten mich aufopfernd. Im Januar 1946 war ich wieder gesund und hatte den Schmerz überwunden. Jetzt wollte ich wenigstens meinen Sohn retten.

Ich arbeitete jetzt auf einer Kolchose beim Vieh im Kuhstall. Dort machte ich sämtliche schwere Arbeit, die sonst ein Unterschweizer tut. Mir ist es aber nicht schwer gefallen; denn ich konnte meinen Sohn Hartmut mit Milch wieder hochpäppeln. Sonst hatten wir aber nichts zu kochen als Kleie, die wir für das Vieh als Futter erhielten. Als dann die Lebensmittelkarte eingeführt wurde, gab es für fünf Tage zwei Pfund Brot, eineinhalb Pfund Grütze, 50 Gramm Fett und 100 Gramm Fisch. Davon mußte ich aber meinen Jungen auch mit unterhalten; denn nur diejenigen bekamen die Karte, die arbeiteten. Da ist manche Frau mit vier oder fünf Kindern verhungert. In der ganzen Gegend fand man keine Melde und keine Brennessel mehr; denn sie wurden restlos aufgegessen. Im Frühjahr 1947, als die Bäume Knospen kriegten, sah man nach kurzer Zeit nur noch Aststümpfe, soweit ein Mensch reichen konnte. Alles wurde gegessen. Trotzdem fingen die Menschen an zu sterben. Viele verfielen in Wahnsinn. Die Toten wurden nicht mehr begraben. Uns aber hat Gott verschont.

Im Juni kam eine Liste von der Verwaltung, in der standen die Namen derer, die nach Deutschland abfahren durften. Mein Name stand auch mit drin. Wir waren ganz durchgedreht vor Freude. Mit einem Güterzug wurden wir nach Mitteldeutschland befördert. Dort fand ich meinen Mann vor, der aus der Gefangenschaft heim-

gekehrt war.

Ich habe einen guten Mann. Er raucht und trinkt nicht, genau wie Sie. So haben wir uns schon wieder hochgearbeitet. Wir haben etwas Kleinvieh, zwei Ziegen, ein Schwein, vier Gänse, dazu Hühner und Kaninchen. Jetzt haben wir uns ein Haus gebaut, nicht groß, aber gemütlich, wenn auch vieles fehlt, weil es das hier noch nicht gibt. Unser größtes Glück aber ist unser Junge. Er ist jetzt 10 Jahre alt und ein tüchtiger Kerl. Wenn er nicht gerade an den Schularbeiten zu tun hat, dann spielt er mit der Eisenbahn; denn er will durchaus Lokomotivführer werden. Er legt Schienen, stellt Signale und läßt den Zug sausen. In der Schule kommt er gut vorwärts und hat neulich sogar eine Klasse übersprungen. Vielleicht wird er sogar ein Lehrer wie Sie.

Ich freue mich, daß ich mich Ihnen gegenüber einmal aussprechen kann.

Nun noch einen schönen Gruß

Fern im Osten

Fern im Osten liegt ein Land
das bist du, mein Preußenland,
dort hat Willkür, die nicht denkt,
uns verjagt, herausgedrängt.

Land, getränkt mit deutschem Blut,
Boden, du bist deutsches Gut.
Feindes Habgier läßt nicht Ruh,
arme, liebe Heimat du.

Einstmals wirst auch du befreit,
warte nur, es kommt die Zeit,
wo das ganze deutsche Land
wird ein einig Vaterland.

W. Hanemann.

Neubeginn im Westen

Nach der bedingungslosen Kapitulation 1945 erhielten die Russen auch das Land Thüringen, sehr zum Schrecken der Bewohner. Selbst überzeugte deutsche Kommunisten verfluchten diesen Tag, an dem ihre Töchter und Frauen der Soldateska preisgegeben waren. Der kommunistische Bürgermeister von Urbach bezog von seinen sowjetischen Freunden eine gehörige Tracht Prügel, als er sich schützend vor seine kaum aus der Schule entlassenen Töchter stellte und mußte zusehen wie sie vergewaltigt wurden. Sie hatten noch unter amerikanischer Besatzung Flugblätter in die Häuser der Urbacher getragen mit dem Aufruf: "Wir begrüßen unsere sowjetischen Befreier!..."

An dem Tage, als die Amerikaner Thüringen räumten, war ich mit meinem Sohn Hellmut in den Harz gefahren, um einige Sachen zu holen, die ich dort im Walde versteckt hatte. Unterwegs wurden wir von fünf Banditen überfallen, mit Schußwaffen und Seitengewehren bedroht und gezwungen, die Uhren herauszugeben. Die Ordnung, die die Amerikaner hinterließen, und die die Sowjets einführten, war gleich: Die Rechtlosigkeit der deutschen Bewohner. Die deutsche Polizei war machtlos.

Auf dem Rückweg nach Urbach wurden wir von denselben Wegelagerern nochmals überfallen, konnten aber auf dem Rade fliehen.

Weil uns als Soldaten die russische Gefangenschaft sicher war, zogen wir bei strömendem Regen auf Fahrrädern nur mit einem Rucksack gepackt zur Zonengrenze. Westlich von Trankwitz hatten die Amerikaner schon einen Schlagbaum quer über die Straße gezogen, und der schwerbewaffnete Posten ließ uns nicht durch. Auf Feldwegen um den "Römerstein" kamen wir aber doch nach dem "goldenen Westen".

Ich hatte das Glück, sofort eine Lehrerstelle zu bekommen. Sie war dadurch frei geworden, daß sich der vorherige Kollege beim Einmarsch der Amerikaner das Leben genommen hatte. Ich sollte durch drei Zeugen nachweisen, daß ich nicht in der Partei gewesen sei. Ich hatte aber keine einzige Adresse eines Bekannten aus unserem Dorf Widitten. Das Rote Kreuz war auch erst im Aufbau. Auch durch den Rundfunk erreichte ich nichts. Der Schulrat eines Nachbarkreises, den ich um Unterstützung bat, meinte, er habe etwa 175 Lehrer im Kreis gehabt. davon waren 6 nicht in der Partei. Von 150 Flüchtlingslehrern aber waren angeblich ca 75% nicht in der Partei gewe-

sen. Das solle ich ihm mal erklären!

So hoffnungslos war meine Lage, und das letzte Geld war verbraucht. Da kam eines Tages von Fritz Mustereit, einem früheren Schüler, ein sehr lieber Brief, den ich bis heute aufbewahrt habe. Auf seine Frage, wie es mir ginge, schrieb ich, daß man mir nicht glaube, und daß ich deshalb nicht angestellt werden könne. Postwendend schickte er mir eine eidesstattliche Erklärung, daß ich nicht in der Partei gewesen sei. Aber noch mehr: Innerhalb von ein paar Wochen hatte ich 24 ebensolche Versicherungen von anderen Dorfbewohnern. Sogar die beiden Pfarrer aus Großheidekrug, Pastor Friedrich, noch in England in Gefangenschaft, schrieben und entlasteten mich. Und so erhielt ich gegen Ende des Jahres 1945 eine Lehrerstelle im Kreis Osterode, wo uns auch viele Widitter später besuchten.

Fritz Mustereit war immer ein aufmerksamer Schüler gewesen, so daß ich im zuredete, Lehrer zu werden. Leider zog man damals von Staats wegen die "langen Kerls" vor, so daß der körperlich kleine Fritz keine Aussicht hatte. So ging er als Matrose aufs Schiff und hat dort den Krieg überdauert. Er lernte fleißig Englisch, verdiente sich mit Stundengeben das Geld für Seemannskurse und machte nach dem Kriege sein Steuermannsexamen. Etwas über 30 Jahre alt erhielt er sein Patent zum "Kapitän auf großer Fahrt". Nun befährt er das Weltmeer zwischen Europa und Amerika.

So hat sich dieser junge Mann ohne "höhere Bildung" aus eigener Kraft nur mit dem Volksschulabschluß einer kleinen Landschule emporgearbeitet. In einem seiner seltenen Urlaube hat er von seinem Verdienst ein schönes Haus gebaut.

Auf meine Bitte nach einem Beitrag aus seinem Widitter Schulleben schrieb er aus Amerika:

Norfolk/VA., am 23. Mai 1959

Lieber Onkel Hanemann!

Eigentlich verdiene ich jetzt mit dem Stock, weil ich Deinen Brief vom 15. Februar noch immer nicht beantwortet habe. ... Wie Du selbst schreibst, ist man immer so ausgefüllt mit seinen täglichen Aufgaben, daß dabei das Privatleben vernachlässigt wird. Das ist schon so an Land, wo man Beruf und Privatleben noch gut voneinander trennen kann. Auf See, wo man auf dem Arbeitsplatz praktisch auch lebt, ist das noch viel schlimmer. ... Außerdem kommt bei uns armen, geplagten Seeleuten noch das Wetter hinzu. Das Wetter eignet sich nicht immer zum Schreiben, vor allem dann nicht, wenn das Schiff "Tanzstunde" hat und u.a.

Samba, Rhumba und Cha-Cha- Cha in einem tanzt. ...

Meinen Eltern geht es zum Glück soweit ganz gut. Leider hat meine Mutter sehr unter ihrem kranken Herzen zu leiden. Nun, das Alter wird sicher auch mit ein paar unangenehmen Erscheinungen aufwarten, nehme ich an. (Bei mir ist es schon das Rheuma!) Ansonsten fühlen sie sich in ihrem neuen Heim ganz wohl. Ich freue mich, daß ich ihnen das habe schaffen können.

Deinen Wunsch bezüglich eines Erlebnisses aus der Schulzeit will ich Dir gerne erfüllen. Nur bitte ich Dich, mir bis zum 1. September Zeit zu geben. Während der Sommermonate ist hier immer sehr viel zu tun. Außerdem gibt es in diesen Gewässern viel Nebel. Da hat man leider sehr, sehr wenig Zeit. Ich danke Dir aber schon im voraus, daß ich gewissermaßen einen Ehrenplatz in Deinem Buch, auf das ich mich übrigens schon freue, einnehmen darf.

... Es grüßt Euch alle recht herzlich

Euer Fritz.

Nun konnte ich nicht bis zum September warten. Aber genügt nicht schon dieser Brief, um zu zeigen, in welchem herzlichem Verhältnis meine Schüler noch nach 20 Jahren zu mir standen?



Umzug der ABC-Schützen zum Schulbeginn in Sebexen am Harz

Nachwort

Schon vor langer Zeit hatte ich mir vorgenommen, von meiner Schule in Ostpreußen und von ihren Kindern zu erzählen, aber mein Dienst an der neuen Schule füllte meine Zeit zum Überlaufen aus. Und doch bedrückte mich diese Unterlassung wie eine Schuld, nicht nur den Kindern gegenüber, sondern auch denen gegenüber, die Trost und Aufrichtung brauchen in ihrer schweren Erzieheraufgabe. Sie begleiten ihre Zöglinge ein Stück Wegs, Und wenn sie endlich Frucht von ihrer Arbeit erhoffen, dann entschwindet das junge Menschenkind ihren Blicken. Das geschieht oft gerade in einer Zeit, in der der aufblühende Mensch eine innere Umwandlung erfährt und zwischen seinem alten und neuen Zustand hin und her zu taumeln scheint. Man hat dann oft den Eindruck des Absinkens, und wenn in diesem Zustand der Zögling vom Erzieher getrennt wird, dann bleibt in dem Älteren, der sich um die junge Seele mühte, manchmal ein Gefühl der Vergeblichkeit und Bitterkeit zurück. Ich hatte das große Glück, die Lebensläufe vieler Schüler auch nach ihrer Trennung von der Schule weiter verfolgen zu können und habe daraus viel Trost gewonnen. Wenn z. B. der widerspenstige Albert mit 18 Jahren zu seinem Lehrer zurückfindet und ihm gesteht, daß er eingesehen habe, was er in der Schule falsch gemacht habe, und jetzt nachträglich um vertrauensvolle Hilfe bittet, so ist die Mühe des Lehrers nicht umsonst gewesen. Aber auch an vielen andern erlebte und erfuhr ich, wie das Samenkorn der Güte und Opferwilligkeit aufging und erstarkte, bei manchen scheinbar verspätet, weil sich die Gelegenheit, es zu beobachten, nicht immer bot. Sollte das nicht viel öfter dargestellt werden, den einen zum Trost und zur Stärkung, den andern zur Nacheiferung, denen aber, die am Guten im Menschen zweifeln, und die daraus das Recht zum Gebrauch der Ellenbogen ableiten, zur Beschämung und zur Demütigung?

Als mir klar wurde, welch unerhört heldenhaftes Opfer ein einfaches Arbeiterkind für seine Mutter brachte, da schämte ich mich fast darüber, daß ich ihm diese Größe nicht zugetraut hatte, obgleich ich es zu kennen glaubte. Ich ging in meiner Erinnerung zurück und konnte jetzt die kleinen Erlebnisse deuten, die auf die künftige Größe hindeuteten. Rückschauend erkannte ich die guten Ansätze und die Entwicklung dieses Menschen im einfachen Kleide, und aus dieser Rückschau ist dieser Bericht entstanden.

Es ist ein wahrer Bericht, keine romanhafte Erzählung. Das ist

sehr wesentlich und muß bei der Beurteilung berücksichtigt werden. Solch ein Bericht will ernst genommen werden. Diese Art der Erzählung hat seine Vor-, aber auch seine Nachteile. Ein Vorteil ist dieses, daß alles, was hier geschildert ist, im Bereich des Möglichen bleiben muß, deshalb nicht nur nachgeföhlt, sondern auch nachgelebt werden kann. Ein Nachteil mag manchem erscheinen, daß keine spannungsreichen Ereignisse geschildert werden konnten, kein übernatürliches idealisiertes Heldentum, das die Jugend so schnell begeistert, weil es ihren Wunschträumen entgegenkommt. Hier wird der Alltag geschildert, der meist grau ist. Hier geht es nicht in klarer Linie vorwärts, sondern in Irrungen und Wirrungen, oft nach drei Vorwärtsschritten zwei zurück wie bei den tanzenden Derwischen. Und doch geht es vorwärts. Aus kleinem Geschehen, aus hellen und dunklen Stunden entsteht ein Bild vom lernenden Schulmeister und von wachsenden Kindern und schließlich auch von Menschen, die so geworden sind, wie wir sie uns wünschen, und wie wir alle sein möchten. Ich glaube, daß ich mir und den Lesern, auch Gott, keinen besseren Dienst erweisen könnte, als daß ich diese Bilder nachmalte.

Auch mir; denn als ich junger Lehrer war, da war ich mir noch gar nicht klar über meine Aufgabe. Ich verwechselte oft Klugheit mit Gutheit und glaubte, es wäre genug, wenn ich die Kinder geistig förderte, also klug machte. Dann aber sah ich oft mit Schmerzen und Schreck das Abgleiten dieser klug gemachten Kinder, von denen ich so viel erwartet hatte. Ich wäre fast der Resignation verfallen. Was konnte ich schließlich dafür? Sollte ich meines Bruders Hüter sein? Aber das Gewissen ließ sich durch die Kainsfrage nicht beschwichtigen. Ich litt wie viele Erzieher unter dem Druck der eigenen Unfähigkeit, der Überzeugung von der Unfähigkeit zum Erzieher. Weil es aber vielen so erging wie mir, hielt ich es für ein allgemeines Schicksal.

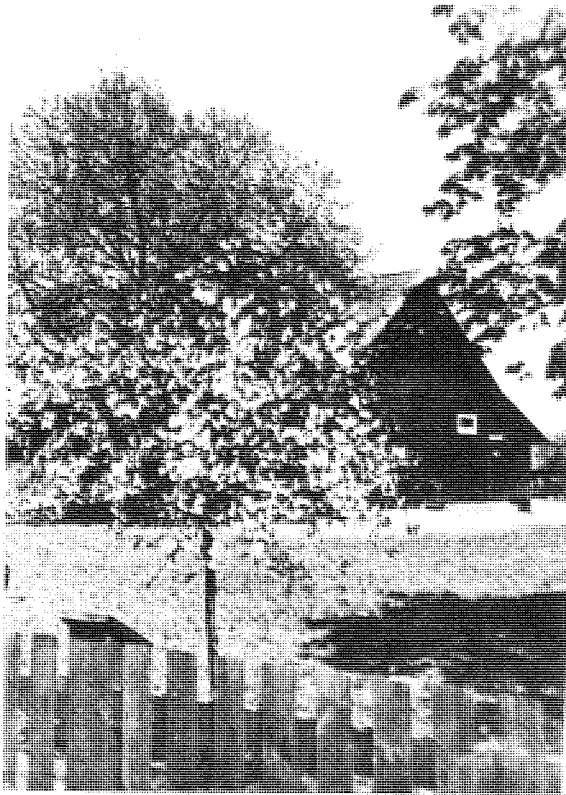
Aber dann erlebte ich an Kindern das Wunder der Güte, und das ließ mich wieder hoffen und gab mir Mut, es immer wieder zu versuchen, mit offenem Auge und aufmerksamem Ohr zu erkennen, was auf die zukünftige Frau oder den zukünftigen Mann deutete. Wo ich Anlagen zum Guten entdeckte, da suchte ich sie zu pflegen und zu stärken, und ich freue mich heute, daß ich diese guten Ansätze entdeckte, daß es mir auch oft gelang, das gute Wollen zu wecken, und daß es sich bewährte. Das Erkennen ist nicht leicht; denn man sieht bei der Beurteilung eines jungen Menschen und bei der Abschätzung seines künfti-

gen Wertes leider oft auf Äußerlichkeiten, auf die Gestalt, sogar auf die Kleidung. Man schließt von einem "feinen" Menschen auf die Güte und glaubt, die feineren Menschen seien auch die besseren. Das zeigt sich ja schon im Sprachgebrauch, wenn man sagt, ein Mensch verkehre in "besseren" Kreisen und meint dabei die gut gekleideten Menschen. Aber das "Feine" ist ein schlechter Maßstab, besonders wenn man damit auch noch die Empfindlichkeit andeuten will. Schon Andersen verspottete diese "Feinheit" in seinem Märchen von der Prinzessin auf der Erbse. Es ist auch mit dem "feinen" Benehmen so. Vieles ist nur Angewohnheit, Tünche, die abfällt, wenn solche Leute von der rauhen Wirklichkeit angefaßt werden. In den 13 Jahren, die ich als Soldat im Kriege war, habe ich solche erschütternden Enttäuschungen vielfach erlebt, besonders niederdrückend bei Rückzügen oder Fehlschlägen, bei Auflösungserscheinungen, wenn alle menschlichen Bindungen fielen, wenn krasseste Selbstsucht und tierischer Selbsterhaltungstrieb zum Vorschein kamen, wenn die Angst um das Leben alle sittlichen Begriffe und allen Anstand vergessen ließ, alle Freundschaft, alle Verwandtschaft, alle Fürsorge, alles Gute. Da wurden Menschen zu Tieren, die sich gegenseitig umbrachten, wenn sie sich im Wege standen. Soldaten mit hohen Tapferkeitsauszeichnungen trampelten ihre verwundeten Kameraden nieder, stießen schwächere zurück und retteten sich in zurückfliegende Flugzeuge, um aus dem Kessel zu kommen. Wie oft mußte ich mit der Pistole drohen, um diese "Helden" zurückzuschrecken, damit die Verwundeten ausgeflogen werden konnten. Wenn man das immer wieder erlebt, dann verzweifelt man wohl am Menschentum, läßt sich gehen und kämpft gegen das Unmenschliche nicht an.

Aber da tritt dann plötzlich ein einfaches, unbeachtetes Menschenkind in den Gesichtskreis und belehrt einen anders. Es wird zum Helden, zum ruhigen Pol, und die Schwächeren klammern sich an solche Menschen, fragen nicht nach dem Woher, auch nicht darnach, was einer hatte oder früher war, sondern nach dem, was einer jetzt ist und was er zu opfern bereit ist. Um einen Starken scharen sich die Schwachen, und mancher, der früher befohlen hat, wird jetzt zum Diener. In der Bedürfnislosigkeit zeigt sich nun der Meister, und wer am einfachsten mit der Not fertig wird, der übersteht die Prüfung. Die vom Schicksal Verwöhnten aber sind die ersten, die am Wege bleiben. Wer aber harte Brotrinde gewöhnt ist, verdaut auch Knospen und Baumrinde und grünes Kraut vom Acker.

Die aber ihr Leben einsetzen, gewinnen es wieder wie dieses Mädchen, die zur Heldin wurde. Und man steht und staunt und meint: "Das hätte ich ihr nicht zugetraut!"

Ist es nicht erwähnenswert, wie dieses Mädchen so wurde und wie es dann sein Leben für andre selbstvergessen einsetzte? Hat es keinen Sinn, an Liebe und Treue und an den Sieg des Guten in der Wirklichkeit zu glauben? Dann wäre dieses Buch besser ungeschrieben geblieben.



*Blühender Kirschbaum am Schulgartenzaun zur
Straße*

Der Autor



Willy Hanemann wurde am 7.10.1894 in Heringen in der "Goldenen Aue" als Sohn eines thüringischen Landwirts geboren. Der zog, um seinen Besitz zu vergrößern, nach Westpreußen in die Nähe von Straßfurt. In Thorn besuchte Willy die Präparandenanstalt und das Lehrerseminar.

Im ersten Weltkrieg war er vier Jahre an der Westfront. Das Kriegserlebnis belastete ihn seelisch noch viele Jahre. Seine zweite Heimat Westpreußen verlor er durch die Besetzung durch die Polen 1920.

Jung verheiratet trat er 1921 seine erste Schulstelle in Schülzen in Masuren an. Von 1928 an leitete er die zuerst einklassi-

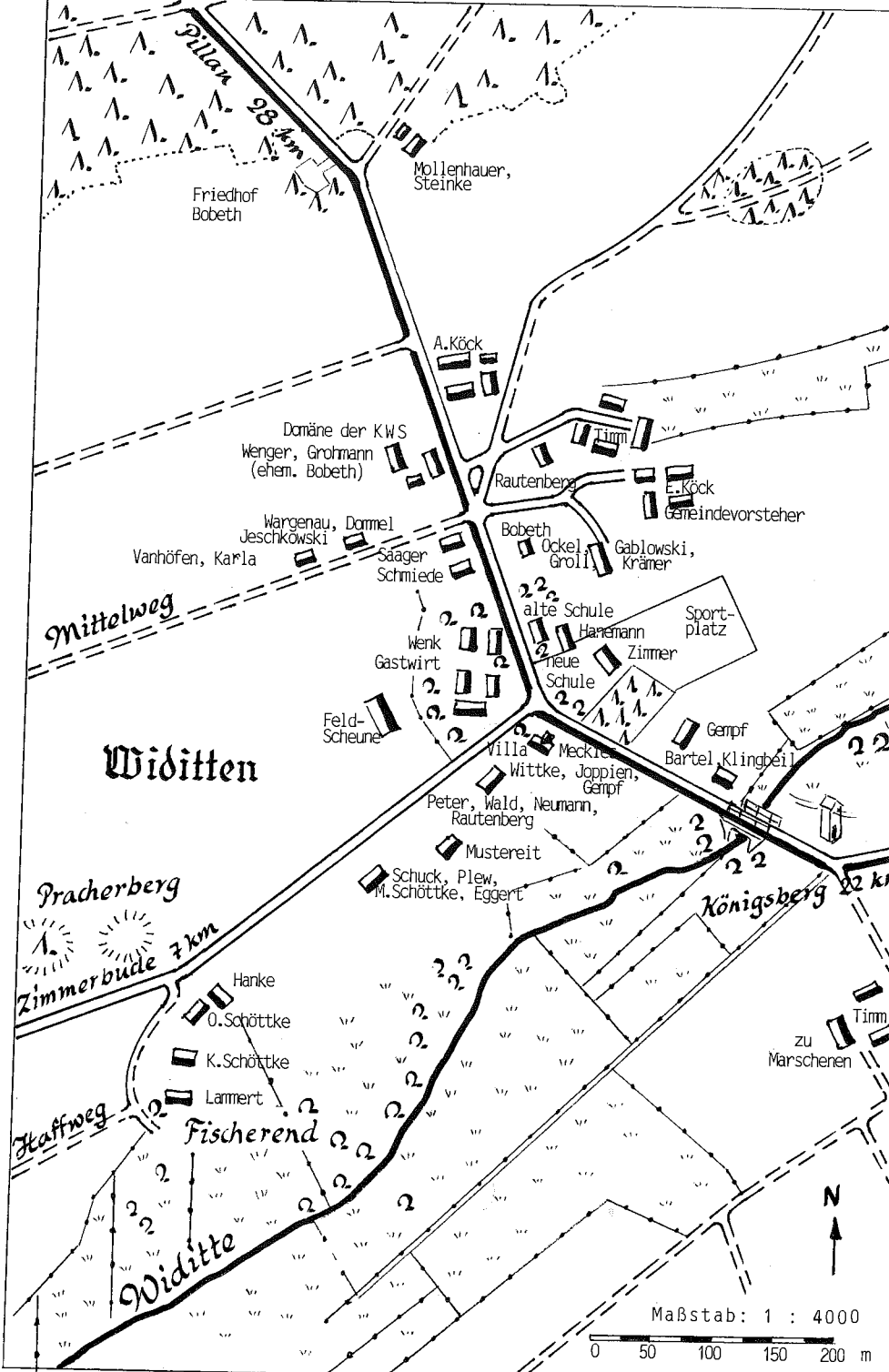
ge, ab 1936 zweiklassige Volksschule in Widitten im Samland.

1939 wurde er als Reserveoffizier wieder eingezogen und auf fast allen europäischen Kriegsschauplätzen eingesetzt, ab 1941 in Rußland. Nach dem zweiten Weltkrieg leitete er von 1945 bis 1950 die dreiklassige Schule in Sebexen, Kreis Osterode und war dann bis zu seinem Tode 1959 Hauptlehrer in Abbensen, Kreis Peine.

Schon als junger Lehrer begann er kurze Geschichten aus dem Schul- und dem Leben und der Natur zu schreiben und zum Teil zu veröffentlichen. Auch im Kriege verarbeitete er seine Erlebnisse zu Erzählungen, die aber für ihn später bedeutungslos wurden. Mehr und mehr trat in seinem Alter für ihn die verlorene Heimat Ostpreußen in den Vordergrund. Dieses Buch ist ein Beleg dafür.

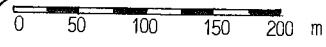
Dieses Buch hatte mein Vater schon 1959 einem Verlag angeboten. Bis auf das Vorwort und das Nachwort habe ich alles überarbeitet und mehreres gekürzt. Mein Bruder Hellmut hat mich bei den Korrekturen und der Gestaltung sehr unterstützt.

Siegfried Hanemann.

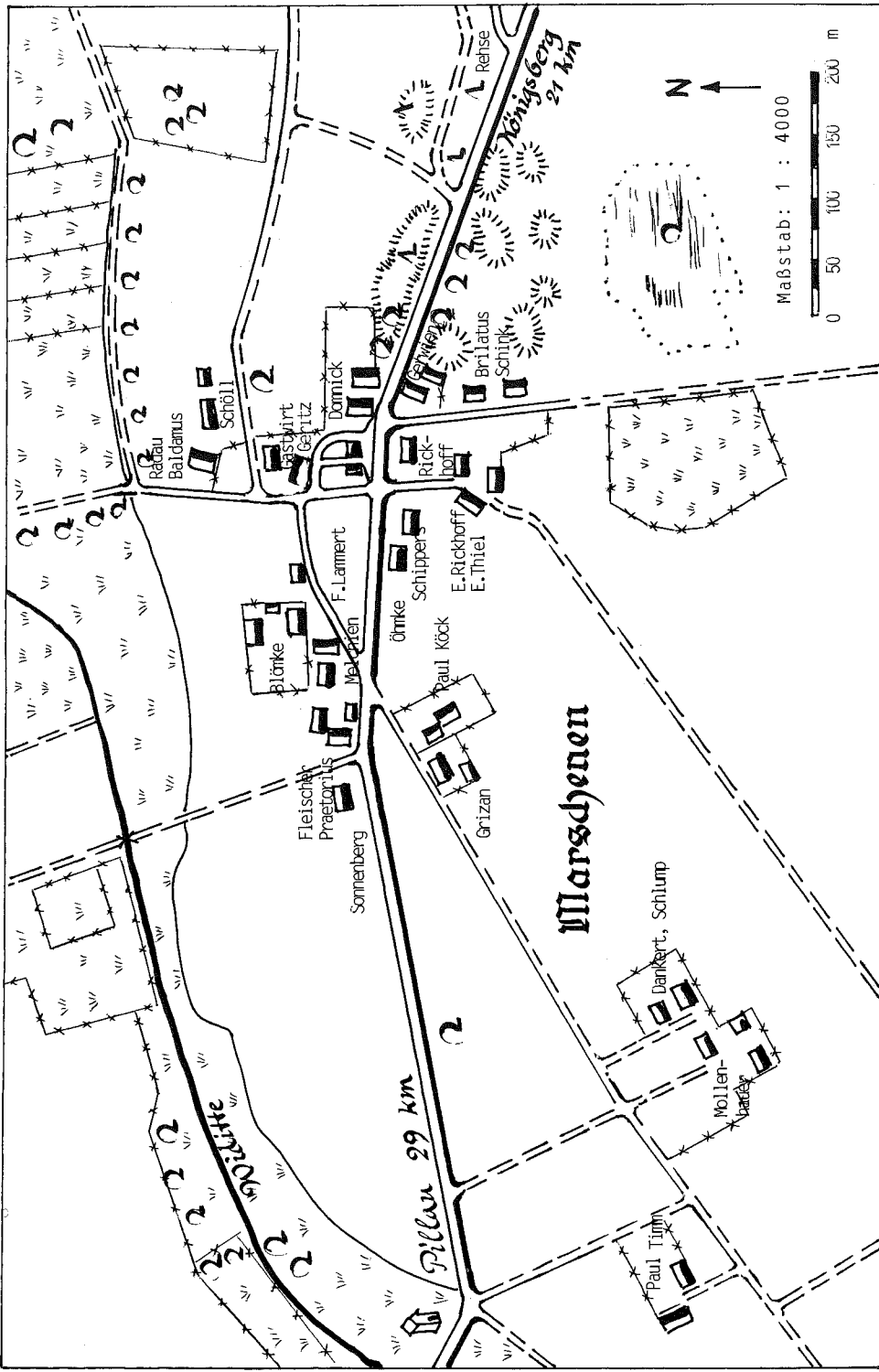


15.2.85
S. 22.

Maßstab: 1 : 4000

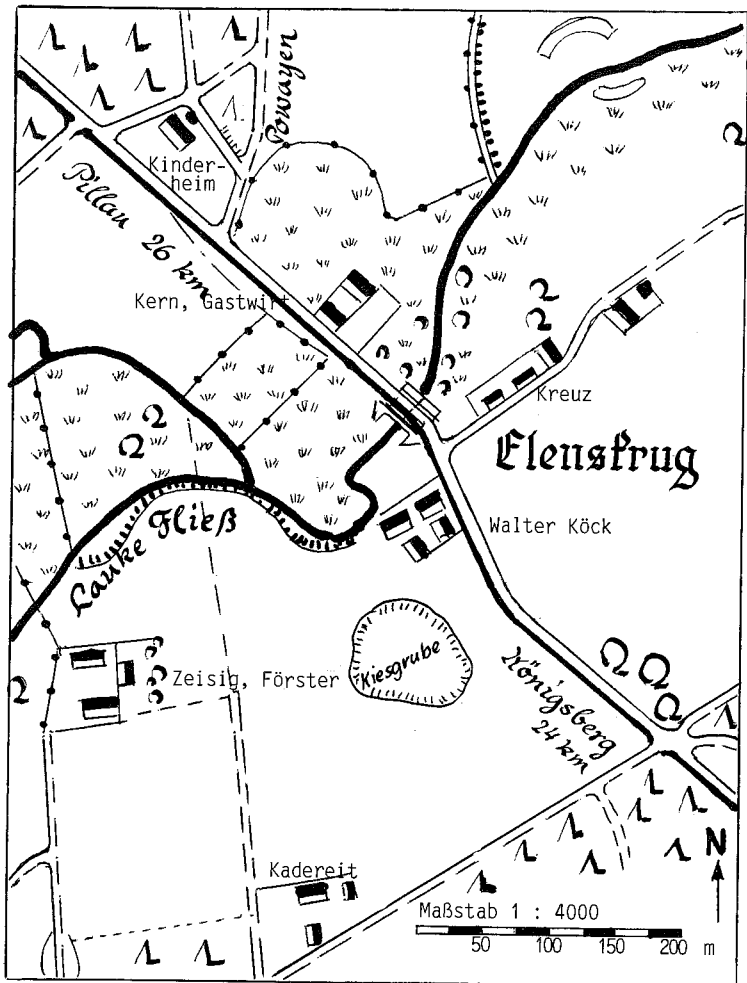


26.4.85
S. 20



Maßstab: 1 : 4000

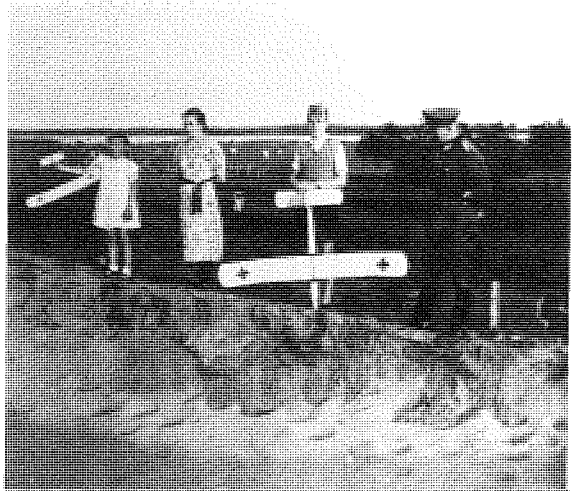




Russische Namen

Unsere Heimatdörfer haben jetzt russische Namen:

Fischhausen	-	PRIMORSK
Groß Blumenau	-	KREMNEVO
Großheidekrug	-	VZMOR'E
Peyse	-	KOMSOMOL'SK
WIDITTEN	-	VOLOCHAEVSKOE
Zimmerbude	-	SVETLYY



Am "Spülfeld" am Haß



Die beiden Klassenbilder stammen wahrscheinlich vom Sommer 1939.
Elsa Schöttke erinnert sich an fast alle Namen:

Oberstes Bild, oberste Reihe von links nach rechts:

Fräulein M. Zimmer, Grete Dommel, Elsa Schöttke, Grete Schöttke,
Christel Gerwien, Lehrer W. Hanemann, Erich Dommel, Fritz Sonnenberg.

Zweite Reihe:

Lieselotte Lammert, Lotte Jeschkowski, Hanna Dommel, Liesbeth Gablowski, Herbert Gempf, Willi Brilatus.

Dritte Reihe:

Irmgard Mollenhauer, Ruth Lammert, Erna Bodlin, Lotte Wald,
Kurt Blömke, Manfred Timm.

Vierte Reihe:

Traute Rehse, Traute Schink, Elsa Wedtke, Ursula Zahlmann, Erich Wald, Gerhard Gempf.

Fünfte Reihe:

Gerda Krämer, Traute Timm, Hans Mollenhauer, Reinhold Prätorius,
Hans Schöttke.

Sechste Reihe:

Christel Schink, Anneliese Timm, Günther Köck, Horst Blömke.

Zweites Bild, oberste Reihe von links nach rechts:

Kurt Brilatus, Hans Karla, Elli Karla, Gerda Schink, Fräulein M. Zimmer, Kurt Gempf, Karl Dommel.

Zweite Reihe:

Helmut Wald, Arno Wald, Elli Köck, Gerda Köck, Helmut Peter,
Willi Bodlin.

Dritte Reihe:

? Schink, Erwin Brilatus, Elsa Rickhoff, Gerda Steinke,
? Schink, Edwien Rehse.

Vierte Reihe:

Fritz Bodlin, Erwin Krämer, Elfriede Schöttke, Ruth Gerwien,
Alfred Steinke, Gerhard Timm.

Fünfte Reihe:

Erna Klingbeil, Brigitte Domnick, Erwin Klingbeil, Klaus Prätorius.

Sechste Reihe:

? , Ilse Hanemann, Ursel Wenthur, Eva Schöttke.

Verbleib der Widitter

Im Buch "Der Landkreis Samland" wird die Zahl der Einwohner von Widitten, Marschenen und Elenskrug für das Jahr 1939 mit 351 angegeben. Auch wenn in der Zeit bis 1944 einige Einwohner fortzogen, kamen doch wieder neue hinzu, so daß die Gesamteinwohnerzahl bis zum Ende wohl ungefähr gleichblieb.

Wo sind nun diese 351 Dorfbewohner geblieben?

Nach dem vorhergehenden Bericht sind mehrere durch Kriegseinwirkung und danach unter der Russenherrschaft umgekommen:

Familie Albert Wenk	die Männer Groll	
Familie Peter		Sonnenberg
Familie Timm		Lammert
Frau Köck mit Mutter und jüngstem Sohn		Erich Wenk Willi Köck

Schmied Saager und seine Schwester zwei ehem. Schüler

Dies sind insgesamt vielleicht 20 Menschen.

Von 65 Einwohnern sind die jetzigen Anschriften in der Bundesrepublik, der DDR und 3 in Nordamerika bekannt. Es sind Angehörige der Familien:

Brilatus	Hanke	Sonnenberg
Dommel	Köck	Timm
Eggert	Lammert	Wald
Gablowski	Mustereit	Wenk
Gempf	Neumann	Zimmer
Gerwien	Rautenberg	
Hanemann	Schöttke	

Weiter sind in den 40 Jahren die Älteren hier im Westen fern von unserem Heimatdorf verstorben. Wenn ich die mir Bekannten zähle, komme ich auf vielleicht 15, meine Eltern mit eingeschlossen.

Alle drei Gruppen zusammen umfassen aber nur 100 Menschen. Wo sind die restlichen 251?

Die Geburtsdaten, soweit sie vorhanden sind, sagen aus, daß 45 Einwohner Widittens mit jetzt bekannter Anschrift aus den Jahrgängen 1920 bis 1929 stammen. Die restlichen 20 Widitter verteilen sich auf die Jahrgänge 1919 und früher und 1930 bis 1937. Von den Letzteren, also jetzt 56- bis 50-jährigen sind nur 9, von den später geborenen, jetzt 49 bis 42 Jahre alten Widittern jedoch keine Anschriften bekannt. Und hier muß es vermutlich noch 70 bis 100

Widitter geben. (Die Klassenbilder von 1939 zeigen 65 Schüler, also im Durchschnitt 8 Kinder pro Jahr.) Aber auch mit diesen vermutlich hier Wohnenden bleiben noch ungefähr 150 Landsleute, von denen wir nichts wissen. Hoffen wir, daß sich möglichst viele retten konnten!

Rodgau, März 1986

Siegfried Hanemann